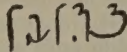
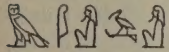
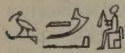
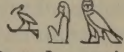
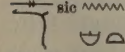


Zu dem Namen Manetho.

Ein Nachtrag von Wilhelm Spiegelberg.

In meinem Aufsatz über den Namen Manetho (Sp. 145ff.) habe ich ihn auf Grund der demotischen Schreibung  als *M3-t(n)-Dhwtj* „Wahrheit des Thoth“ erklärt. Dabei habe ich auch zwei hieroglyphische Formen des Namens herangezogen. Von ihnen ist die eine  als *M3-t(n)-Dhwtj* „Wahrheit des Thoth“ erklärt. Dabei habe ich auch zwei hieroglyphische Formen des Namens herangezogen. Von ihnen ist die eine  zweifellos wie die demotische *M3-t(n)-Dhwtj* zu lesen. Denn die Feder steht auf dem Münchener Sarg an erster¹ Stelle. Dagegen sind die Schreibungen des Londoner Sarges  und varr., wie mir Sethe in einer freundlichen brieflichen Mitteilung bemerkt, *m3-Dhwtj* oder *Dhwtj m3* zu lesen, d. h. „wahr (o. ä.) ist Thoth“. Diese Deutung des letzteren Namens läßt sich nun durch dessen demotische Schreibung  in Pap. dem. Berlin 3116^{3/30} und seine griechische Form stützen. Da steht deutlich  *Dhwtj-m3-w* mit der Pseudopartizipialendung *w* (s. Demot. Gram. § 97), und die griechische Wiedergabe *Θοτομω* lehrt, daß diese Lesung die allein richtige ist, also die Folge *M3-Dhwtj* für unseren Eigennamen ausgeschlossen ist. Die griechische Form spricht für eine Vokalisation *ēm3ōu* mit einer Qualitativendung *ω*². Aus *Dhot-ēmōu* ist in der griechischen Wiedergabe mit Angleichung des *ē* an den vorhergehenden und folgenden *o*-Vokal³ *Dhot-ēmōu* und mit der griechischen Endung *Θοτομω* geworden, wie *Ιναρως* (Nebenform von *Ιναρως*) aus *Jér-en-Har-erōu*.

1) Nicht an zweiter, wie die Zeichenfolge irrtümlich im Druck angibt. Auch ist der Name der Frau  zu lesen mit einer eigen-

tümlichen Verstellung des , die vielleicht die Aussprache *ēs* des alten *ns* bezeichnen soll, wie Herr Dr. Edgerton ansprechend vermutet.

2) Siehe Sethe: Verbum II § 102.

3) Zu dieser griechischen Vokalassimilation vgl. Sethe: Sarapis S. 8.

Wir haben also zwei mit dem Elemente *m3* und dem Gottesnamen Thoth gebildete Eigennamen zu unterscheiden. *Dhwtj-m3-w* „Thoth ist wahr (o. ä.)“ und *M3-t(n)-Dhwtj* „Wahrheit (o. ä.) des Thoth“. Den letzteren glaube ich als das Prototyp der griechischen Form Manetho erwiesen zu haben.

Das Problem der Herkunft der semitischen Schrift und die Sinaiinschriften.

Von H. Jensen.

Die erste der beiden Setheschen Abhandlungen über das Sinaischriftproblem¹ erschien gegen Ende des gleichen Jahres 1916, in dessen Anfang Alan H. Gardiner seinen Aufsatz 'The Egyptian Origin of the Semitic Alphabet' im JEA III² veröffentlicht hatte, ohne daß Sethe von letzterem Kenntnis gewonnen hatte. Er hat infolgedessen die von Flinders Petrie auf der Sinaihalbinsel 1905 gemachten Funde und ihre durch Gardiner erfolgte Auswertung nicht für seine Hypothese von der ägyptischen Herkunft des semitischen Alphabets berücksichtigen können. Trotzdem darf man behaupten, daß Sethe ohne jene Kenntnis bereits wichtige Ergebnisse gewissermaßen vorweggenommen hat, deren Bestätigung dann durch die Sinaiinschriften erbracht wurde.

Nach Sethe sind die Beziehungen zwischen der altsemitischen (phönikischen) und der ägyptischen Schrift — andere Hypothesen, wie die babylonische, kretische, kyprische, chetitische lehnt Sethe grundsätzlich ab — nicht im Sinne de Rougés oder Halévys zu verstehen, daß eine direkte Übernahme der ägyptischen Schriftzeichen, sei es der hieratischen oder der hieroglyphischen, erfolgt wäre, sondern in dem Sinne, daß die ägyptische Schrift nur das Vorbild war, nach dem Semiten ihre Schrift dann selbständig schufen. Dieses Vorbild erkennt Sethe zu-

1) Sethe, Kurt: Der Ursprung des Alphabets. Die neuentdeckte Sinaischrift. Zwei Abhandlungen zur Entstehungsgeschichte unserer Schrift. Aus den „Nachrichten von der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1916/1917“ neu abgedruckt. Berlin: Weidmannsche Buchhandlung 1926. (S. 88—161 u. S. 437—475.) gr. 8°. RM 5.40.

2) In deutscher Übersetzung wieder abgedruckt ZDMG NF II (1923), 92—120.

nächst in der Vokallosigkeit der ägyptischen Schrift¹, ferner in der linksläufigen Schriftrichtung, in der Gleichheit der Schreibtechnik sowie in dem (pseudo-)akrophonischen Prinzip, das bei den Ägyptern gleichsam unbewußt (aus einkonsonantigen Wort- bzw. Silbenzeichen) entstanden, von den Semiten bewußt angewandt worden sei. Als Erfinder der semitischen Schrift betrachtet Sethe die Hyksos, ein semitisches Hirtenvolk anscheinend kanaanäischen Sprachstammes, die um 1700 Unterägypten eroberten, aber in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. vertrieben wurden und nach Palästina wanderten. Die Hyksos hatten die ägyptische Schrift kennen gelernt, in der es ja bereits zu einem Konsonantenalphabet gekommen war. Sie „schälten es (vermutlich im 17. Jahrh.) aus allem, was noch drum und dran war, heraus und schufen neue Zeichenbilder dafür, deren entstellte Formen noch heute in der ganzen Welt in Gebrauch sind“. Das nach Palästina mitgebrachte Alphabet konnte zunächst die Konkurrenz mit der als Diplomatschrift verwendeten babylonisch-assyrischen Keilschrift nicht aufnehmen, trat aber mit dem Abnehmen des babylonischen Einflusses seit etwa 900 auch öffentlich in den Inschriften der moabitischen, israelitischen, phönikischen und syrischen Könige auf.

Die Schwierigkeit, daß die Erfindung der semitischen Schrift über ein halbes Jahrtausend lang bestanden haben sollte, ohne in Inschriften in die Erscheinung zu treten — die Byblosinschrift kannte Sethe noch nicht — konnte S. nicht beseitigen; Lehmann-Haupt (ZDMG 73 [1919]) und Gardthausen (Ztschr. d. dtsh. Ver. f. Buchwes. u. Schrifttum I [1918]) ersetzten darum die Hyksos als Erfinder durch die Israeliten, die bei ihrer um die Mitte des 12. Jahrh. erfolgenden Eroberung Kanaans die semitische Schrift dort eingeführt hätten.

Die Sethesche Abhandlung von 1916 wurde überholt, als die Entdeckungen Petries und die Studien Gardiners bekannt wurden, die von Sethe freudig begrüßt wurden. Schienen sie ihm doch die Bestätigung seiner 1916 dargelegten Anschauungen zu bringen: daß die ägyptische Schrift durch Vermittlung der Hyksos auf die Bildung der semitischen Buchstabenschrift eingewirkt habe. Daß freilich die Buchstabenformen gleichfalls von dort herstammten, war auch für ihn überraschend und gegen seine bisherigen Anschauungen. Als Auseinandersetzung mit diesen neuen Entdeckungen schrieb S. 1917 seine zweite Abhandlung: Die neuentdeckte

Sinaischrift usw. Wie betont werden muß, beschränkte S. seine Studien auf die Handkopien der Sinainschriften, obwohl bereits Photographien vorlagen. S. nimmt das von Gardiner aufgestellte freilich noch unvollständige Sinaialphabet im einzelnen durch und erklärt sich im allgemeinen mit demselben einverstanden; immerhin geht er in der Identifizierung von Zeichen der Sinaischrift mit ägyptischen Hieroglyphen bzw. altsemitischen Buchstaben z. T. über Gardiner hinaus, weicht andererseits auch in mehreren Punkten von Gardiner ab. Besonders beachtenswert ist der Umstand, daß, während Gardiner die Zeichen Fisch und Schlange beide zum altsemitischen Zeichen für *n* in Beziehung setzt und zwar deshalb, weil der Buchstabenname im Nordsemitischen *nūn* = Fisch, im Südsemitischen *nahās* = Schlange heißt, Sethe das Zeichen für *n* nur aus der Schlangenhieroglyphe ableitet, während die Fischhieroglyphe das Zeichen für *samech* (nach Sethe = arab. *samak* 'Fisch') ergeben hätte. Daß der nordsemitische Name *nūn* 'Fisch' für *n* erst eine jüngere Substitution für *nāhās* 'Schlange' darstellt, war bereits von anderen behauptet worden¹. Die Zeichen für *g*, *d*, *t* sind zweifellos richtig von Sethe vermutet worden — Gardiner hatte sie noch nicht identifizieren können. Ob die als Prototypen für *š* und *q* angenommenen Sinaizeichen, von S. selber mit einem Fragezeichen versehen, als solche haltbar sind, dürfte zu bezweifeln sein. Grimme hat sie in seiner bekannten Erstveröffentlichung über diese Probleme² durch andere Zeichen ersetzt, ob bei *š* mit mehr Recht, möchte ich freilich dahingestellt sein lassen. Immerhin muß man trotz mancher Unsicherheiten Sethe zugeben, daß „niemand die Tatsache bestreiten wird, daß unter den vermutlich alphabetischen Zeichen der neuen Sinaischrift nicht weniger als acht sind, die völlig deutlich in ägyptischer Weise ausgesucht eben die Gegenstände darstellen, nach denen Buchstaben des phönizischen Alphabets benannt sind und die in diesen Buchstaben aller Wahrscheinlichkeit nach auch ursprünglich dargestellt waren. Es sind die folgenden: Ochsenkopf = Aleph, Haus = Beth, Hand = Jod, Wasser = Mem, Schlange = Nun (Nahās), Auge = 'Ajin, Kopf = Resch, Kreuz = Taw. In sieben von diesen Fällen ist zugleich eine unbestreitbare Übereinstimmung in den Formen zwischen den späteren semitischen Buchstaben und den ägyptischen Bildern der Sinaischrift festzustellen“.

Die Gardinersche Lesung einer mehrfach

1) Auf die Bedeutung dieser Tatsache für die Frage des Ursprungs der semitischen Schrift hatte schon H. Schäfer hingewiesen, ÄZ 52 (1914), 95ff.

1) Lidzbarski, Ephemeris I, 132; II, 125—139; Nöldeke, Beitr. z. semit. Sprachwiss. 1904, 124—136.

2) Althebräische Inschriften vom Sinai, 1923.

in den Inschriften erscheinenden Zeichengruppe als *ba'alat* nimmt auch S. an, ja er bezeichnet diese Lesung geradezu als den „Höhepunkt seiner (Gardiners) Arbeit“, als „die eigentliche Entdeckung, die er gemacht hat“. Sethe selber versucht keinerlei weitere Lesungen; bekanntlich hat er auch neuerdings die in dieser Beziehung von Eisler, Grimme u. a. gemachten Versuche abgelehnt.

Was Zeit, Ort und Umstände der Entstehung des semitischen Alphabets betrifft, so schienen die neuen Funde Sethe die beste Bestätigung für das zu sein, was er in seiner erstgenannten Abhandlung aus dem Jahre 1916 gesagt hatte. Da nach Petrie und Gardiner die Sinaïinschriften in die Zeit zwischen 1800 und 1500 zu datieren sind — in welche Zeit auch die Hyksosinvasion fällt — so konnten die chronologischen Verhältnisse gar nicht besser stimmen. Und so gelangt S. zu dem Schlusse, „daß die altsemitische Buchstabenschrift, wie sie Petrie und Gardiner am Sinai gefunden haben, auf Semiten, die in Ägypten in der Zeit zwischen dem mittleren und dem neuen Reiche ansäßig waren, zurückgehen wird“.

Obschon S. in der neuen Schrift „das *missing link* für die Abstammung des phönizischen Alphabets von der ägyptischen Schrift“ sehen zu müssen glaubt, erkennt auch er nicht gewisse Schwierigkeiten. Bei einer Anzahl von phönikischen Buchstaben läßt sich offenbar nur schwer eine Übereinstimmung mit Sinaizeichen nachweisen. S. nimmt in solchen Fällen eine absichtliche Umgestaltung von Zeichenformen an, z. B. zum Zwecke der Unterscheidung von Zeichen, die sich zu ähnlich geworden waren; oder Ersatz eines alten Bildes, wenn es der Bedeutung seines Namens nicht mehr genügend entsprach, durch ein neues, deutlicheres Bild. Doch das sind nur unzureichende Auswege zur Umgehung der Schwierigkeit. In nicht geringerem Grade besteht letztere übrigens bei den Grimmeschen Ansetzungen. Man vergleiche die Sinaiformen etwa für Beth, Daleth, He, Zajin, Teth, Samekh, Sade, Resch auf den Tabellen Gardiners, Sethes, Grimmes mit den entsprechenden phönikischen Zeichen — die Formenähnlichkeit ist so gering, daß man nur schwer versteht, wie sich letztere aus ersteren entwickelt haben sollten. Man wird vielleicht sagen: es liegt ja eine mehrhundertjährige Zeit der Entwicklung zwischen den Sinaïinschriften und dem ersten Auftreten des phönikischen Alphabets. Das ist ein Argument, das Sethe (und Grimme) sonst freilich gerade Schwierigkeiten verursacht hat; wie wir sahen, suchte S. diesen Hiatus dadurch zu erklären, daß er annahm, die von Ägypten mitgebrachte Buch-

stabenschrift habe sich infolge der Konkurrenz mit der Keilschrift erst mit dem Abnehmen des babylonischen Einflusses durchsetzen können. Jenes Argument ist aber heute auch nicht mehr in dem Maße stichhaltig, seit wir die phönikische Schrift als bereits im 13. Jahrh. im Gebrauch befindlich nachweisen können (Byblos-Inschrift)¹. Wichtig ist nun, daß wir hier bereits einen Schrifttypus vorfinden, der so gut wie identisch ist mit demjenigen, der uns in den bis dahin ältesten nordsemitischen Schriftdenkmälern entgegentritt, ja wie er sich noch jahrhundertlang mit auffälliger Stabilität bis in die jüngeren phönikischen Inschriften hinein erhalten hat. Angesichts dieser Tatsache kann man m. E. nicht umhin, ein überaus langsames Tempo der Entwicklung der Zeichenformen anzunehmen. Es ist schwer denkbar, daß die nunmehr auf 2—3 Jahrhunderte zusammengeschrunppte Zeitspanne zwischen den Sinaïdenkmälern und der Byblosinschrift eine derartige Verschiedenheit hätte herbeiführen können, wie wir sie in der Tat zwischen den noch in hohem Grade bildhaften Sinaizeichen und den linearen altphönikischen Buchstaben finden, so daß Eisler (JRAS 1923, The Kadmean Alphabet) geradewegs behauptet, 'no trace of hieroglyphic admixture is to be found in the North Semitic, Phoenician and Aramaean, inscriptions of the first millennium B. C.'. Auch Grimme (a. a. O.) gibt in gewissen Fällen (*Teth*, *Sade*, *Cheth*) zu, daß es gewagt erscheine, die semitischen Buchstabenformen den sinaïtischen anzugliedern und daß man evt. an ein anderes Vorbild denken könne.

Eine zweite, von Sethe nicht hervorgehobene Schwierigkeit besteht darin, daß wir bei einer Anzahl semitischer Buchstabennamen trotz aller möglichen aufgestellten Etymologien im Grunde nicht wissen, was sie bedeuten; ja daß einige derselben anscheinend überhaupt ein unsemitisches Gepräge tragen. So sagt denn Grimme (a. a. O. 22) mit Recht: „Die für *gimel*, *he*, *zain*, *beth* (südsem. *hauth*), *teth*, *lamed* (südsem. *lāwe*), *sade* und *qoph* bisher vorgebrachten Deutungen gehören in das Gebiet des reinen Begriffsratens“. Es scheint mir nun überaus wichtig zu sein festzustellen, daß gerade bei denjenigen semitischen Zeichen, die unerklärbare Namen tragen, auch die Schwierigkeit, ja Unmöglichkeit des Zusammenhanges der Buchstabenform mit der ihr von Sethe und Grimme gegenübergestellten Sinaïschriftform besonders evident zutage tritt.

1) Vgl. auch Kittels Bemerkungen zu den samaritanischen Ostraka, Th L-Z. 1911, 3—4 und Gesch. Israels 1923, S. 155f.

Schon diese beiden behandelten Schwierigkeiten, denen andere anzureihen wären, genügen m. E., um die Vermutung nahezulegen, daß das nordsemitische Alphabet keine reine Fortentwicklung des Sinaialphabetes sein könne, sondern daß ein anderes Vorbild zumindest stark modifizierend habe einwirken können sowohl in bezug auf die Buchstabenformen wie auch in bezug auf ihre Namen.

Welches Vorbild käme in Frage? Ohne Zweifel könnte man ein solches Vorbild nur in der altkretischen, gegen Schluß der sog. mittelminoischen Periode (1675—1600) bereits als Linearschrift auftretenden Schrift finden. Ohne soweit zu gehen wie Evans (*Scripta Minoa I*, 1909), Schneider (*Der kretische Ursprung des phönik. Alphabets*, 1913) und Fries (*Ztschr. d. dtsh. Paläst.-Ver.* XXII, 1899), die die altkretische Schrift als die alleinige Quelle des phönikischen Alphabets überhaupt ansehen¹, glaube ich doch eine gewisse Beeinflussung des letzteren von seiten der kretischen Schrift anerkennen zu sollen. Die geradezu verblüffende Übereinstimmung zahlreicher semitischer Buchstabenformen — und vor allem gerade derjenigen, für die die Sinaischrift keine rechten Vorbilder liefert — hat schon Lehmann-Haupt (*ZDMG* 73 [1919]) zu der Ansicht veranlaßt, daß eine eklektische Verwendung kretischer Zeichen durch die Semiten nicht ausgeschlossen sei. Die hier in Frage kommenden kretischen Linearzeichen lassen sich im allgemeinen recht gut auf die ursprünglichen Bildzeichen zurückverfolgen; vergleichen wir nun diese Bilder mit den Namen der entsprechenden semitischen Buchstaben, so ergibt sich, daß in verschiedenen Fällen, wo wir die Bedeutung der Namen kennen, diese ungezwungen zu den dargestellten Objekten passen (z. B. Daleth, Waw, Kaph). Jene vorhin erwähnten, schwer oder gar nicht aus dem Semitischen zu etymologisierenden Buchstabennamen² könnten m. E. entweder so wie sie sind aus der kretischen Sprache herübergenommen oder etwa nach der Herübernahme in geringem Grade semitisiert worden sein.

Im übrigen könnte man sich den Vorgang der Zeichenentlehnung aus dem Kretischen analog der Schaffung der Sinaischrift vorstellen: Kretische Linearzeichen wurden eklektisch benutzt, ihre ursprüngliche Bildbedeutung, die ja, wenn nicht aus der Zeichenform, so doch aus dem Namen hervorging, ins Semitische übersetzt und dem Zeichen akrophonisch ein Buch-

stabenwert beigelegt. Dabei wurden bei einigen Zeichen die heimischen Namen mehr oder minder unverändert (und damit vielleicht auch der heimische Lautwert) beibehalten.

Als Vermittler zwischen Kreta und Palästina brauchen wir nicht unbedingt mit Evans, Schneider, Fries die im 14. und 13. vorchristl. Jahrh. durch Einbrüche indogermanischer Stämme in Kreta aus ihrer Heimatinsel vertriebenen und nach Südpalästina hinüberwandernden Philister anzusehen. Es würde genügen, an die Kolonisation Cyperns von Kreta aus, an die kretischen Einflüsse in Griechenland u. a. zu denken, um eine Ausstrahlung von Kulturelementen auch nach dem asiatischen Festland hinüber für wahrscheinlich zu halten. Auch haben zweifelsohne Handelsbeziehungen zwischen den Phönikern und Kreta bestanden. Immerhin scheint mir die Ansicht von den Philistern als Vermittlern größere Wahrscheinlichkeit zu besitzen. Man könnte sich denken, daß diese, im Besitze einer bereits konsolidierten linearen Schrift, die noch schwankende, einigermaßen bildhafte „Sinaischrift“ im Stile ihrer eigenen Schrift formend beeinflussten, abändernd, ersetzend. Auch kretische Buchstabennamen werden auf diese Weise Fuß gefaßt haben.

Nehmen wir in dieser Weise eine Beeinflussung seitens Kretas an, nicht die kretische Schrift als die einzige Quelle des semitischen Alphabets, dann dürften auch die Einwände, die man gegen letztere Hypothese gemacht hat, einiges von ihrer Schwere verlieren.

Der nächstliegende Einwand, den auch Sethe bei seiner kurzen Abfertigung der kretischen Ursprungshypothese in seiner Abhandlung von 1916, S. 110/111 erhebt, ist der, daß wir von der kretischen Schrift im Grunde nichts verständen, sie also auch nicht zur Erklärung der semitischen Schrift heranziehen dürften. Es ist ja leider wahr, daß wir über das Wesen der kretischen Schrift trotz der Arbeiten eines Sundwall u. a. nicht viel wissen, von nur wenigen Zeichen den Sinnwert, von keinem einzigen den Lautwert kennen. Wir wissen also auch nicht, ob im Kretischen bereits Buchstabenzeichen vorhanden waren, wenn auch die Wahrscheinlichkeit dafür zu sprechen scheint; es läßt sich also auch nicht sagen, ob das Prinzip der Akrophonie, das wir bei der semitischen Schrift antreffen, nur ägyptisches Vorbild hat oder ob es auch für die kretische Schrift Geltung hat. Und nehmen wir an, daß Buchstabennamen wie Cheth, Teth u. a. kretische Wörter oder leichte Umgestaltungen solcher seien, so sind wir leider nicht imstande, sie als kretisch wirklich zu belegen. Wir werden uns also bis zum Gelingen einer Entzifferung der reichlich vor-

1) Auch Dussaud (*J. as.* 1905, 357 ff.) und Lidzbarski (*Eph.* II, 371 f.) neigen dieser Ansicht zu.

2) Vgl. darüber Peters, *Recent Theories of the Origin of the Alphabet*, *J. Am. Or. Soc.* XXII [1901].

handenen altkretischen Schriftdenkmäler bei Vermutungen von gewissem Wahrscheinlichkeitswert bescheiden müssen.

Nicht gelten lassen kann ich den Einwand Sethes (Abh. 1916, S. 111), daß die Kreter als Nichtsemiten sich nicht mit einer vokallosen Schrift hätten begnügen können. Denn selbst wenn die Kreter eine vokaldeutende Schrift gehabt hätten, so wäre das für die von mir vertretene Ansicht ziemlich bedeutungslos, ja sogar in dem Falle der kretischen Ursprungshypothese nicht ohne weiteres entscheidend. Und andererseits — warum soll sich eine vokallose Schrift nur bei Semiten finden können? Die Schrift der Ägypter war doch gleichfalls eine solche von Anfang an. Da wir nichts von der Sprache der alten Kreter wissen, wissen wir ebensowenig etwas über das Verhältnis der Vokale zu den Konsonanten.

Eine dritte Schwierigkeit bei der „Sinaischrifthypothese“, wie ich sie kurz bezeichnen möchte, liegt in der Zeichenarmut des semitischen Alphabets gegenüber dem unzweifelhaft vorhandenen Lautreichtum. Bekanntlich sind z. B. die hebräischen Buchstaben durchaus nicht imstande, alle Laute der Sprache wiederzugeben; noch in masorethischer Zeit gab man dem šin-Zeichen die Lautwerte š und s und in der Septuagintazeit unterschied man noch bei dem Cheth ein h und ein ʔ, beim 'Ajin ein ' und ein ʕ (ʕ und ʕ̣). Warum haben die Schriftfinder, wo sie doch einmal an Werke waren, nicht gleich Zeichen für sämtliche Laute geschaffen, statt daß das gleiche Zeichen mehrere verschiedene Laute auszudrücken hatte? Zumal da — in einigen Fällen wenigstens, wie etwa h und ʔ — im ägyptischen Vorbild eine entsprechende Scheidung vorhanden war? Im Südsemitischen hat man die Notwendigkeit einer größeren Zeichenzahl gefühlt und neue Zeichen hinzuerfunden, ebenso im (aus dem Nordsemitischen stammenden) Arabischen. Die Schwierigkeit ist schwer zu lösen; ich will nur darauf hinweisen, daß die Anhänger der kretischen Ursprungshypothese sie durch die Annahme zu beseitigen suchen, daß die kretische Sprache eine lautärmere Sprache als die semitischen gewesen sei und daß nach diesem Vorbild die semitischen Schriftschöpfer sich mit einer dem (vorauszusetzenden) kretischen Alphabet entsprechenden Buchstabenanzahl begnügt hätten.

Eine vierte Schwierigkeit würde sich ergeben, wenn es Eisler, (Die kenitischen Weihinschriften . . . 1919, S. 123f.) und Bruston, (Rev. archéol. 1921, XIV, S. 49f.) gelungen wäre, eine viel ältere semitische Buchstabenschrift nachzuweisen. Als Beweis für das Vor-

handensein einer solchen führen sie die Zeichen an, die sich in den Kähün-Inschriften aus Ägypten sowie auf einer Statue im ägyptischen Museum zu Kairo befinden und bereits aus der Zeit der XII. Dynastie (also vor 1788) stammen; ferner die Kontrollmarken auf kretischen und kyprischen doppelaxtförmigen Kupferbarren aus der Zeit um 1630. Beide Inschriftengruppen sieht Eisler als in den alphonikischen nahe verwandten Schriftzeichen abgefaßt an und glaubt sie auch semitisch lesen zu können. Damit wäre natürlich das Alter des altsemitischen Alphabets um Jahrhunderte hinaufgerückt und die Sinaischrifthypothese über den Haufen geworfen. Allein die Eislerschen Deutungen scheinen mir äußerst problematisch zu sein; ich bin vielmehr der auch von Grimme geteilten Ansicht, daß wir es dort mit rein kretischen Schriftzeichen zu tun haben und wohl auch mit kretischen Worten. Bei dem lebhaften Kulturaustausch zwischen Altägypten und Altkreta ist es nicht verwunderlich, daß kretische Inschriften in Ägypten gelegentlich vorkommen¹, wie ich denn auch vermuten zu dürfen glaube, daß im ägyptischen Wortschatz nicht wenige altkretische Lehnwörter stecken werden (über einige solche vgl. Schneider a. a. O.).

Ein Problem, das durch die Entdeckung der Sinaischrift wieder in den Vordergrund gerückt wurde, ist das Verhältnis des nordsemitischen zum südsemitischen Schrifttypus. Im 1. Bande seiner Ephemeris (S. 109—136) glaubte Lidzbarski die direkte Abstammung der südsemitischen Schriften von der alt-nordsemitischen und somit ihr jüngerer Alter erweisen zu können. Später² hat er dagegen sich der schon früher von Evans (Scripta Minoa I) und Praetorius (ZDMG 63 [1909], 195) geäußerten, auch von mir in der Geschichte der Schrift (1925, S. 136) vertretenen Ansicht angeschlossen, daß der südsemitische Schrifttypus nicht aus dem nordsemitischen herzuleiten sei, sondern daß beide frühe Abzweigungen aus einem Urtypus seien, der in seinen Zeichenformen noch nicht ganz konsolidiert gewesen sei. Man beachte vor allem die unüberbrückbare Differenz in den Zeichenformen der beiden Typen für Aleph, He, Waw, Cheth, Jod, Kaph, Samech, Pe, Sade, Resch. Und da ist nun beachtenswert, daß, wie schon Sethe (Abh. 1917, S. 458) bemerkt, „einzelne südsemitische Zeichen in der Tat Formen haben, die den ägyptischen und also auch den sinaitischen Grundformen näher stehen als die späteren phönizischen Buchstaben-

1) Vgl. Hall, The relations of Aegean with Egyptian art. Journ. of Egypt. Archeol. I, 110f.

2) Epigraphisches aus Syrien II. Nachr. d. Gött. Ges. d. Wiss. 1924.

formen“. Solange jedoch Sethe an einer Abzweigung des südsemitischen Alphabets von einer — wenn auch älteren — Entwicklungsstufe des nordsemitischen festhielt (Abb. 1917, S. 457), mußte die eigentliche Lösung des Problems ausbleiben. Die so stark divergente Entwicklung läßt sich eben auf jener Grundlage nicht erklären, selbst wenn man das in den südsemitischen Formen, speziell in den sabäischen, die ja im allgemeinen als die ältesten galten, offenbar zutage tretende Streben nach Symmetrie, nach kalligraphischer und architektonischer Schönheit (vgl. Lidzbarski, *Ephemeris* II, 118f.) gebührend in Rechnung zieht.

Auf dem Erlanger Philologentag 1925 habe ich in einem Vortrage über den Ursprung des Alphabets bereits eine Hypothese geäußert, die in kurzer Form besagen würde, daß das Sinaialphabet vielleicht auf dem Gebiete der späteren südsemitischen Schriften eine besondere Lebenskraft besessen habe und in einem erheblichen Teile seiner Zeichen in jenen fortlebe, während das nordsemitische Alphabet entweder stark durch die kretische Schrift beeinflusst worden oder — wie ich damals für wahrscheinlicher hielt — geradezu aus der kretischen Schrift herzuleiten sei. In letzterem Falle seien die Ähnlichkeiten zwischen dem süd- und dem nordsemitischen Typus sowie die auch im Südsemitischen vorkommenden nordsemitischen Buchstabennamen als nordsemitische Beeinflussung des Südsemitischen zu erklären. Ich neige freilich heute mehr der Meinung zu, daß, wie ich bereits auseinandersetzte, auch der nordsemitische Schrifttypus mit der Sinaischrift in Zusammenhang steht, er aber starke kretische Einwirkungen erfahren hat, deren Fehlen die ursprünglicheren Formen des südsemitischen Typus erklärt.

Zu meiner freudigen Überraschung erschien nun 1926 das Büchlein von Grimme: *Die Lösung des Sinaischriftproblems*¹. Die altthamudische Schrift. Über den ersten Teil des Buches wird später zu reden sein. In dem zweiten (und dritten) Teil beschäftigt sich Gr. mit einer besonderen Art der südsemitischen Schriften, nämlich der *thamudischen*, deren Wichtigkeit für unser Problem er bereits in seinen *Althebräischen Inschriften* vom Sin. S. 24 kurz betont hatte. Im Gegensatz zu Lidzbarski, Littmann, J. J. Heß, Jaussen-Savignac hält Gr. einen bestimmten Formentypus dieser Schrift, den er

als altthamudisch einem neuthamudischen gegenüberstellt, für einer Zeit angehörig, die vor der aller übrigen südsemitischen Inschriften liege; den Beweis dafür entnimmt Gr. z. T. der Entstehung der Zusatzbuchstaben des Südsemitischen, die sich vom Thamudischen aus deutlich verfolgen lasse. Die S. 26 und 30 gegebenen Tabellen lassen in der Tat die Grimmeschen Auseinandersetzungen als durchaus plausibel erscheinen. Zur Bestätigung seiner Feststellungen betreffs der altthamudischen Buchstabenformen und -werte bringt Gr. auf S. 33—45 eine Zahl von 105 Inschriften mit hebräischer Transkription, Übersetzung und Erläuterungen. Die Kritik der Einzelheiten muß ich den Semitisten von Fach überlassen. Was uns für unser Problem interessiert, ist der Umstand, daß die altthamudischen Buchstabenformen eine große, in manchen Fällen geradezu frappante Ähnlichkeit mit den Sinaizeichen erkennen lassen, vgl. die Tabelle bei Gr. S. 47. Dazu kommt, daß im Thamudischen genau wie im Sinaitischen die Schriftrichtung sowohl horizontal wie vertikal gerichtet sein kann (im Gegensatz zum Sabäisch-Minäischen), in beiden gelegentlich Ligaturen auftreten, in beiden keine Worttrennung statt hat. Als Urheber der thamudischen Inschriften sieht Gr. die Midianiter an, die auf der Sinaihalbinsel während der zweiten Hälfte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends als nächste Nachbarn der Semiten hausten, von denen die Sinaiinschriften herkommen. „Die Übernahme der Sinaischrift nach Midian würde bedeuten, daß die altthamudische Schrift entweder die midianitische ist oder doch einer solchen sehr nahe steht“ (S. 53). So ist denn der südsemitische Schrifttypus (die minäo-sabäische Schrift geht nach Gr. auf die thamudische zurück) „der sinaitische in dessen midianitischer Umformung“.

Damit wäre der Zusammenhang der südsemitischen Schrift mit der Sinaischrift aufgeklärt. Schwierig bleiben auch für Gr. die Abweichungen der nordsemitischen zu erklären. Und so muß auch er (S. 54) zugeben, daß „wohl zu erwägen wäre, ob die Phönizier bei der Formung ihrer Schrift nicht vielleicht eklektisch verfahren haben, indem sie mit einer Hand nach den Errungenschaften der Sinaischrift griffen, mit der anderen aber von anderer Seite — etwa Kypern oder Kreta — Schriftelemente herübernahmen, die ihrer Meinung nach jene verbesserten oder ergänzten. So könnte außer einer Anzahl von gefälliger wirkenden Buchstabenformen auch die Vereinheitlichung der Schriftrichtung eine Annäherung an eine nichtsemitische Schriftgattung bedeuten“. — Der erste Teil der in Rede stehenden Grimmeschen Schrift ist polemischen Inhalts. Bekanntlich

1) Grimme, Prof. Dr. Hubert: *Die Lösung des Sinaischriftproblems. Die altthamudische Schrift. Mit einem Anhang Thamudische Parallelen zu den altsinaitischen Inschriften. Mit 14 Abbildungen.* Münster i. W.: Aschendorff 1926. (VIII, 68 S.) gr. 8°. RM 3.—.

hat sich an die Veröffentlichung von Grimmes 'Althebr. Inschriften' eine scharfe Kontroverse geschlossen zwischen der Berliner Ägyptologenschule, hauptsächlich vertreten durch Sethe, und Grimme, (vgl. Köln. Zeitung 24. X., 14. XII, 1925; 3. I, 1. VII, 1926 u. a.), deren Höhepunkt vielleicht die Diskussion am 8. XII. 1925 an einem Versammlungsabend der Vorderasiatisch-Ägyptischen Gesellschaft zu Berlin war im Anschluß an einen (ZDMG NF V [1926] 24f. gedruckten) Vortrag von Sethe. Sethes Angriffe gegen Grimme betrafen vor allem zwei Punkte: Zunächst die von Grimme durchgeführte Herleitung der Sinaizeichen aus der hieratischen (statt wie bei Gardiner und Sethe aus der hieroglyphischen) Schrift; zweitens die Lesungen und Übersetzungen der Sinainschriften, die übrigens, von einigen Modifikationen abgesehen, im großen und ganzen auch von dem Amsterdamer Theologen Völter¹ angenommen worden waren. In der vorliegenden Schrift sucht Gr. sich ganz allgemein gegen die Ansicht zu wehren, daß ein Hinausgehen über die Resultate Gardiners und Sethes eo ipso zu falschen Ergebnissen führe, ja überflüssig und schädlich sei. Er führt vor allem ins Feld, daß er als erster Originalphotographien und Abklatsche der Inschriften seinen Studien zugrunde gelegt habe — eine Tatsache, die ihm freilich von Sethe, der sich an die Handkopen gehalten hatte, gerade zum Vorwurf gemacht worden war. Es kann indessen m. E. keinem Zweifel unterliegen, daß Gr. in der Entzifferung der teilweise doch stark verwitterten und fragmentarischen Inschriften des Guten zuviel getan hat². Übrigens hatte Gr. in seinen 'Althebräischen Inschriften vom Sinai' an vielen Stellen über den hypothetischen Charakter seiner Lesungen keinen Zweifel gelassen; er hatte sogar (S. 96) ausdrücklich betont: „noch steht eine Anzahl wichtiger Wortlesungen nicht ganz fest, und anderes, was meiner Überzeugung nach die Photographien der Tafeln deutlich erkennen lassen, kann noch umstritten werden —“. Das Bedauerliche ist nur, daß Grimmes Forschungen trotz des hypothetischen Gepräges dem großen Publikum bereits als bewiesene Tatsachen durch eine allzu schnell und flüchtig arbeitende Presse vorgesetzt worden sind. Hätte Gr. diesen Erfolg geahnt, so wäre er ohne Zweifel zurückhaltender gewesen, um zunächst im Bezirke der reinen Wissenschaft durch gemeinsame Arbeit

von Semitisten und Ägyptologen soweit wie möglich eine Klärung herbeizuführen.

Daß im übrigen Gr. selber als das Bedeutungsvollste an seinen Forschungen die rein schriftgeschichtliche Seite, nicht die Lesungen und Deutungen der Inschriften ansieht, scheint mir daraus hervorzugehen, daß er in dem vorliegenden Werke auf letztere so gut wie gar nicht eingeht. Die von Sethe besonders beanstandete Entdeckung des Namens der Königin Hatschepsut in den Sinainschriften hat Gr. später in der ZDMG NF 5 (1926), S. 137—150 zu rechtfertigen versucht, ohne daß es ihm freilich gelungen wäre, die von Sethe gemachten Einwände (ZDMG NF 5, S. 49f. und 152) zu entkräften. Um das Urteil kurz zusammenzufassen, darf man wohl sagen, daß es sich einerseits empfiehlt, bis zu einer einwandfreien Neuaufnahme der Inschriften mit Textentzifferungen zurückhaltend zu sein — Sethe hat ganz Recht, wenn er (ZDMG NF 5, S. 153) auf ein gewisses Verantwortungsgefühl gegenüber der breiteren Öffentlichkeit hinweist; daß aber, was die schriftgeschichtliche Seite der Sache betrifft, Gr. ohne Zweifel in der Identifizierung der Sinaizeichen mit semitischen Buchstaben über seine Vorgänger hinausgelangt ist; daß endlich durch die Entdeckung der altthamudischen Buchstabenformen und ihre Inbeziehungsetzung zur Sinaischrift das ganze Problem eine festere Grundlage bekommen und vor allem auch der mit dem südsemitischen Schrifttypus verbundene Fragenkomplex eine gewisse Klärung erfahren hat. Diesen wichtigen Dingen gegenüber scheint mir die Frage, ob die Sinaizeichen, wie Grimme will, aus der hieratischen, oder, wie Sethe meint — ich möchte mich gleichfalls dieser Ansicht anschließen — aus der hieroglyphischen Schrift abzuleiten seien, von untergeordneter Bedeutung zu sein; stimmen doch so wie so in nicht wenigen Fällen die Zeichen beider Duktus in starkem Maße überein. —

Grimme glaubt aus den Bedeutungen der semitischen Buchstaben auf eine bestimmte Disposition in der Buchstabenfolge schließen zu können. Er unterscheidet drei Gruppen: 1. Aleph-Teth: kultische Namensgruppe, 2. Jod-Samech: geographisch-physische Namensgruppe, 3. Ajin-Schin: Beschreibung des menschlichen Körpers. Dazu kommt der Schlußbuchstabe Taw „Marke“. Eine weitere Ausführung dieser Dinge beabsichtigt J. Zoller in seiner Schrift 'Sinaischrift und griechisch-lateinisches Alphabet. Ursprung und Ideologie'. In Anlehnung

1) Die althebräischen Inschriften vom Sinai und ihre historische Bedeutung, 1924; ferner: Nieuw Theol. Tijdschr. 1925, 215 f.

2) Vgl. auch Furlani, Yahu, Sapdu e una presunta iscrizione di Mosè. Giorn. della Soc. Asiat. Ital. N. S. I, fasc. 1, p. 22 (1925); Ders. Riv. degli studi orient. X (1925), p. 591—596; 693—703.

1) Zoller, Dr. J.: Sinaischrift und Griechisch-Lateinisches Alphabet, Ursprung und Ideologie dargestellt. Triest: Selbstverlag 1925. (68 S.) gr. 8°.

an die altjüdische Tradition und an mythologische Vorstellungen der alten Ägypter und Israeliten sucht er eine Anzahl von Buchstabennamen anders zu deuten als Grimme, so Lamed als Weltmantel-Horizont, Sade als Mutterbrust, Qoph als vulva, Schin als scrotum usw., z. T. freilich in sehr anfechtbarer Weise. Das Neue an den Zollerschen Aufstellungen ist nun das, daß er neben der von Grimme übernommenen Einteilung der Buchstaben in eine kulturelle, kosmographische und anatomische Gruppe noch eine weitere, mit jener parallelgehende Einteilung kennt, die völlig auf einem sexuellen Prinzip beruht. So sieht er in den Buchstaben der ersten Gruppe Symbole der Geschlechtsorgane und faßt sie zusammen als Gruppe der Liebe — Befruchtung; die zweite Gruppe symbolisiert die Mutterschaft, die dritte benennt er: Das Stillen des Kindes. Neues Leben. Diese Art der Buchstabensymbolik, für die sich Z. auf Philo und Ambrosius beruft und die mit einem erheblichen Aufwand von Gelehrsamkeit dargelegt wird, findet ihre kürzeste Charakteristik in den Worten Zollers selbst (S. 48): „Uns erschien nämlich, als hätte die sinaitische — somit auch die griechisch-römische — Schrift als innersten Gehalt, als eine sie zu einem Ganzen zusammenfassende Idee, die Idee der Liebe. Die Schrift ist ein Liebesgesang. Das Alphabet ist eine Kette von sexuellen Symbolen, die eine kosmogonisch-anthropogonische Theorie zum Ausdruck bringen“. Wir glauben freilich demgegenüber, daß dies von Z. in der Buchstabenanordnung (es sei noch erwähnt, daß er seiner Theorie zuliebe Resch und Qoph einfach umstellt) und in den Buchstabennamen gefundene System eine, man könnte wohl sagen: kabbalistische Konstruktion ist, der wohl nur wenige Forscher werden zu folgen vermögen.

Unmittelbar nach Abschluß meines Aufsatzes gehen mir die zwei Abhandlungen aus der Harvard Theological Review über die Sinaiinschriften¹ zu. Sie sind deswegen von besonderer Wichtigkeit, weil sie in Kürze die Ergebnisse der 1927 von amerikanischer Seite (Prof. Lake, Prof. Blake, Mrs. Blake, Rev. A. W. Johnson) unternommenen Untersuchung der Sinaiinschriften an Ort und Stelle darstellen. Die erste Abhandlung berichtet über den Verlauf der Expedition, deren wichtigstes Ergebnis ein doppeltes ist: Zunächst ist es gelungen, die von Petrie entdeckten, am Sinai verblie-

benen Fragmente bis auf eins (Gardiner Nr. 355) in das Ägyptische Museum zu Kairo zu schaffen, wo sie nunmehr der Forschung zugänglich sind; ferner wurden drei neue Inschriften in eben derselben Schriftart gefunden, deren eine (als Nr. 356 bezeichnet) ebenfalls nach Kairo verbracht wurde, während von den beiden anderen (Nr. 357 u. 358), die sich in Bergwerksstollen befinden, nur Abschriften gemacht werden konnten. Die neuen Inschriften liefern 6 bisher nicht bekannte Zeichen.

In der zweiten Abhandlung behandelt Butin zunächst die einzelnen Zeichen. In der Zuordnung der semitischen Buchstaben schließt er sich größtenteils an Grimme an, nur bei Waw und Jod folgt er Sethe, in der Ansetzung der Form für Cheth Eisler. Die neuen Zeichen der jüngst entdeckten Inschriften scheinen noch nicht mit Sicherheit zu identifizierenden Varianten zu sein. Im zweiten Abschnitt der Abhandlung nimmt Butin eine neue Datierung der Sinaiinschriften vor. Er kommt aus verschiedenen Gründen zu der Annahme, daß die Inschriften unter der Regierungszeit von Amenemhat III., um 1850, verfaßt worden sind. Trotz dieses frühen Datums ist B. sogar der Ansicht, daß die Sinaischrift, weil sie in gewissem Grade bereits Vereinfachungen und konventionelle Formen aufweise, nicht die älteste Gestalt des Uralphabets darstelle, sondern daß ihm Entwicklungsstufen vorhergehen müßten, auf denen der Bildcharakter der Zeichen noch deutlicher zum Ausdruck gekommen sei. Sollten die scheinbaren Vereinfachungen aber nicht vielmehr der Ungeschicklichkeit des (oder der — Nr. 357 zeigt deutlich eine andere Hand —) Steinmetzen zur Last zu legen sein? Im 3. Kapitel bekennt sich B. zu der bekanntlich auch von Sethe und Gardiner vertretenen Ansicht, daß die ägyptischen Prototypen der Sinaizeichen in den Hieroglyphen, nicht in der hieratischen Schrift zu suchen seien — und wohl mit Recht. Der 4. Abschnitt enthält neue Entzifferungsversuche. Auch B. steht den Photographien wie Sethe mit Mißtrauen gegenüber. Seine Lesungen gründen sich zur Hauptsache auf Okularinspektion. Was die Deutung der Inschriften angeht, so befolgt B. den Grundsatz, im allgemeinen nur solche semitische Wörter und Formen zu benutzen, die im Hebräischen oder Phönizischen belegt sind. Auf die Deutungen der Inschriften im Einzelnen einzugehen, ist hier unmöglich; sie weichen z. T. außerordentlich stark von den bisherigen Deutungsversuchen eines Eisler, Bruston, Grimme, Völter ab. Zweifellos wird es auch jetzt noch langer und eindringlicher Arbeit seitens der Semitisten

1) The Serabit Inscriptions. Reprinted from The Harvard Theological Review XXI, Nr. 1, Jan. 1928. I. Kirsopp Lake and Robert P. Blake, The Rediscovery of the Inscriptions. II. Romain F. Butin, The Decipherment and Significance of the Inscriptions.

bedürfen, um zu einer einwandfreien Übersetzung der Inschriften zu gelangen; immerhin werden wenigstens die Butinschen Lesungen, als auf Untersuchung der Denkmäler selbst beruhend, besonderer Beachtung wert sein.

Senior Zadith = Ibn Umail.

Von Julius Ruska.

M. Steinschneider hat sich in seiner Abhandlung „Die europäischen Übersetzungen aus dem Arabischen bis Mitte des 17. Jahrhunderts“ I, B, S. 51 unter Nr. 187 eingehend mit Zadith b. Hamuel „in mss. Sakid fil. Hemil, Sahid fil. Amil, als ‚Senior‘ (= al-Scheikh) bezeichnet“, beschäftigt und auf drei Seiten wertvolle bibliographische Notizen gesammelt. Die Grundfrage, wer der Autor eigentlich sei, blieb leider unerledigt. Soviel ich sehe, ist sie es auch heute noch, da E. Wiedemann weder in seiner wichtigen Abhandlung „Zur Alchemie bei den Arabern“ 1922 noch in seinem der *Kīmijā* gewidmeten Artikel in der E. I. eine Identifikation versucht hat.

Studien über die Vorreden zu Morienus und Hermes „De Compositione Alchemiae“, die im Archiv für Gesch. d. Mathematik, d. Naturw. u. d. Technik veröffentlicht werden sollen, haben mir die verblüffend einfache Lösung der Frage gebracht. Der Senior Zadith ist kein anderer als der viel genannte Šādiq Muḥammad ibn Umail al-Tamīmī. Über seine Lebenszeit ist man sich noch nicht im klaren. Sein Hauptwerk, die *Risālat aš-šams ila'l-hilāl* ist arabisch in Paris und Petersburg vorhanden (Brockelmann I, 242). Steinschneider führt das Werk in einer Note S. 52 unter Muḥammad b. Umail an, ohne die Identität des Verf. mit dem Senior Zadith zu bemerken. Lateinisch besitzen wir es in mehreren Drucken, von denen der von 1605 in „Philosophiae Chymicae quatuor vetustissima scripta“ wohl der wichtigste ist. Ich würde es sehr begrüßen, wenn sich ein jüngerer Arabist in den ganzen Fragenkomplex einarbeiten wollte; es ist mit leichter Mühe hier eine reiche Ernte an wissenschaftsgeschichtlichen Ergebnissen einzuholen. —

Erst nach Eingang der Korrektur habe ich Kenntnis von einem kleinen Aufsatz Holmyards „Arabic Chemistry“ in Nature, 1922, Oct. 28, S. 573 erhalten, worin die *Epistola Solis ad Lunum crescentem* (nach Manget, Bibl. Chemica Curiosa II, S. 217) mit dem Werk des Ibn Umail in Beziehung gesetzt wird. Holmyard verweist auf ein arab. Ms. im Brit. Museum, Add. 23418, XVI, mit Kommentar von al-Ġildaki; er hat unterlassen, das Thema weiter zu verfolgen, weil er hörte, daß sich ein an-

derer Gelehrter mit der Frage beschäftigte. Neu ist also in meiner Notiz nur die in der Überschrift enthaltene Gleichsetzung der Autornamen.

Zur methodischen Betrachtung indischer Kunst.¹

Von Betty Heimann.

C. gibt zum ersten Male auf verhältnismäßig geringem Raum eine ganz umfassende Darstellung der indischen nebst der indonesischen Kunst. Er ist in doppelter Hinsicht zu diesem großen Unternehmen prädestiniert: einerseits weil er als geborener Inder blutmäßig und durch eigene Erfahrung mit dem dargebotenen Anschauungsmaterial verwachsen ist, andererseits aber auch deshalb, weil er an westlichen Methoden geschult, nicht in gefühlsmäßiger Befangenheit seinem Stoff und dessen indischen Bearbeitern, aber auch nicht unkritisch seinen westlichen Lehrmeistern gegenübersteht (Zurückweisung der Theorien von Havell, Ablehnung der einseitigen methodischen Klassifikation indischer Kunst, wie sie Fergusson und Śrī Kumāra gegeben haben, vgl. z. B. S. 119ff.)².

Neben dieser inneren Weite und unbefangenen Einstellung gibt C. auch zeitlich seiner Arbeit einen bewundernswert großzügigen Rahmen. Er beginnt mit den (allerdings noch problematischen) neuesten sog. indosumerischen Funden und führt seine Darstellung durch von prähistorischer Zeit bis zum heutigen Tag. — Aus inneren Gründen schließt er dabei die mohammedanische Kunst Indiens aus, wenn er allerdings auch später entgegen seinem Programm bei der Behandlung der Malerei, einem Gebiet, das er seiner Kennerschaft entsprechend besonders ausführlich und glücklich darstellt, auch auf die mohammedanischen Malereien aus unbedingt zum Thema gehörig eingeht.

Die Größe seines Unternehmens dokumentiert sich rein stofflich darin, daß er neben der Architektur und Malerei auch die Münzkunde, das Kunstgewerbe, das Puppentheater, die Weberei, Spinnerei, Druckerei, Buchbinderei, Stikkerei, Goldschmiedekunst und Elfenbeinschnitzerei behandelt. — Neben seiner Beschlagen-

1) Coomaraswamy, Ananda K.: Geschichte der indischen und indonesischen Kunst. Aus dem Englischen übertragen von Hermann Goetz. Leipzig: K. W. Hiersemann 1927. (XII, 324 S. CXXVIII Tafeln.) 4°. RM 45 —; geb. 50 —. — Eine eigene Darstellung indischer Kunst vom religionshistorischen und religionspsychologischen Standpunkt aus ist in Vorbereitung.

2) Wo es sich aber nicht um reine Kunsttheorien handelt, macht seine Kritik doch manchmal zu früh Halt (vergl. S. 23).

heit auf allen Gebieten der bildenden Kunst zeigt er sich auch bewandert in der Literatur, den altindischen Epen und Dramen, den religiösen hinduistischen und buddhistischen Schriften und auch in den Kunsttheorien, die er zum Beweise seiner Deutung der indischen Kunst fortlaufend heranzieht. — Ferner schafft er sich eine Unterlage für seine Ausführungen über die bildende Kunst durch seine für diesen Zweck allerdings reichlich weit ausholenden geschichtlichen Überblicke, die er der Darstellung jeder einzelnen Stilperiode voranstellt.

Neben dieser Fülle an Disziplinen, die C. mehr oder minder gleichmäßig der Stärke seines subjektiven Interesses entsprechend verarbeitet, faßt er auch seine Aufgabe in geographischer Beziehung in kühner Weite. Er zieht neben Vorderindien hinein auch die Kunst der nördlichen Grenzländer: Nepal, Tibet, Turkestan, China und Japan ebenso wie die gesamte hinterindische und indonesische Einflußsphäre der indischen Kunst, von wo er sogar interessante Rückwirkungen auf das Mutterland festzustellen sucht. (Vgl. S. 41).

Aber nicht allein die Fülle und Weite seines Forschungsgebietes, sondern vorzüglich die Methodik seiner Ausführungen ist bemerkenswert. So sucht er die einzelnen Stilperioden und Schulen (z. B. Mathurā und Bhārhut S. 40) scharf voneinander abzuheben und zunächst einmal nach historischen und ethnologischen Gründen die Scheidung vorzunehmen. Die ethnologischen Gründe dienen ihm auch als Wegweiser zur künstlerischen Betrachtung und Sonderung der einzelnen Stilperioden. Er weist als Merkmal für die Frühperiode (Maurya) auf den breiten flachen Rundschädel und den plumpen Körperbau, für die spätere Zeit (Kuşāna) den schmäleren ausdrucksvollen Kopf und die wohl manchmal noch gedrungenen, doch aber bewegteren Körperformen hin (z. B. S. 116f.)¹. Aus diesen rein anthropologischen Merkmalen konstruiert er die psychologisch-ästhetischen Wirkungen auf den Beschauer und weiß meistens seiner individuellen Gefühlswertung einen über das Subjektive hinausgehenden allgemein überzeugenden Ausdruck zu geben. — Neben der ethnologischen und ästhetischen Betrachtungsweise, die er aus der Anschauung der menschlichen Figur gewinnt, zieht C. zu diesem Zweck auch heran stilsondernde Beobachtungen an den einzelnen Architekturteilen, so z. B. trennt er S. 11ff. und S. 117

die Stilperioden voneinander je nach der inhaltlichen und formalen Wandlung des Ornamentes an der Säulenbasis und am Kapitäl.

Hinausgehend über diese Betrachtung der Gegebenheiten macht C. auch noch den interessanten, aber schwierigen Versuch, die vorliegende Kunstform als Ausdruck und Niederschlag vorangegangener religiöser Gedanken zu erklären. So z. B. deutet er das Auftauchen der isolierten Buddhagestalt in der Plastik als künstlerische Konsequenz der religiösen Wandlung buddhistischen Lehrgehalts. Wie dem atheistischen Frühbuddhismus eine unpersonliche Darstellung Buddhas durch Sachsymbole (z. B. Bodhibaum, oder des vom Bodhibaum durchwachsenen Altars) entsprach, so hätte der theistisch gewordene spätere Buddhismus aus sich heraus die isolierte Buddhagestalt als sich gemäßen Ausdruck geschaffen. — Zu untersuchen ist hier nun, ob nicht die Darstellung der isolierten Buddhafigur in der Kunst zeitlich den ersten literarisch nachweisbaren theisierenden Neigungen im Mahāyāna-Buddhismus schon voranging, und da tatsächlich die bildende Kunst in Indien stets erst der Befruchtung durch literarisch fixierte Gedanken bedurfte, so wird diese besondere religionspsychologische Theorie Coomaraswamys wohl dadurch hinfällig, so fruchtbar im allgemeinen auch diese Betrachtungsweise für indische Kunst ist. Im vorliegenden Fall nämlich ist C.s Auffassung bedingt von seiner nicht ganz glücklichen Stellungnahme im Kampf um das Gandhāra-Problem. So sehr es im allgemeinen zu begrüßen ist, wenn man Indien aus sich selbst heraus erklären will¹, so ist doch selbst C.s gemäßigte Annahme der Parallelentwicklung der isolierten Buddhagestalt sowohl in Mathurā (vgl. S. 66f.) als in Gandhāra kaum glaubhaft. Denn indischer Weltanschauung ist die auszeichnende Isolierung eines einzelnen

1) Manchmal allerdings möchte man gerade auf Grund der von C. selbst angegebenen anthropologischen Merkmale einzelne Typen, die er in spätere Zeit hinein datiert, wieder in eine frühere Periode zurückverlegen. Z. B. Bild 57, 67, 78, 83 u. 85.

1) Man möchte hierin noch weiter gehen als C. selbst, der an einen engen Zusammenhang der indischen mit der allgemein westasiatischen und Mittelmeerkunst glaubt (S. 10/14). Vor allem überschätzt C. sicher den Einfluß des Zoroastrismus S. 23, 24, 26 im besonderen, wenn er sogar im Leben des buddhistischen Königs Aśoka (S. 15) eine zoroastrische Periode annimmt. — Wenn dagegen C. auch noch die arisch-dravidische Mischkultur auf Grund prähistorischer Fragen (Kupfer- bzw. Eisenkultur) und auf Grund religionswissenschaftlicher Ansichten scharf zu sondern sucht, so ist das eine Scheidung, wie sie uns heute wohl kaum noch gelingen kann. Zu begrüßen ist immerhin, wenn diese Sonderung zwischen arischem und dravidischem Kulturgut versucht wird, und die hervorragende Rolle, die fraglos gerade die Dravidas in dieser Mischkultur gespielt haben, (man denke z. B. an das wichtige Moment der unarischen Syntax in der Sanskritsprache) endlich genügend hervorgehoben wird.

menschlichen Individuums an sich so fremd¹, daß sie diese Darstellungsart von außen her übernehmen mußte, worauf auch die entlehnte unindische Art der Gewand- und Lockenbehandlung der frühen Buddhastatuen hinweisen. Die von C. dagegen angeführten Argumente sind nicht überzeugend (vergl. z. B. S. 58, 67 und 69).

Glücklicher sind die von dem gleichen religionswissenschaftlichen Standpunkt aus gewonnenen Ergebnisse für die indische Architektur. So z. B. weist C. S. 20 darauf hin, daß auch der Caitya-Höhlentempel schon früh wie der Freitempel Umwandlungshallen gehabt haben muß. Das Bedürfnis nach einem Prozessionsweg ist eben indischem Kultgefühl immanent; ebenso wichtig wie die Opferhandlung selbst ist die intuitive Schau aus einer gewissen Distanz hin zum Götterbild, sie stellt die magische Verbindung zwischen Beter und Göttlichem her. — Fruchtbar wäre es gewesen, wenn C. auch nach der gleichen religionspsychologischen Methode einmal sich mit der Frage des Tempeleingangs in der indischen Architektur befaßt hätte. Soweit man aus den uns vorliegenden photographischen Reproduktionen ersieht, tritt meistens der Eingang zum indischen Tempel in der Gesamtfassade kaum scharf sichtbar oder bequem zugänglich hervor. Anscheinend tat meist die intuitive Außenschau der Fassade und ihrer Götterbilder dem religiösen Gefühl schon Genüge, so daß der Innenraum des Tempels — wenigstens beim Freitempel — kaum eine überragende Kultbedeutung hat. So erklärt es sich wohl, daß wir in Indien manche Tempel, auch wo die technische Möglichkeit dazu vorlag, ohne ausgearbeitete Innenräume finden. — Ferner ist die Art des Ausbaus des Tempeleingangs ebenso wie der Fensteröffnungen religionswissenschaftlich wichtig, weil das Lichtverhältnis im Gesamttempel oder die Beleuchtung des der Lichtquelle gegenüber stehenden Götterbildes bestimmte Rückwirkung auf die Gemüteseinstellung des Beters hat und so Rückschlüsse auch auf das geistige Kolorit des Kultes zuläßt.

1) C. selbst weist S. 45ff. darauf hin, daß man den Gott wohl deshalb in früherer Zeit nicht nötig hatte ausschließlich in menschlicher Gestalt darzustellen, weil man für indische Auffassung fast gleichwertige Erscheinungsformen in Pflanzen- oder Tier-symbolen hatte. So stellt C. S. 48 auch noch die erwägenswerte Hypothese auf, daß Gott Brahma ursprünglich wohl nur durch einen Lotus allein symbolisiert und erst später dies Lotussymbol durch Hervortreten der menschlichen Gestalt zum Attribut des Lotussitzes herabgedrückt worden wäre. — In ähnlicher Weise hätten anfänglich die Pflanzen-, Tier- und Sachsymbole zur Darstellung des Buddha gedient, die dann später zum bloßen Attribut degradiert wurden.

Und nun noch ein sowohl vom religionswissenschaftlichen als auch vom formalen Standpunkt bedauerlicherweise unerfüllt gebliebenes Desideratum, das sich nicht nur auf eine Einzelheit, sondern auf ein ganz umfassendes Problem bezieht: leider ist auch bei C. wie in fast allen früheren Darstellungen entgegen dessen Bedeutung der Orissa-Stil mit seinen eigenartigen Kegeltürmen (woher, weshalb diese Form?) kaum gestreift, geschweige genügend gewürdigt!

Zum Abschluß unseres der Wichtigkeit des Problems entsprechend ausführlich gegebenen Referats über C.s weltanschauliche Begründung indischer Kunst: trotz aller Neigung zur Charakterisierung und Sonderung von Stilperioden lehnt C. mit feinem Empfinden für indische Religiosität strikt ab (S. 119ff.), indische Kunst zu zerschneiden nach dem religiösen Bekenntnis der einzelnen Sekten, denen die Tempel dienen; denn alle Sekten Indiens haben aus gleicher Weltanschauung in ihren Grunddogmen nicht wesentlich abweichende Einstellung.

C.s im Text gegebene Ausführungen werden zum größten Teil vorzüglich durch das von ihm vorgelegte Bildmaterial bewiesen. So treten nach der Art seiner Zusammenstellung besonders scharf hervor die aufgeführten ethnologischen Unterschiede der einzelnen Stilperioden (z. B. Tafel VI), ferner die Stilverfeinerungen der Sungaperiode gegenüber der früheren Maurya-Periode usw.

Auch die Einzeltypen sind meist prägnant zusammengestellt, so daß man z. B. die Abweichungen in der Buddhadarstellung 94, 96, 97, 98, 100, 101 gut studieren kann.

C. bringt auch teilweise neues oder unbekanntes Bildmaterial, z. B. Abb. 137—39 die massiven, fast halslosen Buddhafiguren oder Abb. 232 eine Bodhisattva-Figur im Flammenkranz oder Abb. 296 einen ceylonesischen Buddha, der auf ungewohnte Weise in die Falten seines Kleides greift. — Bemerkenswert ist auch Abb. 355: ein Kopf aus Java, der gleichsam ägyptisch mit seiner breiten flachen Stirn anmutet; ebenso ungewohnt springt aus dem üblichen indischen Typus heraus die reizvolle Darstellung der geflügelten Göttin aus Basārḥ (Bild 16), deren schmale Amazonengestalt so gar nicht dem üppigen Frauenideal Indiens entspricht. — Interessant sind auch die von der europäischen Auffassung so abweichenden Darstellungen des Motivs Mutter und Kind: Bild 73, das wenigstens eine inhaltliche, wenn auch keine gefühlsmäßige Beziehung zwischen Mutter und Kind versucht (die Mutter reicht dem Kinde ein Spielzeug, wobei sich allerdings

in ihrem Gesichtsausdruck keinerlei Anteilnahme an diesem Vorgang ausdrückt!); Abb. 81 entspricht mehr noch der indischen Auffassung der Mütterlichkeit: dargestellt ist der rein animalische Akt des Säugens, der ohne jegliche seelische Beziehung gleichsam nur als ein Fruchtbarkeitssymbol sich vollzieht (Gegensatz zu den westlichen Madonnendarstellungen!). — Zu der Frage der Herkunft des Heiligenscheins und Baldachins ist bemerkenswert das Bild 248, wo statt der sonst in Indien üblichen Wetter-Schutzhaube aus Schlangenhaut diesmal eine Schutzhaube aus Elefantenhaut hinter der göttlichen Gestalt dargestellt ist.

Wenn man etwas bei dem reichhaltigen Bildmaterial noch vermißt, so sind es eben diejenigen Buddhabilder, die er zur Stützung seiner ohne weiteres nicht überzeugenden Gandhārathese beschreibt, aber uns dann nicht zugänglich macht (S. 57—63ff.).

Über die rein technische Anordnung seines gesamten Text- und Bildmaterials: es ergeben sich Wiederholungen zwischen der zusammenhängenden Beschreibung der Tafeln und den Unterschriften unter den einzelnen Bildern, die die Frage nahelegen, ob man entweder auf die erklärenden Unterschriften unter den Bildern selbst hätte ganz verzichten sollen oder auch ohne Beeinträchtigung der Bildwirkung die gesamte ausführlichere Erklärung unterhalb des Bildes hätte anbringen dürfen. — Dankbar ist man für die übersichtlichen geographischen Tafeln der einzelnen Kultgebiete und für das Generalregister, das in prägnanter kurzer Form die termini technici erklärt.

Und als letztes: nicht zu vergessen sei der Dank an den Berliner Indologen und Kunsthistoriker Hermann Götz, der das Werk aus dem Englischen mit fachmännischem Verständnis in einer Form in das Deutsche übersetzt hat, daß es sich fast wie ein Originaltext liest.

Besprechungen.

Minerva. Jahrbuch der Gelehrten Welt, gegründet von Dr. R. Kukula und Dr. K. Trübner, unter redaktioneller Mitarbeit von Dr. Friedrich Richter hrsg. von Dr. Gerhard Lüdtke. 29. Jahrg. 1928. Bd. I: A—L (X, 1457 S.); Bd. II: M—Z (S. 1458—2763); B. III: Nachtrag, Personenregister und Index (S. 2764—3167 u. 664* S.) 8°. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1928. epl. RM 90—. Angezeigt von Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr.

Die neue Minerva ist noch vortrefflicher durchgearbeitet als ihre Vorgängerin. Stichproben in den beiden ersten Bänden beweisen die Sorgfalt, mit der die Angaben up to date gebracht sind. Man kann für die aufopfernde Kleinarbeit, die in den Bänden steckt, immer wieder nur danken.

Partsch, Joseph: Aus fünfzig Jahren. Verlorene Schriften, mit einer Biographie und vollständiger Bibliographie hrsg. von H. Waldbaur. Breslau: Ferd. Hirt 1927. (184 S.) 8°. RM. 15—. Bespr. von Ernst Honigmann, Breslau.

Das reiche Lebenswerk des Mannes, dessen Andenken dieses Buch gewidmet ist, war auch mit der Orientforschung vielfach verknüpft: das zeigen schon in ihren Titeln seine Schriften über „die Berbern in der Dichtung des Corippus“, über „Palmyra“ und sein Klima, über „Ägyptens Bedeutung für die Erdkunde“, über die „Grenzen der Menschheit“ der antiken Oikumene und über „des Aristoteles Buch über das Steigen des Nil“, sämtlich meisterhafte Monographien von bleibendem Wert.

Dem von der Tochter des großen Geographen eifrig unterstützten Herausgeber des vorliegenden Buches ist es glänzend gelungen, ein lebensvolles Bild von Partschs Persönlichkeit zu zeichnen und einen Einblick in sein vielseitiges Schaffen zu gewähren. Nur wenigen dürfte bekannt sein, daß unser Gelehrter wohl als erster in ganz Deutschland Versuche im Skilauf gemacht hat (S. 55, 1), und daß er es war, der von Leipzig aus durch Absendung eines Telegramms entscheidenden Einfluß auf den siegreichen Ausgang der großen Karpathenschlacht im März 1915 ausgeübt hat (S. 20).

Bei dem geringen Umfange des sehr geschmackvoll ausgestatteten Buches ist die Fülle des darin Gebotenen erstaunlich. Eine ausführliche, mit warmem persönlichen Interesse abgefaßte Biographie des Gelehrten bildet die Einleitung, eine vollständige Aufzählung seiner Werke, Aufsätze, Besprechungen usw. den wertvollen Schluß des Buches. Dazwischen sind zehn kürzere Aufsätze abgedruckt, in denen die verschiedenartigsten Gebiete, doch alle mit gleich gründlicher Beherrschung des Stoffes, behandelt werden:

1. Die geographische Arbeit des XIX. Jahrhunderts (1899). 2. Die Schneedecke als Bahn des Verkehrs (1891). 3. Luftfahrten im Dienste der Wissenschaft (1901). 4. Die Internationale Weltkarte in 1 : 1 000 000 (1913). 5. Die Berbern in der Dichtung des Corippus (1896). 6. Geologie und Mythologie in Kleinasien (1888). 7. Auf der Insel des Pelops (1902). 8. Eine Wanderung in der Auvergne (1892). 9. Durch Schweden nach Lappland (1911). 10. Oberschlesiens Schicksal (1921).

Für den Orientalisten sind besonders der 2., 5. und 6. Aufsatz von Interesse.

Daß Schneereifen u. dgl. bereits den Armeen und selbst den Bewohnern des Masios (Tür 'Abdin) bekannt waren, wird von Xenophon, Theophanes von Mytilene (b. Strab.)

und Arrianos (b. Suid.) bezeugt (S. 47); auch die Chronik des Theophanes und armenische Autoren berichten ähnliches; vgl. Tomaschek, Sasun, Sitz.-Ber. Akad. Wien ph.-h. Kl. CXXXIII Abh. IV, S. 13 f.; Markwart, Ungar. Jahrb. IV, 1924, S. 308 und meine Notiz „Vom Schneereifen, Schneeschuh und Rodel im Altertum“ im „Wanderer im Riesengebirge“ 1926, S. 20 f.

Die Abhandlung über die Berbern (besser: Mauren) enthält eine dankenswerte Zusammenstellung des in der „Johannis“ des Corippus enthaltenen wertvollen Materials über Sprache, Tracht, Sitten und Gebräuche dieser Stämme. Da erst neuerdings eine genauere Erforschung der Topographie des Syrtengebietes und des afrikanischen Limes durch Franzosen und Italiener eingesetzt hat und auch das Studium von Sprache und Kultur der libyschen Völker lebhafter aufgeblüht ist (vgl. z. B. Beguinot, Rivista dgl. Studi Orient. IX 382—408), darf man wohl erwarten, daß diese soliden Untersuchungen auch der künftigen Forschung noch wertvolle Dienste leisten werden.

Dasselbe gilt vielleicht von der Abhandlung über Geologie und Mythologie in Kleinasien. In ihr zeigt Patsch, daß die Sage vom Kampf zwischen Zeus und Typhoeus, die bei Hesiod (Theog. 820 ff.) im Anschluß an das homerische Gleichnis vom Erdbeben (II. II 783) εἰν Ἀργείοις, ἐδὲ πασι Τυφώεος ἔμμεναι εὐνάς, lokalisiert wird, das Gegeneinanderwirken der himmlischen und irdischen Gewalten schildern soll, dessen Ansehen bei jeder Vulkaneruption durch die gleichzeitig stattfindenden Gewitterentladungen hervorgerufen wird. Da Kilikien für die Heimat des Typhoeus galt, sucht Patsch in der Gegend des einzigen in geschichtlicher Zeit noch tätigen Vulkans im östlichen Kleinasien, des Argaios (j. Argış Dāğ) in der kappadokischen Landschaft (στρατηγία) Κιλίκια, die Heimat des Mythos (worin ihm z. B. Beloch, Griech. Gesch. I 1², 1912, 54, und Marquart, Entstehung und Wiederherstellung der armen. Nation, 67, folgen) und sieht in den Arimern die benachbarten Aramäer, die man fälschlich mit den kleinasiatischen „Syrrern“ gleichgesetzt habe. „Vielleicht setzt einst ein glücklicher Zufall die Orientforschung in den Stand, diese Kette von Vermutungen durch Auffinden bisher unbeachteter Glieder zu einem festeren Beweise umzugestalten, etwa im syrischen oder kappadokischen Götterkreis die mythische Gestalt zu entdecken, welche das Urbild des griechischen Typhoeus war“ (S. 100). Soviel ich weiß, ist weder bei den aufschlußreichen Funden aus dieser Gegend Material zutage gekommen, das zur weiteren Aufhellung dieser

Frage geeignet wäre, noch überhaupt diese Anregung bisher in Fachkreisen beachtet worden.

Gunkel, Hermann, u. Leopold Zscharnaek: Die Religion in Geschichte und Gegenwart. Handwörterbuch für Theologie und Religionswissenschaft. 2., völlig neu bearb. Aufl. In Verbindung mit Alfred Bertholet, Hermann Faber und Horst Stephan hrsg. Lfg. 14—22 = Band I (Sp. 1185—2052). 4^o. Tübingen: J. C. B. Mohr 1927. Subskr.-Preis RM 1.80 pro Lfg. Bespr. von Hans Rust, Königsberg i. Pr.

Das Werk sei hier, wie schon in der Besprechung der ersten 13 Lieferungen (OLZ 1928, Nr. 1, Sp. 15f.) hauptsächlich unter religionsgeschichtlichem Gesichtspunkt betrachtet. Da bietet einen beachtlichen Neubeitrag der Artikel Bonreligion von A. H. Francke. Dem Artikel Hackmanns über Buddhismus in der 1. Auflage mit einem Umfang von 13 Spalten steht in der neuen Auflage eine längere Artikelreihe von 33 Spalten Umfang gegenüber. Winternitz hat den Artikel Buddha sowie die Religionsgeschichte des Buddhismus geschrieben. Schomerus fügt dieser den Abschnitt über die Gegenwart an. Carl Clemen stellt das Verhältnis von Buddhismus und Christentum geschichtlich dar, während Lüttge dieselbe Frage systematisch behandelt. Julius Richter behandelt den Buddhismus und die christliche Mission, während Schomerus einen Überblick über die buddhistische Propaganda gibt. Von einer gewissen Gegenwartsbedeutung ist der Artikel Calvin von Peter Barth. Er ersetzt einen gleichnamigen von R. Hermes nebst einem anschließenden über Calvinismus in der 1. Auflage und beseitigt eine ganze Reihe von Vorurteilen. Hier wird deutlich, daß die Theologie Calvins nicht einen einheitlichen Mittelpunkt hat, sondern von jedem Einzelgesichtspunkt aus immer das Ganze gesehen wird. Auch nicht die viel berufene gloria dei ist der Mittelpunkt, wie auch unter ihr nicht eigenwillige Ruhmsucht zu verstehen ist. Die oft gehörte Behauptung, Calvin habe eine theologia naturalis gelten lassen, wird in ihrer inneren Haltlosigkeit aufgezeigt. Der Vorwurf der Gesetzhlichkeit erledigt sich durch den Hinweis, daß das Gesetz zur Gnade gehört und die dankbar anerkannte Richtschnur des Begnadeten darstellt. Die Prädestination ist nicht als metaphysische Spekulation gemeint und erscheint daher erst im 3. Buch der Institutio. Zu dem von Leo Baeck geschriebenen Artikel Chassidismus ist der Artikel Chasidim von Paul Fiebig in der 1. Auflage immer noch eine wertvolle Ergänzung. Die Arbeit von Lazar Gulkowitsch, Der Hasidismus religionswissenschaftlich unter-

sucht. Leipzig, Pfeiffer 1927 (Veröffentlichungen des Forschungsinstituts für vergleichende Religionsgeschichte an der Universität Leipzig, hrsg. v. H. Haas, II. Reihe, 6. Heft) lag dem Verf. des Artikels wohl noch nicht vor und wäre hier nachzutragen. China und die chinesische Religion behandelt E. Schmitt in zwei Artikeln. Daran schließt sich die chinesische Religion und das Christentum von Witte sowie die Geschichte der christlichen Mission in China von Oehler. Sehr ausgedehnt ist begreiflicherweise der Artikel Christentum. Hier behandeln Joachim Jeremias die Entstehung, von Soden die Entwicklung, Glaue die Ausbreitung, Macfarland die Gegenwart, Steinmann das Wesen des Christentums, sein Verhältnis zu den Fremdreigionen sowie seine Weiterentwicklung. Die folgenden religionsgeschichtlichen Artikel wurden von neuen Verfassern gegenüber der ersten Auflage neu geschrieben: Chronologie von Bauermann und Rühle; David von Alt; Dekalog von Volz; Drache von Hempel. Titius ist wieder mit seinen äußerst sachkundigen Beiträgen über Darwin, Darwinismus und Deszendenztheorie vertreten. Ganz neu hinzugekommen ist zu dem Artikel über die Dreieinigkeit ein Beitrag über Dreieinigkeit in der Religionsgeschichte von van der Leeuw. Das war eine sehr notwendige Ergänzung.

Wood, Prof. Francis A.: *Post-Consonantal W in Indo-European*. Philadelphia: Linguistic Society of America 1926. (124 S.) 4°. = *Language Monographs*, publ. by the Linguistic Society of America Nr. 3, Dec. 1926. Bespr. von H. Jensen, Kiel.

Im Urindogermanischen ist ursprünglich *w* hinter Konsonanten sehr selten oder überhaupt nicht aufgetreten, sondern die Kombination ist erst durch Vokalausfall entstanden. In manchen solcher Kombinationen ist das *w* verloren gegangen (Assimilation, Dissimilation, bisweilen unter Affektion des vorhergehenden Konsonanten), und zwar auch in Sprachen, in denen sonst *w* erhalten ist. Ob diese Verluste schon idg. oder sehr früh in den Einzelsprachen sich vollzogen haben, ist in der Regel nicht mit Sicherheit auszumachen.

Wood nimmt nun in zahlreichen Fällen abweichend von der bisherigen Auffassung eine ursprachige Gruppe Kons. + *w* an. In den ersten Abschnitten seines Buches sucht er durch Zusammenstellung von Wortfamilien einmal mit erhaltenem *w*, das andere Mal mit geschwundenem *w* Ablautanomalien zu erklären, die bisher dem Verständnis Schwierigkeiten bereitet haben. Infolgedessen findet sich eine Fülle von etymologischen Gleichungen in dem Buch, die entweder alte Gleichungen umstoßen

oder bisher unzulänglich bewiesene mit neuen Stützen versehen. (Ein paar Beispiele: lat. *capiō* < **kwāpiō*: *cupio, occupo, recupero*; Basis: **qewē-p, qēu-p, qu-p*. ai. *ghasati* < **ghwes-*: lat. *vescor* < **ghwēs-*, *haurio* < **ghōus-*, got. *frawisan*; Basis: **ghewe-s*. gr. *καχός* < **qwagós*: lat. *vacillare*, sorb. *kwaka* 'Haken', slov. *kikav* 'elend'. gr. *σπένδω*, lat. *spondeo* < **sqwe(n)d*: ai. *skandati*, isl. *skvetta* < **skwintan*; Basis: **sqewe-d*; dazu ferner aengl. *sceotan* < **sqeud-*, lit. *skudrus*. u. v. m.).

Es ist unmöglich, das ganze reichhaltige Material hier im einzelnen zu besprechen; sind doch die 124 Seiten fast ausschließlich mit Wortgleichungen gefüllt. Ich weise nur auf ein paar Abschnitte hin, in denen W. versucht, gewisse Schwierigkeiten in bisher angenommenen generellen Ansetzungen von Lautentsprechungen zu beseitigen.

1. Anlautende *qw-*, *gw-*, *ghw-* verlieren im Ai. ihr *w* (dadurch werden erklärt *kapi-* ('incense'); *kīri-*; *kašipu-*, *kašeru-*, *kāša-*; *kašmala-*; *gāhate*, *gahana-*; *gadati*; *gādha-*; *ghasati*), ebenso im Griechischen (> *κ, γ, χ*), werden im Italienischen zu *v-*. Besonders dies letztere ist wichtig. Bekanntlich ergeben sich Schwierigkeiten im Lateinischen dadurch, daß zwar *q-* und *k-* in ihrer Entwicklung zusammengefallen sind, dagegen *qw-* und *kw-* verschieden reflektiert werden (*vapor* < **qw-*, *queror* < **kw-*). Man hat versucht, auf verschiedene Weise, z. T. sehr umständlich, die Schwierigkeiten zu beseitigen (Persson, Walde). Wood hält die Verschiedenheit der Entsprechung aufrecht und meint, die verschiedene Entwicklung gehe in eine voritalische Zeit zurück, wo die Velaren noch von den Palatalen geschieden waren; in diesem Falle hätte also der Unterschied zwischen Velaren und Palatalen auch in den Kentum Sprachen einen Reflex hinterlassen.

2. Im Griechischen werden zwar die Palatalen *qʰ-*, *gʰ-*, *ghʰ-* zu *π, β, φ* bzw. *τ, δ, θ*, je nachdem velarer oder palataler Vokal folgt (in letzterem Falle ist frühe Palatalisierung eingetreten); aber *kw*, *gw*, *ghw* werden nur zu *π, β, φ*. Wenn hier *τ, δ, θ* vor palatalen Vokalen vorkommen scheinen, so müssen die betreffenden Wörter anders gedeutet werden (meist ein Dental als Anlaut; z. B. gehören nach W. gr. *θήρ* und lit. *žveris* nicht zusammen; ersteres < **dhwēr*, dazu auch lat. *ferus*, letzteres < **ghwēr-i*; lesbisch *φής* scheint W. dann wohl als dialektische Sonderentwicklung zu betrachten; es würde allerdings die lautgerechte Entwicklung aus **ghwēr* darstellen).

3. Intervokal. *-nw-* > ital. *-nn-*. (Also lat. *cinrus* < **kwinnwo-*, nicht < **cignos* oder **centnos*; *pinna* < **pinwā*, nicht < **pit(s)nā* usw.).

4. Anlautendes gr. σ - kann in keinem Falle auf idg. *sw*- zurückgehen; in den Fällen, wo anderswo Wörter mit *sw*- zu entsprechen scheinen, müssen die Wörter anders erklärt werden (vgl. Wood, Class. Phil. XIV, 245ff. Hirt, Idg. Gr. II, 209). Nach W. geht das σ - in solchen Wörtern meist auf *tw*- zurück (so gehören also gr. $\sigma\gamma\gamma\omega$ und ahd. *swigen* etymologisch nicht zusammen, das gr. Wort ist vielmehr zu aengl. *þwīnan*, zu gr. $\sigma\mu\beta\acute{o}\varsigma$ u. a. zu stellen; Basis: **twē-g* zu *√*twēi*).

5. Im Germanischen werden anlautendes *g^h*, *ghw*, *ghw* zu *w*, zu *g* nur vor *u*. Fälle, die beweisen sollen, daß auch vor anderen Vokalen als *u* ein *g* erscheinen kann, sind sämtlich anders zu deuten (nämlich < *gh*-).

6. Durch *-w* wird eine vorgermanische Geminatio (*pp*, *mm*, *tt*, *nn*, *kk*) sowie eine spätere germanische Geminatio der Labialen, Dentalen und Gutturalen bewirkt. Viele Geminatioen sind fälschlich der Wirkung eines *-n*- zugeschrieben worden; davon sind aber alle diejenigen Beispiele auszuschließen, bei denen der Verlust des *n* nicht erklärt werden kann, z. B. altnord. *skabb*, aengl. *seabb* kann nicht auf germ. **skabna*- zurückgehen, weil in dem Falle das *n* geblieben wäre, genau wie *l* und *r* bleiben, wenn sie Geminatio bewirken. —

Das Buch ist sehr anregend und wird manchen Indogermanisten zur Revision gewisser hergebrachter Ansichten veranlassen.

Kaerst, Julius: Geschichte des Hellenismus. Bd. 1. 3. Aufl. 1927. (XII, 580 S.). Bd. 2: Das Wesen des Hellenismus, 2. Aufl. 1926. (XII, 409 S.) gr. 8°. Leipzig: B. G. Teubner. I. RM 24 —; geb. 26 —. II. RM 18 —; geb. 20 —. Bespr. von Victor Ehrenberg, Frankfurt a. M.

„Die große historische Bedeutung des Hellenismus beruht zu gutem Teil auf dem geistigen Zusammenhange, in dem unser eigenes geschichtliches Leben mit dem hellenistischen Zeitalter steht.“ Wer diesem Satze des Verf. zustimmt, aber auch wer die in solcher Anschauung liegende Gefahr allzurascher Aktualisierung erkennt, der muß es freudig begrüßen, daß gerade der Hellenismus eine Darstellung gefunden hat, die sich bemüht, Sinn und Wesen der historischen Phänomene in ihren tiefsten Lagen zu erfassen, die großen universalhistorischen Zusammenhänge darzulegen und nicht so sehr in den Haupt- und Staatsaktionen wie in den Ideen die lebendigen und schöpferischen Exponenten des realen historischen Lebens zu erkennen. Das Werk Kaersts sollte keiner besonderen Empfehlung oder auch nur Charakterisierung mehr bedürfen, wohl aber jeden Mitforscher immer neu daran erinnern, daß

Geschichtsschreibung sehr viel mehr ist als Rekonstruktion und Erzählung äußerer Ereignisse und Zustände.

Die dritte Auflage des ersten Bandes ist ein unveränderter Abdruck der zweiten von 1917, obwohl gerade über die griechische Polis und über Alexander, die zwei Zentren, um die sich der Inhalt dieses Bandes vor allem dreht, im letzten Jahrzehnt sehr viel gearbeitet ist. Man mag diesen Verzicht bedauern, aber man wird verstehen, daß K. sich auf ein paar hinweisende Nachträge beschränkt hat und seine Kraft lieber dem noch unveröffentlichten dritten Bande widmet. Nur einige Einzelprobleme sind in den „Beilagen“ des Bandes neu und ausführlich erörtert. Unter ihnen bedeutet die Abhandlung über „Naturrecht und Staatsvertragslehre“, die sich mit manchen neueren Arbeiten und vor allem natürlich dem großen Antiphonfund auseinandersetzt, einen wichtigen, leider nicht übermäßig klar geschriebenen Beitrag zur Erkenntnis der Sophistik, in der Individualismus und Demokratie als parallele Äußerungen einer rationalistischen Epoche das Denken über den Staat bestimmen.

Von den weiteren Beilagen dürfte den Leserkreis der OLZ diejenige besonders interessieren, die von der „geschichtlichen Stellung des achämenidischen Königtums“ handelt. Mit vollem Recht betont K., daß mit dem Perserreich nicht „das Ariertum im Orient zur Herrschaft gelangt sei“ und damit eine grundsätzliche neue Herrschaftsform eingeführt habe. Vielmehr ordnet sich das persische Königtum in die große Tradition der orientalischen Weltreiche ein und hat seinen ursprünglich sicher sehr entschiedenen „nationalen“ Charakter rasch verloren. Allerdings auch die von K. geübte Gegenüberstellung von Ariertum und Orientalisierung halte ich für nicht ganz glücklich; wenn sie auch die naheliegende von Arier- und Semitentum vermeidet, so kommt doch nicht klar genug heraus, daß nicht die ethnische Natur, sondern die historische Situation die entscheidende Differenzierung geschaffen hat. Indessen ist nicht zu bestreiten, daß die Religion Zarathustras mit ihrer aktiven und individuellen Ethik ein Element hereinbringt, durch das sich das Persertum von den bisherigen Trägern der Weltherrschaftsidee beträchtlich unterscheidet. Und so wird das Verhältnis der Achämeniden zum Zoroastrismus und damit die Frage der Datierung Zarathustras zum entscheidenden Problem, auf das ich hier kurz eingehen möchte.

Angesichts der Tatsache, daß hierüber die Iranisten sich durchaus uneins sind, wird man eine endgültige Entscheidung scheuen. Auch

K. tut das, hält aber das Ergebnis der Untersuchung Hertels (Die Zeit Zoroasters, 1924): zwischen 559 und 522, für die wahrscheinlichste Lösung. Doch seine eigenen Ausführungen sind m. E. wenig geeignet, Hertels These zu stützen, und meine Bedenken gegen diese sind, bestätigt durch zahlreiche Hinweise, die ich Herm. Lommel verdanke, immer stärker geworden. Das *argumentum e silentio*, das Hertel aus Herodot gewinnt, sagt wohl mancherlei über die Methoden Herodoteischer Forschung aus, aber über den zeitlichen Abstand von Zarathustra schlechthin nichts. Auch hat sich Hertel m. E. die Widerlegung Ed. Meyers (Kuhns Ztschr. 42, 1909, 1ff.) viel zu leicht gemacht. Wenn in der Inschrift Sargons (714 v. Chr.) unter den medischen Fürsten zwei namens Mazdaku vorkommen und dieses der einzige theophore Name ist, so heißt das eben, daß eine religiöse (statt kriegerisch-heldenhafte) Namensgebung nur für den Mazdayasnier in Frage kam. Darüber, daß Mazda nur der Gottesname, nicht aber, wie Hertel S. 38 meint, auch ein Abstraktum der „Weisheit“ der gewöhnlichen Sprache ist, scheinen sich die Iranisten im wesentlichen einig. So bleibt m. E. die Mitte des 8. Jahrhunderts für Zarathustra ein wahrscheinlicher terminus ante quem; wie weit darüber vielleicht noch hinauszugehen ist, bleibt offen.

Die Stellung der Achämeniden zur Zarathustrareligion steht hierzu in keinem Widerspruch. Das fromme Pathos der Dareios-Inschriften braucht nicht, wie auch K. geneigt ist anzunehmen, für „eine neue religiöse Macht“ zu kämpfen. Wie verschwindend kurz würde die Epoche des reinen Ahuramazdaglaubens, wenn wir ihn um 500 als neu und noch vor seiner stärksten Auswirkung annehmen, bald nach 400, unter Artaxerxes II., schon offiziell in Verbindung mit Mitra und Anahita feststellen (Weißbach, Keilinschr. d. Achäm. 123ff., vgl. auch Berossos frg. 56 Schnabel; dazu allgemein Lommel, Die Yästs des Avesta 26ff., 61ff.). Es ist möglich, daß der Kampf des Dareios gegen den falschen Smerdis, der ein „Mager“ war, zugleich ein Kampf für Ahuramazda gewesen ist; denn — so heißt es § 14 der großen Inschrift — „ich baute die Tempel auf, die Gaumata der Mager zerstört hatte“. Aber ob wir deshalb von einer „Renaissance innerhalb des Mazdaismus“ sprechen dürfen, erscheint recht zweifelhaft. Näher liegt es wohl, nur an eine Reaktion gegen den sehr starken Volksglauben zu denken (vgl. auch Ed. Meyer, Urspr. u. Anf. d. Christentums II, 72ff.). Von entscheidender Bedeutung ist dabei auch die besonders von Andreas und Ed.

Meyer erörterte Frage, ob der große Kyros Mazdayasnier, ja ob er überhaupt Perser und nicht Elamit war (vgl. die Verhdlgn. d. 13. Orientalisten-Kongr. 1902); K. äußert sich leider zu ihr nicht, wird aber wohl so wie auch der Referent geneigt sein, dem Historiker gegen den Iranisten zu folgen.

Es sei hier gleich angefügt, daß eine Beilage des zweiten Bandes (wo man so etwas nicht erwartet) über „Griechentum und Orient im 6. Jahrhundert“ handelt und sich besonders mit der Frage beschäftigt, inwiefern Orphik und Philosophie des frühen Griechentums von orientalischen, zumal iranischen Einflüssen („Zrvan“, der persische Aion!) befruchtet sind. K.s vorsichtig abwägende, sehr stark die griechische Originalität betonende Darlegung ist wertvoll, auch wenn sein Material nicht an das heranreicht, was etwa Reitzenstein, Norden und Wilh. Weber zu diesen Fragen beigetragen haben.

Der zweite Band als Ganzes ist seit der ersten Auflage (1909) stark umgearbeitet. Aber die Grundanschauungen und Problemstellungen sind die gleichen geblieben, und sie sind es, die — unbeschadet mancher und gewiß oft bedeutsamer Einzeleinwände — diesen Band über „das Wesen des Hellenismus“ Tieferes aussagen lassen, als es in irgendeiner anderen Darstellung der Fall ist. Mit vollem Recht, aber bescheiden genug sagt K.: „Man kann aus der Geschichte des Hellenismus noch etwas anderes herauslesen, als was eine sehr eifrige und wertvolle Einzelforschung in ihr findet“. Der „Entstehung der Diadochenreiche“ gelten die ersten beiden Kapitel, die damit die im System der drei Großmächte Makedonien, Ägypten und Seleukidenreich gegebenen politischen Voraussetzungen der hellenistischen Welt aufzeigen. Es folgen die zwei großen Hauptabschnitte über „Kultur“ und „Staat“. Für K.s Betrachtungsweise ist charakteristisch, daß er die Darstellung der hellenistischen Kultur von der Philosophie her in Angriff nimmt, wobei diese aber nicht, wie das gelegentlich mißverstanden wurde, als eine mehr oder weniger abstrakte Wissenschaft, sondern als die (immer wieder in den religiösen Bezirk eingreifende) geistige Sphäre aufzufassen ist, in der das historische Leben sich am klarsten, weil am grundsätzlichsten spiegelt, wie es zugleich ihr wesentliche Kräfte entnimmt. Es ist ungemein bezeichnend, wie die zwei großen Formkräfte des Lebens, die trotz ihrer Gegensätzlichkeit stets den gleichen Weg von der engen und geschlossenen Gemeinschaft (hier: der Polis) zur Ausweitung und Auflösung gehen, gleichermaßen philosophische Theorie wie ge-

lebte Praxis erfüllen, wie sich der Individualismus zur „Selbstapotheose eines philosophischen Übermenschentums und eines politischen Herrenmenschentums“ steigert, während die unifizierende Weltidee und das allgemeine Weltgesetz in Stoa und Rom zugleich klassische Form und erdrückende Gewalt offenbaren.

Die seltsame und großartige Zwiespältigkeit der Zeit, schon in obigem angedeutet, tritt noch deutlicher hervor in dem Neben- und Nacheinander des rationalistisch-wissenschaftlichen Betriebs auf der einen Seite, mystisch-synkretistischer Religiosität auf der anderen. Hier wenn irgendwo enthüllt sich die mächtige innere Spannung einer Okzident und Orient umfassenden Welt, und für den Orientalisten dürfte eine Darstellung wie diese von größter Bedeutung sein, in der zwar immer wieder die Führerrolle des Abendländisch-Griechischen sehr entschieden betont, aber auch die in den Überlieferungen östlichen Herrschertums sowie in der schöpferischen Religiosität des Ostens wirkenden Kräfte anerkannt werden. Diese zusammen vereinen sich mit der von K. in einer besonderen Beilage („Zum hellenistischen Herrschertum“) überaus eindrucksvoll herausgearbeiteten Entwicklung der griechischen Apotheose zur Gestalt der Herrscherverehrung, in der Staat wie Religion der Zeit und damit diese selbst ihren klarsten, symbolhaften Exponenten finden. Daß es den Reichskult des Herrschers nur bei Ptolemäern und Seleukiden, nicht bei den Antigoniden gab, ist ein Beweis, daß alle Hellenisierung nicht ausreichte, den makedonischen Volkskönig zum Gotte umzuwandeln, daß vielmehr — trotz der Kulte der Nesioten und anderer Griechen — wie schon bei Alexander die orientalischen Voraussetzungen der Herrschaft unumgänglich waren. Aber auf der anderen Seite darf der Unterschied nicht verwischt werden, den K. sehr schön dahin präzisiert, daß „für die orientalische Auffassung das Verschwinden der menschlichen Inkarnation des Gottes gegenüber der Allgewalt der Gottheit charakteristisch ist“, während bei hellenistischen Königen die göttlichen Namen (Zeus Nikator, Apollon Soter) umgekehrt „das besondere Wesen und Wirken der Herrscher ... auf das höchste steigern“.

Daunt, H. D.: The Centre of Ancient Civilization. Discoveries in Ancient Geography and Mythologies. London: John Lane 1926. (VII, 280 S.) 8°. 10 sh. 6 d. Bespr. von Ernst Honigmann, Breslau.

Ziel des Buches ist der Nachweis, daß viele Völker, Städte, Berge und Flüsse Vorderasiens bisher ganz falsch lokalisiert wurden, da sie in Wahrheit nach — Hinterindien und dem „Far East“ gehören!

Warum nicht? Mußten sie sich doch neuerdings ähnliche Entführungen nach Pommern, Australien usw. gefallen lassen, gegen die die grausamen Deportationen der Assyrikerkönige ein Kinderspiel waren. Mit den Irrtümern, Palästina sei das Land der Juden (Kap. IV), Syrien das der Hethiter (Kap. V), Babylon liege am Euphrat (Kap. VIII) usw. wird gründlich aufgeräumt; das Ergebnis zeigt die Karte des „Ancient East“ am Schlusse des Buches: Jerusalem liegt nördlich von Kalkutta (= Gilzan), Carchemisch und Megiddo bereits in China, Sidon im Innern Sumatras und dergl. Wir vermissen daneben eine Karte Vorderasiens, die uns die Folgen von Daunts Entvölkerungspolitik vor Augen stellen sollte. Mit welcher Bosheit übrigens schon die antiken Autoren uns irreführen suchten, zeigt z. B. der Geograph von Ravenna, der (89, 3) das indische Orissa, was Verf. S. 102 übersah, zwischen Palmyra und dem Euphrat ansetzte (dies für eine nach dem „First published in 1926“ bestimmt zu erwartende neue Aufl.!).

Bonnet, Hans: Die Waffen der Völker des Alten Orients. Leipzig: J. C. Hinrichs 1926. (IV, 223 S. m. 107 Abb.) gr. 8°. RM 12.—; geb. 14.—. Bespr. von H. Mötefindt, Leipzig.

Verf. liefert in dem vorliegenden Buche nicht nur eine außerordentlich verdienstliche Zusammenfassung all dessen, was wir gegenwärtig über die Waffen der Völker des gesamten altorientalischen Kulturgebiets auszusagen vermögen, sondern gleichzeitig auch, als eigentliches Endziel seiner Studien, von diesem Gebiete aus sehr wertvolle Beiträge zur Frage des gegenseitigen Austausches des kulturellen Besitzes unter diesen Völkern und zur Geschichte ihrer wechselseitigen Beziehungen überhaupt. Wohl vermeint Verf. am Schluß seiner Untersuchungen resigniert eingestehen zu müssen, daß er dieses Endziel seiner Studien nicht erreicht habe, und bedauert es, daß er dem zwischen den einzelnen Völkern zu beobachtenden Folgen und Nehmen nicht bis ins einzelne nachfolgen und dadurch sichere Aufschlüsse gewinnen konnte. Gewiß, diese letztere Möglichkeit haben wir in vieler Beziehung vorderhand noch nicht, und so mag manches, was uns Verf. an Einzelbeobachtungen in seinem Buche vorlegt, noch zu späteren Beanstandungen führen; aber das ist ja nun schließlich einmal das Los aller unserer Arbeiten auf diesen Gebieten, daß wir vorderhand nur Bausteine zusammentragen und nur spärliche, dunkle Aufschlüsse aus ihnen gewinnen dürfen. Was Verf. jedoch an solchen Bausteinen in jahrelanger Arbeit mit unendlicher Mühe zusammengetragen, gesichtet und nach methodisch exakten Grundsätzen verarbeitet hat, ist wahrlich nicht gering, und die Schlußfolgerungen, die sich daraus ergeben, verdienen ohne weiteres die Beachtung der weitesten Kreise, zumal sie auch dem vom Verf. erstrebten Endziel doch näher führten, als Verf. in seiner Bescheidenheit selbst zugibt.

Bonnet beginnt seine Ausführungen mit dem Schlagstock und der Keule, ganz mit Recht davon ausgehend, daß diese beiden Waffenformen die ältesten überhaupt sind. Im vorgeschichtlichen Europa sind diese beiden Waffen nur sehr spärlich vertreten; im Bereich des alten Orients treten sie weit stärker hervor. Beim Schlagstock fällt besonders auf, daß er sich in Ägypten am längsten gehalten hat, und Ägypten bildet dadurch ein besonderes Schlagstockgebiet. Die altorientalischen Keulen sind durchweg von den europäischen sehr weitgehend verschieden; die orientalischen Keulenköpfe geben in ihrer großen Mehrzahl eine Birn- bzw. Kugelform wieder, die europäischen sind durchweg mehr scheibenförmig geformt (etwa wie Bonnet Abb. 3c), eine Form, die in den orientalischen Kulturen nur sporadisch vorkommt. In Ägypten und Babylonien entwickeln sich sehr bald Sonderformen, die Teller- und Rundknaufkeulen, ein Nachweis, der vor allem für Ägypten im Hinblick auf die von vielen Forschern behauptete urzeitliche Verbundenheit mit asiatischen Kulturen von erhöhtem Interesse ist. Eine besondere Form von Buckelkeulen (Susa, Ägypten, Babylonien) steht ohne Zweifel in Verbindung mit den morgensternartigen Waffen aus dem Kaukasusgebiet, wenn auch der Weg dieser Verbindung vorerhand noch unklar ist.

Auf die Keulen läßt B. dann die Streit- äxte folgen; bei ihrer Behandlung geht B. jedoch in seiner Zurückführung der Streit- äxte auf die Keulen doch wohl etwas zu weit, denn letzten Endes hat bei der Gestaltung der Steinbeile der Faustkeil mitgewirkt, der aus den altsteinzeitlichen Schichten im Alten Orient zur Genüge bekannt ist. Auf die Alt- steinzeit greift B. in seinem Buche jedoch so gut wie überhaupt nicht zurück; die orienta- lischen Archäologen scheinen sich noch nicht genügend klar darüber zu sein, daß diese Periode nun einmal der Ausgangspunkt von all unseren Untersuchungen sein muß. Was B. über die Steinbeile auszusagen weiß, ist ver- hältnismäßig recht dürftig; eine Behandlung dieses Materials durch einen an europäischem Material und in den Methoden der europä- ischen Urgeschichtsforschung geschulten Fach- mann verspricht für die Zukunft sicherlich noch sehr viele Aufschlüsse. Sehr interessant sind demgegenüber die Ausführungen von B. über die Metallbeile; es ist B. hier gelungen, eine ganze Reihe von gut differenzierten For- mengruppen herauszuschälen. Einige von die- sen Formen knüpfen an europäische Formen an (Bonnet Abb. 10 und 11; auch die Formen- gruppe Abb. 9 weist wohl auf die Donaulän-

der hin), die jedoch im alten Orient keinerlei festen Fuß fassen konnten. Weit stärker tritt eine andere Gruppe hervor (Bonnet Abb. 8), deren Heimat gleichfalls nicht im alten Orient, sondern im europäischen Gebiet zu liegen scheint, wenn auch im einzelnen in der Gruppe sehr bald Sonderentwicklungen auftreten. Endlich eine besondere Gruppe von Beilen, die im alten Orient heimisch ist, die segment- förmigen Klingen. Referent würde diese Gruppe jedoch anders aufgeteilt haben als der Verf., nämlich in eine Gruppe der eigentlichen seg- mentförmigen Beile (Bonnet Abb. 12 a—e, g—h) mit einer daraus hervorgegangenen Ab- art (Abb. 12i) und in eine Gruppe der Form Bonnet Abb. 12f. Die erstere Gruppe ist scheinbar eine ägyptische, während die zweite auf Babylonien hinweist. Endlich eine Gruppe von länglichen, eckigen Klingen, die ägyptisch zu sein scheint, dort in alter Zeit schon vor- kommt, aber im Neuen Reich erst überwiegt; ob diese Form nur eine Umbildung der alten Form Abb. 12f ist, oder ob bei ihrer Ent- stehung etwa wieder Einflüsse aus dem Mittel- meergebiet mitgespielt haben, muß vorderhand noch unentschieden bleiben.

Die von B. gegebene Ableitung der Dolche aus den Messern erscheint Ref. verfehlt, da Dolch und Messer lediglich als zwei differen- zierte Formen ein und desselben Geräts, des Faustkeiles, aufzufassen sind. Dann folgen jedoch Ausführungen von besonderer Bedeu- tung, zumal sich bei den Dolchen der Über- gang von den Steinformen zu den Metallformen viel klarer verfolgen läßt als bei den Beilen. Die erste Gruppe der Dolche mit angienieteten Klingen könnte direkt mitteleuropäischer Her- kunft sein (Bonnet Abb. 19d), ebenso auch die Formen Bonnet Abb. 12a—c, f; beide Gruppen kommen in Babylonien, Ägypten und Syrien vor. Die Dolche mit Griffangel sind typisch cyprischer Form (Bonnet Abb. 23a—b) und von Cypern aus im alten Orient verbreitet. Von den übrigen Gruppen erwähnen wir nur noch eine besondere nubische Gruppe, eine Gruppe von Dolchen mit festem, angegossenem Griff, die wieder von Cypern aus abzuleiten ist, und eine Gruppe von Dolchen mit Schalen- griff, deren Heimat B. in Assyrien oder seiner Nachbarschaft sucht.

Wichtig sind die Feststellungen, daß das Schwert in der uns geläufigen Form im Orient nicht irgendwie als selbständige Waffe er- funden ist, sondern sich von zwei verschiedenen Zentren aus über die altorientalische Welt verbreitet hat, einmal von Cypern her und dann aus dem Gebiet des nordischen Kultur- kreises (die für die vorgeschichtlichen Archäo-

logen besonders wertvollen einschlägigen Arbeiten von Kossinna im Mannus hat Verf. leider übersehen). In Ägypten ist das Schwert überhaupt nicht recht heimisch geworden, bei den Babyloniern und Assyriern können wir es vorderhand noch nicht recht erfassen, etwas stärker tritt es lediglich bei den Hettitern in Erscheinung. Anders dagegen steht es mit einer besonderen Form des Schwertes, dem Sichelschwert, das in seiner ausgeprägten Form lediglich auf den vorderen Orient beschränkt ist; es ist von Haus aus eine vorderasiatische Waffe, wohl babylonischer Herkunft, und gelangte erst zur Hyksoszeit zu den Ägyptern.

Wohl die einförmigsten unter den altorientalischen Waffen sind die Speere, die von frühester Zeit an als Nah- und Fernwaffen im Gebrauch waren; nur ganz vereinzelt treten uns unter ihnen Sondergruppen entgegen, so z. B. eine cyprische.

Das Wurfholz, anfänglich im alten Orient wie überall bei Völkern auf einer primitiven Kulturstufe eine Hauptwaffe, tritt im alten Orient, sobald die Kultur eine höhere Stufe erreicht, fast ganz in den Hintergrund; auffällig ist eine besondere Form dieser Waffe, die den Ägyptern nicht bekannt war, dagegen von den übrigen Völkern Vorderasiens hoch geschätzt wurde.

Die Schleuder scheint im alten Orient von der Urzeit an allenthalben bekannt gewesen zu sein.

Bogen und Pfeile, gleichfalls uralte Waffen, sind auffälligerweise bei den Sumerern wenigstens vorderhand nicht nachweisbar und treten auch bei den Akkadern erst in der Sargonidenzeit in Erscheinung. Von den beiden bekannten Formen des einfachen und des zusammengesetzten Bogens ist der einfache Bogen in Ägypten von der vorgeschichtlichen Zeit an fortdauernd in Gebrauch gewesen, in Vorderasien steht er demgegenüber im Hintergrunde, bei den Babyloniern und Assyriern ist er überhaupt nicht nachzuweisen. Den verstärkten Bogen sieht B. als eine Übergangsform vom einfachen zum zusammengesetzten Bogen an; diese Vermutung würde aber nur zu Recht bestehen, wenn wir tatsächlich innerhalb Vorderasiens nachweisen könnten, daß sich hier der Übergang vom einfachen zum zusammengesetzten Bogen vollzogen hat, das ist jedoch nicht der Fall. Der zusammengesetzte Bogen scheint erst nach der Sargonidenzeit im babylonischen Herrschaftsgebiet die führende Waffe gewesen zu sein, in Palästina hat sie sich erst um die Mitte des 2. Jahrtausends eingebürgert, in Ägypten von der 18. Dynastie an. Dementsprechend dürfte auch der verstärkte Bogen

von der Fremde her in den alten Orient eingedrungen sein, wenn wir vorderhand auch noch nicht beurteilen können, woher. Sehr wertvoll sind die Angaben von B. über den sog. Angularbogen.

Bei den auf den Darstellungen von altorientalischen Bogenschützen beobachteten zwei verschiedenen Spannungsmethoden (primäre und Mittelmeerspannung) meint B., daß es sich lediglich nur um ein und dieselbe Spannungsmethode handele (Mittelmeerspannung), da die beiden Spannungsarten nach der jeweiligen Ansicht wechseln, die der Schütze dem Beschauer bietet. B. glaubt dafür jedoch eine besondere Art von ägyptischer Spannung nachweisen zu können, die erst mit dem Eindringen des zusammengesetzten Bogens durch die Mittelmeerspannung ersetzt wurde.

Der Schild ist die einzige Abwehrwaffe, die bei allen Völkern des alten Orients gleichmäßig verbreitet war. In Ägypten tritt uns zunächst eine lange, schmale, in der Mitte eingezogene Schildform mit abgerundeten Ecken entgegen, die in der älteren Königszeit durch eine breitere, kürzere Form verdrängt wird; beide Schildformen hält B. für auf ägyptischem Boden erwachsen. Demgegenüber tragen die Semiten rechteckige Schilder, während die Hettiter einmal gekerbte, dann kreisrunde und dann wieder viereckige Schilder haben. Der kreisrunde Schild ist zu den Hettitern vielleicht durch die Seevölker gekommen.

Der Helm ist im wesentlichen auf Vorderasien beschränkt geblieben; die Entwicklung ging hier wohl von Babylonien aus vor sich, von wo aus dann die Assyrer und auch wohl die Semiten den Helm übernahmen. Lediglich der hettitische Helm hat einen besonderen Charakter. In Ägypten waren Helme überhaupt völlig unbekannt, nur eine Kappe kommt hier vor, die gleichfalls in Vorderasien üblich war.

Bei den Panzern lassen sich zwei verschiedene Formen unterscheiden, einmal eine besondere ägyptische Form, der westenartige Brustpanzer, der in Ägypten aufkam, als die Ägypter die Sitte der Panzerung bei den Völkern Vorderasiens kennen gelernt hatten, dann ein großer, mit Schuppen besetzter Panzerrock, der wohl von den Hettitern zu den Assyrern, Semiten und Ägyptern gelangte. —

Verf. hat es leider versäumt, seinem Buche noch ein abschließendes Kapitel mit einem knapp zusammengefaßten Fazit all dessen, was bei den Einzeluntersuchungen sich ergab, beizugeben. Das ist sehr zu bedauern, einerseits deswegen, weil aus den Untersuchungen sich als Endergebnis eine Reihe von

Gesichtspunkten ergaben, die bislang noch niemals so scharf hervorgetreten sind, und andererseits weil gerade durch diese neuen Gesichtspunkte das Bonnetsche Buch gewissermaßen aus dem Rahmen einer einfachen Spezialuntersuchung herausfällt, sich durch sie vielmehr zu einem sehr wichtigen Beitrag zur Kulturgeschichte des Altertums überhaupt auswirkt. Diese neuen Gesichtspunkte sind im wesentlichen folgende: 1. Auf dem Gebiete der Waffen konzentriert sich eigentlich die gesamte Entwicklung im alten Orient um zwei Pole, um Ägypten und Babylonien. 2. Zu der Entwicklung an diesen beiden Polen führten auffallend viele Fäden von außen her, einmal vom Mittelmeergebiet, sogar von Nordeuropa, und dann von Nordosten. 3. Auf dem Gebiet des Waffenwesens in Ägypten schließlich erfolgten die einschneidendsten Veränderungen nach dem Einbruch der Hyksos.

Baedeker, Karl: Ägypten und der Sudan. Handbuch für Reisende. Mit 21 Karten, 85 Plänen und Grundrissen und 56 Abb. 8. Aufl. Leipzig: Karl Baedeker 1928. (CCII, 480 S.) kl. 8°. RM 24—. Bespr. von A. Scharff, Berlin.

Der neue Ägyptenbaedeker bewährt sich ausgezeichnet, — so kann der unlängst aus Ägypten zurückgekehrte Referent mit Freude berichten. 1913 war die letzte Auflage erschienen und schnell genug vergriffen, so daß bei der zunehmenden Reiselust in den letzten Jahren der sehnstichtige Ruf nach einer Neuauflage des wichtigen Buches immer vernehmlicher erschallte. Georg Steindorff hat sich wie bei manchen früheren Auflagen auch dieser neuen wieder mit ganzer Liebe angenommen und ein mustergültiges Reisehandbuch geschaffen, das wohl von keinem andern übertroffen werden dürfte. Die neueste Umgestaltung war gewiß keine Kleinigkeit, denn in den letzten 10 Jahren hat, wie überall, auch in Ägypten eine neue Zeit begonnen, die sich äußerlich, um nur eins zu nennen, in der starken Zunahme des Automobilverkehrs deutlich kundtut. So sind viele berühmte Ausflüge heutzutage gänzlich umgestaltet; mag man auch z. B. der ehemaligen Poesie des Eselritts durch den Palmenwald von Memphis nach Sakkara nachtrauern, so weiß man heute gewiß umso mehr die frische Aufnahmebarkeit zu schätzen, mit der man nach rascher, bequemer Autofahrt sich in Sakkara an das Studium der Denkmäler begibt. Mit den Zuschriften zahlreicher Fachleute und auf Grund mehrmaliger Reisen hat Steindorff den Band, man darf wohl sagen, vollständig auf den heutigen Stand gebracht. Nicht nur dem Text, auch den Karten und

Plänen ist große Sorgfalt gewidmet, neue Bahnlinsen sind ebenso eingetragen wie neue archäologische Fundplätze (z. B. das Petosirisgrab); als besonders glückliche Neuerungen hebe ich die bessere Karte von Theben, den verbesserten Plan des Ramesseums mit den Vorratshäusern und den gänzlich neuen Plan des Felsentempels von Abu Simbel hervor.

Steht so der bedeutende Wert des Ägyptenbaedekers als Reisehandbuch fest, so soll an dieser Stelle aber noch besonders hervor gehoben werden, welch große Stütze der Baedeker auch jedem Forscher in der Heimat am Schreibtisch bietet. Es ist die besondere Gabe des Bearbeiters, den referierenden und registrierenden Reiseführer mit dem ernststen Wissenschaftler in glänzender Weise zu vereinigen. Es gibt wohl kein Buch über Ägypten, das in solcher Ausführlichkeit so ziemlich alle Dörfer und Dörfchen und die abgelegensten, fast nie besuchten archäologischen Fundstellen mit knappsten Angaben darüber, wer dort was gefunden hat, enthält. Und die zahlreichen Tempel- und Grabgrundrisse werden oft und gern zu Rate gezogen werden, bevor man ausführlichere Publikationen befragt.

Schließlich ein Wort des Lobes zu den einleitenden Kapiteln, die dem Reisenden eine umfassende Einführung geben. Die Hauptmenge des Stoffes hat wiederum Georg Steindorff bewältigt: Zur ägyptischen Geschichte (bis in die neueste Zeit), die Hieroglyphenschrift, Zur ägyptischen Religion, Zur ägyptischen Kunstgeschichte. Das Kapitel über Herkunft und heutigen Stand der Bevölkerung stammt mit Zusätzen Steindorffs noch aus der Feder Georg Schweinfurths; es dürfte künftig am ehesten eine gründliche Revision durch einen Ethnologen vertragen. C. Prüfer zeichnet wie früher für das Kapitel über den arabischen Dialekt in Ägypten, — Colonel Sir Henry Lyons ebenso für die Kapitel über Umfang und Einteilung des ägyptischen Reiches, den Nil, die klimatischen Verhältnisse, — Staatsminister C. H. Becker für den Abschnitt über Sitten und Gebräuche der Muhammedaner. In K. A. C. Creswell ist dem Unternehmen ein sehr zu begrüßender neuer Mitarbeiter für den Abschnitt über die islamische Baukunst gewonnen worden. Der Verfasser der Abschnitte über Geologie, Ackerbau und Vegetation wird seltensamerweise verschwiegen.

Ich glaube im Sinne des Verlags und des Bearbeiters zu handeln, wenn ich zum Schlusse alle, die sich des Ägyptenbaedekers mit Nutzen auf der Reise oder am Schreibtisch bedienen, auffordere, durch verbesserte Zuschriften an den Bearbeiter dazu beizutragen, daß die in

gewiß nicht zu ferner Zeit fällige Neuauflage wieder auf den neuesten Stand gebracht werden kann und sich der vorzüglichen 8. Auflage würdig anschließt.

Murray, Margaret Alice: Elementary Coptic (Sahidic) Grammar. Second Edition. London: Bernard Quaritch 1927. (IX, 88 S.) kl. 8°. Bespr. von W. Till, Wien-Mödling.

Das Büchlein bietet in knapper, übersichtlicher Form dem Anfänger das Nötigste. Diesen Zwecke entsprechend nimmt die alles Wichtige enthaltende und mit Beispielen hinlänglich erläuterte Darstellung natürlich keinerlei Bezug auf ältere Sprachstufen, sondern dient lediglich dem praktischen Erlernen der Anfangsgründe. Dem Anfänger wird bei den ersten Versuchen, einen koptischen Text zu lesen, besonders die Übersichtstabelle der Hilfszeitwörter gute Dienste leisten, wie überhaupt die Übersichtlichkeit ein besonderer Vorzug dieses Buches ist.

Zur Einübung der Regeln dient ein 6 Seiten langer Anhang mit Übungssätzen, zu denen auch ein Glossar gegeben ist. Leider überwiegt in den Übungsstücken das Material für das Übersetzen ins Koptische, das m. E. in einer ausgesprochenen Anfängergrammatik überhaupt ganz entbehrlich ist. Eine vermehrte Anzahl leichter koptischer Sätze wären dem Anfänger wohl nützlicher.

Das Büchlein hat vor allem den Vorteil, daß es die für den Anfänger oft nur verwirrend und entmutigend wirkenden Details, die jede größere Grammatik enthält, wegläßt. Es bildet so eine treffliche Einführung in das Studium des Koptischen; mehr will und kann es nicht sein.

An Einzelheiten sei folgendes bemerkt: die in einem Anhang gegebene Bemerkung über die Veränderung des Tonvokals erwartet man schon im ersten Kapitel.

An einigen Punkten scheint mir die Darstellung in ihrer Knappheit doch zu weit zu gehen: so könnten die Regeln über die Suffixpronomina etwas ausführlicher sein (S. 7). Dem Leser bleibt z. B. unklar, warum bei den Adjektiven mit Suffixen (S. 19) die 1. sg. -t lautet.

Beim Verbum ist die Bedeutung des Qualitativs unzulänglich behandelt. Die kurzen Bemerkungen darüber: „Das Qualitativ drückt das Passivum oder Intransitivum aus“ (S. 27) und später: „Das Passivum wird durch den Infinitiv oder das Qualitativ transitiver Verba ausgedrückt“ (S. 37) sind nicht nur nicht hinreichend, sondern für den Anfänger sogar irreführend, zumal gerade hier die Beispiele im Stiche lassen. Darnach müßte man meinen, daß Sätze wie: „er wird gerettet“ oder „er wird warm“ durch das Qualitativ ausgedrückt werden könnten, was ja unbedingt unrichtig ist. Es wäre

im Gegenteil hervorzuheben, daß das Qualitativ niemals einen Vorgang — auch nicht einen intransitiv oder passiv ausgedrückten — sondern immer nur einen Zustand bezeichnet: „er ist gerettet“, „er ist warm“. Um das Verständnis des Qualitativs zu erleichtern, wäre es zweckdienlich, den Qualitativformen der auf den Seiten 25 und 26 angeführten Verben ihre Bedeutung beizufügen.

Bei der Behandlung der Konjugation sind Präsens II und Futurum II von den entsprechenden (im Said. gleichlautenden) Zustandssätzen der Einfachheit halber nicht getrennt worden, was allerdings zur Folge hatte, daß den übrigen Möglichkeiten des Zustandsatzes (mit anderen Hilfszeitwörtern) nicht mehr als eine flüchtige Bemerkung beim Relativsatz gewidmet wurde, während sie doch auch sonst, besonders als Temporalsätze, häufig Verwendung finden.

David, Dr. jur. Martin: Die Adoption im althabylonischen Recht. Leipzig: Theodor Weicher 1927. (XI, 121 S.) 4° = Leipziger rechtswiss. Studien, hrsg. von der Leipziger Juristen-Fakultät, Heft 23. RM 8—. Bespr. von Julius Wolff, Berlin.

Die sorgfältige Arbeit behandelt in der Hauptsache das Adoptionsrecht Babyloniens in der Zeit Hammurabis, und zwar nur das der wirklichen Kindesannahme, nicht die dieser nachgebildeten Erbeinsetzungs- und Freilassungsgeschäfte. Sie interpretiert zunächst eine Anzahl die Annahme zur Kintschaft (sumer.: *nam-dumu*, sem.: *marûtu*) betreffender Sätze in der Serie *ana ittišu*, als deren Grundstock D. das Stadtrecht von Nippur zur Zeit der Dynastie von Ur ansieht, und untersucht alsdann ausführlich die auf das *marûtu*-Recht bezüglichen §§ 185—193 KH. Daran schließt sich eine eingehende Besprechung des urkundlichen Materials, sowohl nach der formalen wie nach der sachlichen Seite hin; die Quellen bilden hier 22 nord- sowie südbabylonische Verträge über Begründung einer *marûtu* aus der Zeit der Dynastien von Larsa und Babylon (s. S. 41), die teils mit dem Adoptierten selbst, teils mit dessen bisherigem Gewalthaber geschlossen sind. Stellenweise sind andere Rechte vergleichsweise herangezogen worden; berücksichtigt werden außerdem einige *marûtu*-Texte weiterer Abschnitte der babylonisch-assyrischen Rechtsgeschichte, insbesondere fünf mittelassyrische Urkunden, die der Verf. im Anhang A (S. 101ff.) in Umschrift und Übersetzung mitteilt.

Das wesentlichste Ergebnis der Arbeit ist, daß die Annahme zur *marûtu* in mehrfacher Gestalt auftritt. Sie bedeutet sowohl die wahre Adoption bzw. Arrogation, d. h. Begründung

eines Kindschaftsverhältnisses unter Erbeinsetzung des Angenommenen, wie Annahme zur bloßen Auferziehung ohne Erbrecht des Wahlkindes nach dem Annehmenden. Damit enthält die schon von Koschaker¹ vorgenommene Scheidung der Fälle der *marûtu* in solche eines bloßen Pflegschaftsverhältnisses und solche wirklicher Kindesannahme eine exakte quellenmäßige Grundlage. Ursprünglich war — wenigstens für Südbabylonien — nach des Verf. Vermutung die Kindesannahme ohne Erbrecht des Wahlkindes. Auf Grund des Urkundenmaterials kommt D. zu dem Nachweis, daß „echte“ Adoptionen, das sind solche mit Erbberechtigung des Kindes, nur von vollfreien Männern als Adoptanten vorgenommen werden konnten; das paßt gut zu dem mit Recht von ihm unter Zuhilfenahme des Befundes anderer antiker Rechte, vornehmlich des griechischen, festgestellten Zweck der Adoption, dem Annehmenden einen die Familie fortsetzenden Nachkommen zu sichern. Auf der anderen Seite werden die „unechten“ Adoptionen in der Regel von Frauen bewirkt. Deren Recht zu dieser Art der Adoption ist nicht ursprünglich; das folgert D. aus dem Formular des unechten Adoptionsvertrages, das unter dem Einfluß des Kaufformulars entstanden ist (S. 95). Vollfreie Knaben treten als Objekte des unechten Adoptionsvertrages nicht auf; der Verf. bringt das mit Recht mit dem in §§ 168, 169 KH. enthaltenen Verbot willkürlicher Enterbung von Söhnen zusammen. Hinwiederum werden nur männliche Personen in echte Adoption genommen.

Eigentümlicherweise paßt der Befund der Urkunden wenig zu dem Bilde, das die Bestimmungen des KH. von der Adoption zeichnen. Insbesondere sind die Sanktionen, die für den Fall rechtswidriger einseitiger Lösung des Verhältnisses dem Adoptierten und dem Adoptanten angedroht werden, in den Verträgen erheblich schärfer als im Gesetz: Strafen für das angenommene Kind kennt dieses in den §§ 192f. nur in dem Sonderfall, daß die Adoption von einem Palasteneunuchen oder einer *zikrum* vorgenommen ist; auf der anderen Seite wird in den Verträgen, wie der Verf. wohl mit Recht angenommen hat (S. 90f.), dem Wahlkinde über die ihm aus § 191 KH. zustehenden Rechte hinaus sein Erbrecht im Falle der Verstoßung durch den Adoptivvater voll erhalten. In der Darstellung des Verf. stehen beide Ordnungen unorganisch nebeneinander. Einer der Gründe dafür ist vielleicht, daß D. die §§ 185—193 für eine system-

lose Aneinanderreihung einer Anzahl von Bestimmungen hält (S. 24; s. auch S. III).

Wie mir scheint, lassen sich aber die Ergebnisse beider Quellengruppen miteinander verbinden. Zunächst dürfte Hammurabi gegen den Vorwurf der Systemlosigkeit in Schutz zu nehmen sein. Vielmehr ergibt sich folgende Gliederung: Die §§ 185—190 sprechen zunächst von der Möglichkeit der Lösung der Wahlverwandschaft. Dabei ist vorwiegend von Findelkindern die Rede, aber, wie jedenfalls die §§ 187—190 zeigen, auch an den Fall vertragsmäßiger *marûtu*-Begründung gedacht. Vorangestellt ist die Lösungsmöglichkeit für Findelkinder (§§ 185, 186), dann folgen die Sonderfälle der Annahme durch Eunuch, *zikrum* und Handwerker (zwecks Lehre), darauf ordnet § 190 die vertragsmäßige Adoption¹. Das Kriterium ist offenbar in beiden Normalfällen das gleiche, nämlich der Wille des Adoptivvaters, das Kind als eigenes zu behalten; das Nichtvorhandensein dieses Willens wird bei der Aufnahme eines Findelkindes aus dem typischen Forschen² nach den natürlichen Eltern erschlossen (§ 186), anderenfalls dürfte es auf den Inhalt der Vereinbarung ankommen. §§ 191—193 enthalten dann Strafbestimmungen für widerrechtliche Lösung des Verhältnisses: § 191 schützt das Kind, §§ 192f. den Eunuchen bzw. die *zikrum* als Eltern³.

In diesen Rahmen scheinen sich mir die Verträge gut einzuordnen. Den §§ 185—190 laufen sie nicht zuwider; die Schwierigkeit, die man in dem Widerspruch zwischen § 191 und den erbrechtlichen Bestimmungen der Verträge gefunden hat⁴, hebt sich, wie ich

1) Das nimmt offenbar auch der Verf. an, s. S. 39.

2) Mit „forschen“ übersetzt wenigstens der Verf. das Wort *hātu* (im Anschluß an Landsberger), S. 27.

3) Diese Besonderheit erklärt der Verf. (S. 32) wohl richtig aus dem erheblichen öffentlichen Interesse an der Erhaltung dieser Stände; s. auch Koschaker a. a. O.

4) Koschaker a. a. O. S. 25f. — Koschaker beauftragt sich auf das Fehlen eines Hinweises auf ein Erbrecht des Adoptierten. Aber sollte das nicht in den Fällen des § 185 und des Gegenteils des § 190 als ebenso selbstverständlich gegolten haben wie das legitimer leiblicher Kinder? § 190 hat, wie mir scheint, unechte Adoption im Auge, die ja vielleicht auch von Vollfreien vorgenommen werden konnte (s. Verf. S. 83*). Daß die Gewalt des leiblichen Vaters in allen Fällen des KH. nur geruht habe und daß es darauf angekommen sei, ob der Pflegevater seiner Erziehungspflicht genügt habe (Koschaker), vermag ich den §§ 185, 190 nicht zu entnehmen. Allenfalls läßt m. E. § 185 den Schluß zu, daß das Findelkind noch während einer gewissen Zeit ohne besondere Voraussetzungen herausverlangt werden konnte. Das dem Kinde aus § 190 zustehende Recht zur Rückkehr ins Vaterhaus wurde allerdings in der Regel in den unechten Adoptionsverträgen abgedungen und eine Strafe für treuloses Verhalten angedroht.

1) Bei Ebert, Reall. der Vorgesch. I, 25, s. v. Adoption.

glaube, wenn man die Vorschrift als Mindestbestimmung auffaßt, bei der vorwiegend an das Findelkind gedacht ist¹. Eine solche Mindestbestimmung ist rechtspolitisch durchaus verständlich. Die Aussicht, beim Hinzukommen eigener Kinder das Verhältnis zum Adoptivkind gegen eine verhältnismäßig geringe² Abfindung wieder lösen zu können, konnte die Geneigtheit zur Aufnahme von Findelkindern, an der der Staat doch sicher ein Interesse hatte, nur fördern³. Daß man bei vertragsmäßigen Adoptionen diese Mindestbestimmung zugunsten des Kindes abding — ebenso wie man ihm für Treulosigkeit Strafen androhte —, ist nicht minder verständlich.

Die Aufnahme eines Findelkindes fand, wie der Verf. S. 16f. auf Grund gewisser Wendungen der Serie *ana ittišu* beobachtet hat, in der Weise statt, daß vor Zeugen das Fußmaß des Kindes genommen wurde. Vielleicht war auch eine Anzeige bei der Behörde nötig. Die vertragsmäßige *marûtu*-Begründung geschah nach Annahme des Verf. (S. 78ff.) in vorgeschichtlicher Zeit unter Gebrauch von *verba sollemnia*; D. entnimmt das analog den stets wiederkehrenden Wendungen: „Du bist nicht mein Vater“, bzw. „Du bist nicht mein Sohn“ u. a., die ursprünglich eine solenne Aufkündigung des Verhältnisses bedeutet haben sollen. Für die Zeit der Urkunden schließt er sich Koschaker⁴ an mit der Annahme, trotz dieser Formulierung habe schon einfache Verstoßung bzw. jedes ernstliche feindselige Verhalten des Kindes die für widerrechtliches Verhalten vorgesehenen Strafen verwirkt (S. 82f., 91f.). Der Adoptionsvertragsurkunde mißt er für diese Zeit dispositive Bedeutung bei (S. 60ff.).

Dies letzte scheint mir nicht ganz unzweifelhaft. Koschaker⁵ hat wahrscheinlich gemacht, daß für das Recht der Hammurabizeit eine auf Grund der Rechtsordnung rechtserzeugende Kraft der Urkunde nicht, vorauszusetzen sei, daß vielmehr erst der König selbst als Gesetzgeber die Schriftlichkeit von Verträgen begünstigt⁶ und vielfach neu angeordnet

habe.¹ Das Fehlen einer der Schriftform der Adoptionsverträge verlangenden Bestimmung im KH. begründet daher ebenso wie die berichtende Fassung² der uns erhaltenen Tafeln wohl eher eine Vermutung gegen deren Dispositivwirkung. Das gleiche gilt von der in § 170 KH normierten Legitimation, die die Magdkinder in erbrechtlicher Beziehung den echten Kindern gleichstellt und für die Schriftlichkeit nicht verlangt wird. Demgegenüber ist der Hinweis des Verf. auf § 165 KH., aus dem er die notwendige Schriftform einer Erbeinsetzung und damit die der mit einer solchen verbundenen *marûtu*-Verträge erschließen will, nicht überzeugend. Der Paragraph handelt nicht von der Erbschaft, sondern vom Vorausvermächtnis, das als Schenkung gefaßt ist; er scheint mir mehr mit den Vergabungen unter Lebenden, für die auch sonst im KH. die Errichtung einer Urkunde vorausgesetzt wird³, in eine Reihe zu gehören. Auch die Texte M 43 (HG. III 715) und CT. 2 pl. 31 (HG. III 738), in denen von der Vernichtung der Urkunde bei einer Verstoßung die Rede ist, ergeben m. E. nicht mehr, als daß dem Verstoßenen die Möglichkeit künftiger Beweisführung durch Vorlegung der Urkunde abgeschnitten werden sollte⁴. Am ehesten spricht noch CT. 8 pl. 12b (HG. III 713) für den Verf. Allgemeiner Brauch ist freilich die Errichtung einer Urkunde wohl gewesen.

Alles in allem bedeutet die Arbeit des Verf., die neben vielen wertvollen Einzelbeobachtungen ein klares Bild des Vorgangs und der Bedeutung des *marûtu*-Geschäfts in der Zeit Hammurabis entwirft, eine begrüßenswerte Bereicherung des rechtsgeschichtlichen Schrifttums.

1) Für gesetzgeberische Mißgriffe hält Koschaker a. a. O. S. 21, 83f., 199f. die §§ 7, 122, 123, 128 KH.; zustimmend Lautner, Die richt. Entsch. u. d. Streitbeend. im altbab. Prozeß. S. 34. S. allerdings San Nicolò, D. Schlußkl. der altbab. Kauf- und Tauschvertr. S. 190ff. — Nach Koschaker a. a. O. S. 19 gehörte die Schriftlichkeit des Vertrages auch in §§ 122f. nicht zu den klagebegründenden Tatsachen, sondern war nur zum Beweise unerlässlich.

2) Vgl. Koschaker a. a. O. S. 13¹⁵.

3) §§ 38, 39, 150, 178f., 182f.

4) Insbesondere glaube ich, dies 738, einer Verstoßungsurkunde, entnehmen zu können: (nach Bericht über die geschehene Verstoßung) „Wenn die Urkunde, in welcher H. an A. ihre Erbschaft vermacht hat, auftaucht, so ist sie falsch, sie soll zerbrochen werden“. Jedenfalls war, wie der Text zeigt, das Zerbrechen der Tafel nicht konstitutiv für die Verstoßung. Anders D. S. 62 im Anschluß an den Eid in 715; dessen kurze Fassung erscheint mir aber gegenüber 738 nicht als beweisend.

1) Der Verf. (S. 39) will den Paragraphen nur auf Findelkinder beziehen.

2) Koschaker a. a. O.

3) Diesen Zweck des § 191 hält offenbar auch D. für den wahrscheinlichsten, S. 39. Er sieht (S. 89) die Bestimmung für den Rest der in den Urkunden bereits überwundenen nordbabylonischen Auffassung an, daß die (in Nordbabylonien von jeher mit Erbeinsetzung verknüpfte) *marûtu* im Falle der Geburt eigener Kinder des Adoptanten von diesem aufgehoben werden konnte.

4) A. a. O. S. 27.

5) Rechtsvergl. Stud. zur Gesetzgeb. Hamm. S. 13¹⁵.

6) Koschaker a. a. O. S. 13¹⁵, 80, 200, auch 24f.

Legrain, Léon: *Royal Inscriptions and Fragments from Nippur and Babylon*. Philadelphia: The Museum of the University of Pennsylvania 1926. (50 S. 36 Taf. Autogr.) 4^o. = Publications of the Babylonian Section, Vol. XV. Bespr. von A. Poebel, Rostock.

In diesem Bande von UPUM sind 87 Keilschrifttexte des Philadelphier Universitätsmuseums veröffentlicht, von denen etwa 22 ganz oder doch fast ganz erhalten sind, während die übrigen nur Bruchstücke und Bruchstückchen darstellen. Dem Inhalt nach sind es Bau- und Weihinschriften babylonischer Könige, Fürsten usw. aus alter und neuerer Zeit bis herab auf Nabunaid. Die meisten entstammen den Ausgrabungen in Nippur, einige sind aber auch von Händlern gekauft; warum jedoch Legrain im Titel neben Nippur nur noch Babylon als Fundort nennt, ist nicht recht ersichtlich. Den wenig zuverlässigen Kopien und den sehr guten Lichtbildreproduktionen ist ein Katalog vorangestellt, der unter den einzelnen Nummern meistens auch eine Umschrift und Übersetzung gibt; beide lassen sehr viel zu wünschen übrig. Die interessantesten der Texte hatte Legrain schon vorher in *The Museum Journal* veröffentlicht, Nr. 49 aber auch schon Hilprecht OBI 133 in einer bei weitem besseren Kopie, was Legrain offenbar erst nach dem Druck der Platten gemerkt hat.

Das Glanzstück des Bandes bildet Nr. 41. Die beiden daselbst gegebenen Fragmente gehören zu der von mir HGT 34 veröffentlichten großen Tontafel, auf welcher ein babylonischer Schreiber sämtliche im Tempel Ekur in Nippur vorhandenen Inschriften der Könige Lugalzaggisi, Šarrukin, Rimuš und Maništusu abgeschrieben hat. Mit den neuen Bruchstücken ist jetzt der weitaus größte Teil der ursprünglich 28 Kolumnen zählenden Tafel wiedergewonnen; es fehlen nur noch die Abbrüche am rechten Rand (Kol. 13—16) und kleinere Abbröckelungen am oberen und unteren Rand. Die Kämpfe Šarrukins mit Elam und dem nördlich davon liegenden Baraḥsi (= Marḥaši, māt Paraši) wie auch die Kämpfe Rimuš's mit Baraḥsi, Zaḥara und Elam, mit den aufständischen südbabylonischen Fürstentümern und mit Kazallu sind jetzt weit besser überschaubar. Man beachte auch die Nachricht, daß nach der Eroberung des sumerischen Südens durch Šarrukin alle Fürstentümer bis zum persischen Meere von Akkadern beherrscht wurden; ferner auch die Angabe über den Bau von Schiffen im Hafen von Akkad, die zur Fahrt nach Meluḫḫa, Magan und Tilmun bestimmt waren.

Von den besser erhaltenen Texten seien noch erwähnt:

Nr. 81: Ein Kalksteindiskus von 62½ cm Durchmesser, auf dem Uru-na-ḫ-ga, Oberpriester Enlils in

Nippur, dem König Naram-Sin seine Ergebenheit bezeugt.

Nr. 83: Inschrift auf einer von Gudea nach Nippur gestifteten Vase.

Nr. 42: Türstein Šulgis mit Inschrift betreffend Wiederherstellung des Hauses der Innana im Turan-ki.

Nr. 43: Türsteininschrift Šu-Sin's, betreffend Erbauung des É-ša-gi-pa-da für seinen „Vater“ Šara, die ein genaues Duplikat der Türsteininschrift CT 32, 6: 103353 und eines weiteren Exemplars in Yale University (Clay, YOS I S. 16) ist. Eine etwas ausführlichere Parallelinschrift zeigen gleichlautend ein Türstein in Yale University, Clay, YOS I 20, und je eine Kalksteinplatte in London, CT 32, 6: 103354, Yale University und New York (s. Clay, C. c., S. 16). Nach Legrain soll der Stein aus Nippur stammen, woraus natürlich folgen würde, daß auch die in London, Yale University und New York befindlichen Parallelinschriften von dort stammen. Da aber nicht anzunehmen ist, daß diese Inschriften, die doch demselben Gebäude wie der angebliche Nippurstein entstammen müssen, von Arabern ausgegraben und in den Handel gebracht worden wären, wenn die amerikanischen Expeditionen dieses Gebäude schon getroffen hätten, so wird die Angabe Legrains sicher auf einem Irrtum beruhen. Man erinnere sich, daß in den letzten Jahren vor 1914 größere Mengen von Tontafeln, die aus wilden Ausgrabungen der Araber in Dschocha stammten, zum Verkauf angeboten wurden¹. Von dort, der Stadt des Gottes Šara, stammen sicher auch die gleichzeitig mit ihnen angebotenen Steine in Yale University usw. und sicher auch der von Legrain veröffentlichte Stein, der demnach erst 1914 oder später vom Museum angekauft sein wird².

Beachtenswert ist übrigens, daß erst die Datenformel des 9. Jahres Šu-Sins den Bau des Šaratempels in Umma berichtet, die erwähnten ausführlicheren Parallelinschriften aber den Bau des Tempels nach dem Bau der Festung Bad-Martu (bzw. *Dūr-Amurrim-murig-Tidnim*) bestimmen, den schon die Datenformel des 4. Jahres Šu-Sins erwähnt. Es ist hieraus ersichtlich, daß der Bau des Šaratempels in verschiedenen Zeitstufen erfolgte.

Nr. 46: Backsteininschrift Išme-Dagans über die Anfertigung des Streitkolbens „der fünfzigköpfige mi-ib“. Der letzte Satz dürfte bedeuten: „(Dies) sind die gebrannten Ziegelsteine (des Postamentes), auf denen er ihm seine geliebte Waffe aufstellte“. Legrain verweist zu rig-mi-ib-sag-ninnu auf Gudea, Statu B 6, 31 (rig-ur-sag-eš, „die Keule: der dreiköpfige Löwe“) und Zyl. B 7, 12 (siebenköpfige Keule); ihm scheinen also die Datenformeln Gudeas: mu rig-sag-ninnu(-dnin-gir-su-ka) ba-dimma, mu (tukul-) mi-ib-sag-ninnu ba-dimma, mu giš-tukul-ur-sag-ninnu ba-dimma usw. entgangen zu sein. Nach der ersten Formel dürfte die Waffe nicht Enlil, sondern Ninurta (|| Nin-girsu) gewidmet worden sein.

Nr. 84 und 85: Tonnagelinschriften Enlil-banis und Damiq-ilišus über den Bau der großen Mauer von Isin; die zweite Inschrift ist unversehrtes Duplikat zu HGT 73.

Nr. 58: Sumerische Backsteininschrift Kadašman-Enlils, dem Anschein nach über die Versorgung

1) Vgl. hierzu auch die Bemerkung Clays in YOS I S. 14 oben.

2) Zwei 1914 oder 1913 dem Museum angebotene Steine wurden von mir nicht zum Ankauf empfohlen (wenigstens nicht zu dem geforderten Preis), weil sie Duplikate von CT 32, 6 waren.

Nippurs mit Wasser durch einen Wassergraben (?) und den Bau eines Kais (Unsicher).

Nr. 69: Akkadische Backsteininschrift eines *Ninurta-šuma-iddina* (geschr. ^dMAŠ-MU-šī-na) über die Wiederherstellung eines Brunnens im großen Vorhof des Tempels E-kur in Nippur. Legrain sieht in diesem *Ninurta-šuma-iddina*, wie die nach Weidner, MVAG S. 63 gegebenen Jahreszahlen 1152—1147 v. Chr. zeigen, den unmittelbaren Vorgänger Nebukadnezars I, dessen Namen die synchronistische Königsliste Assur 14616c (Archiv III, S. 70) Kol. 2, 14 als ^dMAŠ-[-...]-MU gibt. Da Nabunaid, YOS I Nr. 45, 24f., Nebukadnezar I als Sohn des ^dNin-urta-na-din-šū-mi, und das Chronikfragment Straßmaier, Hebraica IX, S. 6, Vs. 6 als Sohn des ^dNin-urta-šī-MU bezeichnet, so dürfte der Name des Vorgängers Nebukadnezars in Assur 14616c sicher zu ^dMAŠ-[MU]-MU, bzw. ^dMAŠ-[šī]-MU zu ergänzen und dann ^dNinurta-nādin-šū-mi zu lesen sein, wonach der in Legrains Inschrift genannte ^dNinurta-šuma-iddina natürlich nicht der Vorgänger Nebukadnezars sein könnte. Obwohl die obige Deutung von ^dMAŠ-[MU]-MU, wenn so zu ergänzen ist, als *Ninurta-nādin-šū-mi* an sich nicht zwingend ist¹ und man auch *Ninurta-šuma-iddina* lesen könnte, falls trotz allem ein König dieses Namens und nicht der Vater Nebukadnezars dessen Vorgänger war, so dürfte doch immerhin Legrains Identifikation des in der Inschrift genannten *Ninurta-šuma-iddina* mit dem Vorgänger Nebukadnezars nur

1) Ein völlig schlüssiger Beweis dafür, daß Nebukadnezars Vater, was an sich ja das Wahrscheinlichste ist, als König herrschte, wird nicht, wie Weidner MVAG 26, S. 52 Anm. 4 meint, durch den Brief 4 R 34 Nr. 2 (übersetzt in Winckler, Altor. Forsch. S. 390) erbracht, da es, obwohl wahrscheinlich, doch aber nicht sicher ist, daß Nebukadnezar I der Briefschreiber ist. Da übrigens die synchronistische Königsliste Assur 14616c den im Brief genannten Assyrierkönig *Ninurta-tukulti-Aššur* mit dem ersten König der Dynastie von Isin, *Marduk-šapik-zēri*, und dessen Nachfolger bereits mit *Mutakkil-Nusku* gleichsetzt, so könnte Nebukadnezar der Briefschreiber nur dann gewesen sein, wenn die Regierung *Ninurta-tukulti-Aššur*'s auch noch in die Zeit des Nachfolgers *Marduk-šapik-zēri*'s hineinragte. Nicht recht verständlich ist, warum Weidner für den synchronistischen Aufbau der babylonischen und assyrischen Regierungen in MVAG 1921 Nr. 1 S. 24 VAT 11261 vor Assur 14616c bevorzugen wollte, da doch VAT 11261 ganz offenbar auf eine genaue synchronistische Darstellung in dem betreffenden Abschnitt verzichtet, Assur 14616c aber, wie die Trennungslinien und die Wiederholung einzelner Namen beweisen, eine solche zu geben bemüht ist, und zwar auf Grund zuverlässiger Quellen, da seine Gleichsetzungen durch die synchronistische Geschichte, soweit diese eine Kontrolle erlaubt, durchaus bestätigt werden. Zu beachten ist allerdings, daß die überlieferten Synchronismen, von denen der Kompilator ausging, jedesmal hinter einem Trennungsstrich stehen, was aber nicht ausschließt, daß die Regierungen der betreffenden Könige auch auf die vorangehenden oder folgenden Regierungen des anderen Landes übergreifen können. Hiernach muß natürlich der Anfang der Regierungszeit *Ninurta-tukulti-Aššur*'s mindestens 12 Jahre vor dem von Weidner in MVAG 1921 Nr. 1 S. 65 hierfür angesetzten Jahre angesetzt werden, wie ja auch tatsächlich Weidner in seiner neuesten chronologischen Liste Archiv IV S. 15ff. den Regierungsanfang *Ninurta-tukulti-Aššur*'s auf Grund der Zahlen der neuen Königsliste Nassouhi's um 13 Jahre vor-datieren muß.

darauf zurückzuführen sein, daß ihm der überlieferte Name des Vaters Nebukadnezars unbekannt geblieben ist. Leider bricht die Backsteininschrift mit der auf ^dMAŠ-MU-šī-na folgenden Zeile schon ab; diese dürfte entweder zu [mār]...[...]-den-lil „Sohn des [...] - Enlil“ oder zu [...] - den-lil „[...] - Enlil“ zu ergänzen und der Wiederhersteller des Brunnens wohl überhaupt kein babylonischer König gewesen sein.

Nr. 75: Backsteininschrift Asarhaddons aus Nippur über die Vergrößerung der bū-kua-zal-zal-ga-kisal-den-lil-lā-ge, d. i. „der strahlenden Fischbasins (oder: des Basins der strahlenden Fische?) des Tempelhofes Enlil's“; Legrain: „the well of shining silver“, was schon dadurch ausgeschlossen ist, daß der bū aus Backsteinen gebaut wird.

Nr. 74: Sumerische Backsteininschrift Aššurbanapals aus Nippur über den Bau des é-zi-DAR...[...] für Enlil.

Nr. 79: Ein 1888 in London gekaufter Tonzyylinder Nebukadnezars über den Bau des Zababaheiligtums E-kišib-ba mit einem Bericht über die vorangehende Bautätigkeit Nebukadnezars. Der Zylinder figuriert in Langdons Neubabylonischen Königsinschriften als Nr. 20; doch gibt Langdon nur im letzten Teil der Inschrift den wirklichen Text des Zylinders auf Grund einer Umschrift Clays, im übrigen den Text von Langdons Nr. 13, umgestaltet nach den von Ball in PSBA XI mitgeteilten Notizen über seine Kollation des Zylinders vor dessen Verkauf nach Amerika. In Wirklichkeit aber bietet der Zylinder gegenüber dem von Langdon konstruierten Text z. T. ganz neue Textpartien, läßt auch dafür andere Partien weg. Es ist deshalb sehr erfreulich, daß die Inschrift endlich in ihrem Originalwortlaut veröffentlicht ist.

Nr. 80: Ein Zylinder Nabunaida über den Bau von Imgur-Enlil, der Mauer von Babylon, 1900 von Hilprecht in Konstantinopel gekauft.

Von den kleinen Fragmenten lassen sich hervorheben:

Das kleine Fragmentchen am Ende von Nr. 1 (nur Lichtbildruck), welches den Schluß der Vaseninschriften Entemenas OBI Nr. 115—117 (SAK S. 34g) zu ²nam-ti-la-ni-ēš ²nam-ti - ²n[a?...] [...]n[in(?)]-ki-[-...] - šē ²nam-ti-⁶ [...] - šē ²a mu-na-ru ergänzen läßt. Die beschädigten Namen sind vielleicht die der Gemahlin und eines Sohnes Entemenas.

Nr. 14: Fragmentchen zu den Vaseninschriften Lugalzaggis Kol. 3, 6—10.

Nr. 15: Fragment der Vaseninschriften Enšakušannas von Uruk, als solches von Legrain nicht erkannt.

Von den Übersetzungen Legrains alles das richtigzustellen, was richtigzustellen wäre, würde bei der Überfülle von Versehen fast einer völligen Neuübersetzung gleichkommen. Hier seien darum nur solche Versehen angeführt, deren Erwähnung sich des Verständnisses der Inschriften wegen oder aus anderen besonderen Gründen rechtfertigt.

S. 13, Kol. 3 und 4, lies und übersetze: *iš-tu-ma ti-a-am-tim sa-pil-tim marūp¹ a-ga-deki isag-gu-a-tim u-ga-lū* usw. „schon (= -ma) vom Unteren Meer an haben (jetzt) Akkader die Fürstentümer in Besitz“. Legrain vermutet in dem Auslaut -*gu-a-tim* von *išak-kuātīm* (= Plural zu *išakkūtum*) eine Stadt oder ein Land und zerlegt die Verbalform *u kālū* „sie halten“ in „Uga, the man of (Mari)“.

Kol. 5 u. 6 lies und übersetze: *in ga-ri-im šī a-ga-deki ir-ku-us* „(Meluhha-, Magan- und Tilmunschiffe) baute er im Hafen von Agade“¹ statt *Legrains in ga-ri-im mahar a-ga-deki us-ku-li* „he collected unto the quay in front of Agade“. Das *šī* ist natürlich der Genitiv Sing. masc. des flektierenden Pronomens *šu*, mit welchem, genau so wie später mit dem nicht flektierenden *ša*, die Subjektsbeziehung eines im status absolutus stehenden Namens zu einem Genetiv ausgedrückt wird. Das Pronomen richtet sich dabei, wie man hier sieht, in Genus, Numerus und Kasus ganz nach seinem Beziehungswort; also im Sing. masc.:

Nom. *kārum šū Agadeki* „der *kāru* von Akkad“
 Gen. *kārim šī Agadeki* „des *kāru*'s von Akkad“
 Akk. *kāram ša Agadeki* „den *kāru* von Akkad“²

Das Genetivsubjektspronomen ist natürlich seinem eigentlichen Wesen nach ein Demonstrativum, mit welchem nach dem Schema der emphatischen Rede das vorangestellte Substantiv wieder aufgenommen wird; wörtlich also: der *kāru*, (nämlich) der von Akkad“. Wie man daraus ersieht, sind *šu*, *šī* und *ša* Konstruktusformen. Seiner Entstehung nach ist die spätere Genetivpartikel *ša* ursprünglich nur der Akkusativ Sing. masc., der aber allmählich alle anderen Formen des Pronomens verdrängt hat. Zu den Femininformen s. weiter unten.

S. 14 Kol. 7: 50 ISAG (= *išakkē*) *ū šarram sū-ma šu-dū-a* (= *ūlga-a*) „50 Fürsten und auch den König (= Lugalzaggi-si) selbst nahm er gefangen“, nicht „50 išsaku und kings his hand then captured“³. Da das vorangehende LUGAL unzweifelhaft Akkusativ ist, muß dem Sinne nach auch *sū-ma* Akkusativ sein; die Nominativform *sū* erklärt sich wohl daraus, daß *su-ma* einen selbständigen Satz darstellt; also wörtlich: „und auch den König — (ja,) dieser (selbst) war es — nahm er gefangen“. Anderenfalls müßte man annehmen, daß der Verfasser den Begriff „selbst“ irrtümlich oder seiner Absicht entsprechend auf das Subjekt (= Šarrukin) statt auf das Objekt (= Lugalzaggi-si) bezogen hat: „er selbst nahm ihn gefangen“.

Das nächste Abschnitten *ū in na...-za-amki tahāzam iš-ni-a-ma iš-gu-na-ma LAM + KUR-ar* (= *inār-ar* oder *išār-ar*) bedeutet „und auch, als sie beide (!) zum zweiten Mal eine Schlacht in (dem Gebiet von) Na...-za machten, siegte er“, nicht „and with (!) Nagurzam he battled (= KASKAL + ME) he (!) repeated it (= *iš-ni-a-ma*) and insisted (= *iš-gu-na-ma*) and vanquished (= LAM + KUR-ar)“. Die Dualformen beziehen sich auf die sich bekämpfenden Parteien.

Dementsprechend hat das Original im nächsten Abschnitt offenbar: *ū in urī(m)ki ūs(?)-ta-(?)-li-sa-ma⁴ id-da-ah-za-ma...-ar* „und auch als sie in (dem Gebiet von) Ur zum dritten Mal kämpften, siegte er“; Legrain: *ū in urīki i-ni ig-sa-ma id-da-ah-kī(?) -za-ma da-wa-ar* „and in Ur he returned and seized it (= *ig-sa*!) and had it in his power (Legrain

1) *Rakāsu* im Sinne von „bauen“, „machen“ wird von allen Dingen gebraucht, die aus einzelnen Bestandteilen zusammengefügt werden: Wagen, Pflug, Tür, Schiff, Backsteingebäude usw.

2) Vgl. für den Akk.: *šalam-su ša KUR-AN* (= *anakin*) *ib-ni* „ein Bild von ihm aus Blei verfertigte er“, HGT 34 Kol. 27, 12ff. Als Parallele für das flektierende Pronomen vgl. im Arabischen *šu*, *šī* und *ša* (= Nom., Gen. und Akk.) vor einem Genetiv.

3) Legrain scheint *sū-ma* mit arabischem *šumma* kombinieren zu wollen.

4) Möglicherweise *u(?)-sa(?)-li-sa-ma* o. ä.; die ersten Zeichen stehen auf einer Rasur.

denkt an eine Form von *aḫāzu*!) for ever“. Ob das letzte Wort phonetisch *i-na-ar* geschrieben ist, läßt sich an der Photographie nicht erkennen; die Zeicheneindrücke sind an dieser Stelle nicht ganz vom Staub befreit.

S. 17 Kol. 11: In *šar-ru-kin šar KALAM-MA šu den-lil ma-ši-ra la i-ti-nu-šum* „Šarrukin, der König des Landes, welchem Enlil einen ihm gewachsenen Gegner nicht gegeben hat“, ist *šu* natürlich Nom. sing. masc. des Relativpronomens, nicht mit Legrain Ideogramm für „Hand“. Der dativische Sinn des Relativums wird durch das dem Verbum suffigierte Dativpronomen *-šum* (z. l. *-sum*) „ihm“ ausgedrückt¹; das Relativpronomen selbst aber richtet sich in Genus, Numerus und Kasus nach seinem Beziehungswort² genau wie das Genetivsubjektspronomen *šu*, mit welchem es ja auch dem Worte wie der logischen Anwendung nach vollkommen identisch ist. Es ist also ebenfalls Demonstrativpronomen, welches nach dem Schema der emphatischen Rede das Beziehungswort wieder aufnimmt: „der König, (nämlich) der, welcher...“ Genau so wie in der Genetivverbindung steht auch hier das Pronomen im Status constructus, indem der Relativsatz als Genetiv zu *šu* usw. funktioniert.

S. 22 Kol. 21, 2ff. lies *lugal-dū-du ISAG KI-DINGIR^{kl}*, *Lugal-dū-du*, den Fürsten von Dēr“ statt *Legrains šar ū ISAG KI-DINGIR^{kl}* „the king and the išakku of Dēr“.

S. 24 Kol. 23 lies: *in sa-an-tim sa-lī-iš-tim ša-ti den-lil šar-ru-dam i-ti-nu-šum* „im dritten Jahr, seitdem Enlil ihm die Königsherrschaft gegeben“ statt *Legrains in sa-an-tim ša-ni-iš-tim* „in the second year“¹. Das Relativum *ša-ti* ist hier der Genetiv sing. fem. im stat. constr. auf den femininen Genetiv *sa-an-tim* „des Jahres“ bezüglich. Die wörtliche Bedeutung der Phrase ist nach Obigem demnach: „im dritten Jahre, dem der Verleihung des Königtums an ihn durch Enlil“. Nom. und Akk. des Fem. sing. müssen demnach *ša-at* (< *šātu* und *šāta*) heißen.

Die Phrase *šamaš ū DINGIR-A-MÀ u-má la zu-ra-tim lu gi-ni-iš-ma* „Bei Šamaš und... schwöre ich: Es sind keine Lügen; fürwahr, in Wahrheit ist's so!“ die schon längst von Landsberger erklärt ist, übersetzt Legrain „he devoted unto Šamaš and Zamama in the day when he suppressed rebellion“.

S. 27 glaubt Legrain Marḥaši, das nordwestliche Nachbarland von Elam, mit Marāš im nördlichen Syrien gleichsetzen zu dürfen!

S. 29 Nr. 46: *ū den-lil-li dnin-urta* (usw.) *maškim-še mu-ni-in-tuk-a* heißt natürlich: „als Enlil ihm (= Išme-Dagan) Ninurta (usw.) zum Hüter gegeben hatte“; Legrain: „when Enlil had adopted Ninib... as his chief commissioner“.

S. 37 Kol. 1, 12: *i-tu-di ku-un lib-bi ilānīpi rabūti* „der durch den festen Entschluß der großen Götter Erwählte“, statt des unsinnigen „the elect one who fixes the heart of the great gods“. Z. 16: *ki-ni-š ib-ba-an-ni* „er hat mich fest berufen“, nicht „(he) had created me“, ein Fehler, den Legrain getreulich aus Langdons Übersetzung der Nabunaidinschriften übernommen hat.

1) In ähnlicher Weise wird die Genetivbeziehung durch das Genetivsuffix ausgedrückt in *1 ša-zi-nūm šu 4 EME* (= *lišānū*)-*su* „ein Beil, dessen Schneiden vier sind“, Ungnad, MVAG 1915, 2 S. 82.

2) So steht auch in dem in der vorigen Anmerkung gegebenen Beispiel der Nominativ *šu* nach dem Nominativ *hašinnu-ma*. Die so häufige Phrase *ša duppam sū-a ū sa-za-ku-ni* bedeutet also in Wirklichkeit „ihn (auch seiner ?), der diese Tafel zerstört“.

S. 38 Kol. 1, 33 lies den bekannten sumerischen Gottesnamen *lugal-dim-me-ir-an-ki-a* statt *Legrains* *lu šarrāni kam-me-ir šamē iršitim* „the god of all (!) the kings of heaven and earth“. — Kol. 1, 39: Zu der Nebeneinanderstellung von *gisMES-MÁ-GAN-NA* „Mesubäumen von Magan“, „Maganulmen (Maganaschen?)“ und *gisši-da-ra-a* „Šidarbäume“ beachte die Übersetzung von *kur-má-gan-na* mit *mát šid-di-ri* in Schröder, KAVI Nr. 183 Vs. 13. Auch die *šidarē* sind demnach eine südarabische Baumart.

S. 42 Kol. 2, 28ff. übersetze: „Zum Schutze von Esagila und Babylon ließ ich wegen der (gelegentlichen) Ansetzung von trockenem Land im Bett des Euphrat eine große Burg (auch) im Flusse aus Asphalt und gebrannten Steinen erbauen“; *Legrain* liest irrtümlich nach *Langdon la na-aš-ku-un* statt *aš-ku na-aš-ku-un na-ba-lum* und übersetzt nach *Langdon*: „to prevent the silting of dry banks in the bed of the Euphrates I had a great dam (= *hašsu*!) made of bitumen and bricks in the river“.

S. 43 Kol. 2, 23; *derēš-ki-gal*, nicht *dnin-ki-gal*.

Besonders schlimm aber steht es mit *Legrains* Übersetzung und Kopie der Nabunaidinschrift Nr. 80, für die keine Parallelinschriften zur Verfügung standen¹:

Z. 5 lies *da-RU* (= *derua*) „*Šarpanitum*“ statt *dza-gar ša*.

Z. 6: *i-ti-it dmu-u-a-ti* nicht „together with Muati“, sondern „Wahl (Erwählter) Muatis“; *ikitu* neben *itutu* wie *rišitu* neben *rišutu*, „Sprößling“, *binutu* neben *binutu* „Geschöpf“; man beachte die phonetische Schreibung des Gottesnamens (= Nabû); *a-pil é-saq-šil* ist natürlich nur Prädikat Nabû's; ist *il mit-har* (od. *hur*) vielleicht Versehen für *il mit-har-tu*?

Z. 9: *mu-kal-li-im za-ad-du* nicht „by whom snares are revealed“, sondern gemäß *na-aš za-ad-du da-mi-ig-ti-ia*, Del. HW S. 563 usw. „der Vorzeichen (o. ä. am Mond) sehen läßt“.

Z. 14 lies *šu-tam-ra-ku* „ich habe fett, (üppig, reich) gemacht“ statt *ša-ra-ku*, das nach *Legrain* „I bestowed“ heißen soll! Vgl. im folgenden die Synonyma *du-uš-ša-ku* und *tu-ub-hu-da-ku* (Z. 16), wie natürlich stellt *Legrains tu-ub-hu-SI-RA* zu lesen ist.

Z. 17 übersetzt *Legrain i-nu-šu* „sie hatten sich bewegt“ mit „had grown weak“, leitet es also von *enēšu* statt von *nāšu* ab! Ebenda *i-qu-bu* heißt nicht „was(!) dilapidated“, noch auch mit Delitzsch „sie waren eingestürzt“. Wie das sumerische Äquivalent für *qāpu*, nämlich *diri(g)*, sonst *nikilpū* „sich auf oder über etwas hinbewegen“, *watārum* „über etwas hinausgehen, hinausreichen“, *šutu(g)qu* „(weit) überragend“ von *etēqu* „über etwas hinweggehen“, „weiterziehen“, „weitergehen“ beweist, kann *qāpu* nur zum Ausdruck bringen, daß die Mauern sich aus ihrer ursprünglichen Stellung (ähnlich wie die Fundamente) irgendwie fortbewegt hatten oder noch fortbewegten, bzw. über etwas hinausragten. Wie 2 R 14f. Kol. 4, 24: *iz-zidiri-ga ugu-na im-ma-an-šub = i-ga-ru ša i-qu-ub-bu eli-šu [im-ti-a-qu-ut* zeigt, geht das *qāpu* dem Umfallen voraus; die Mauer *ša i-qu-ub-bu* ist demnach noch nicht eingestürzt, sondern steht noch. Sie kann nach 2 R 14f. Kol. 4, 16 auch noch gestützt werden, natürlich, damit sie nicht fällt; schließlich würde es auch widersinnig sein, von einem schon eingestürzten Hause zu sagen, daß seine oberen Teile wackelig seien: *bitu šu-a-ti i-qu-ub-ma it-ru-ra ri-e-ša-a-šu*, Nabunaid, 5 R 63 Kol. 1, 27. Es ergibt sich daraus für *qāpu* etwa eine Bedeutung „sich verschieben“, „sich verrücken“, „weggleiten“, „rutschen“, „ausweichen“, speziell von Mauern vielleicht auch „sich

überneigen“, „sich schief stellen“ o. ä.¹ — Auch *it-ru-ur* in derselben Zeile nicht „had decayed“, sondern „wackelte“.

S. 47 Z. 19: *ni-mit-ta la i-ši* nicht „Nimitta (also Eigennamen!) did no longer exist“, sondern „(die Stadt-)mauer hatte keine *ni-mit-tu* (mehr). Was diese letztere sachlich darstellt, ist noch nicht ganz sicher zu stellen; doch darf man aus der Reihenfolge *išdā* „Fundamente“, *igaru* „Mauern“, *rešu* „oberer Teil“, *nemettu* „Auf- (ge?)“ vielleicht vermuten, daß es sich um einen Aufbau auf der eigentlichen Mauer, also etwa um den Wehrgang, die Brüstung oder dgl. handelt; dieser ist schon ganz geschwunden, während die oberen Teile der Mauer erst einzustürzen drohen.

Z. 20: wohl *ni-mi-it-ta (a-na) šu-iš-ši-i* („sie, nämlich die Mauer) (wieder) eine *nemettu* haben zu lassen“; *šuiššū* demnach wohl eine Bildung III/II von *išū* „haben“. *Legrain* rät: to rebuild.

In den folgenden von der eigentlichen Wiederherstellung der Mauer handelnden Zeilen ist offenbar manches von *Legrain* unsicher oder falsch kopiert und ohne Nachprüfung am Original schwer zu emendieren. Statt des von *Legrain* für Z. 5 gebotenen *ut(šic?) gu-mi-ka u-šar-šid-šu a-na(?) šidub-a-tam aš-būt-[]* aber, das nach ihm „the day when I laid the foundation of thy sanctuary(?) I struck on a chest“² heißen soll (*ušaršid* also Relativform! und *š* nach *d* in *ušaršidšu*!), muß wohl auf dem Original stehen: *ūh-mi-iš!* (oder *ū-kum-mi-iš?* o. ä.) *u-šar-ši-id-ma! a-na! tab-lal-a-ti aš-takl-kan* „(fest) wie Felsen gründete ich sie und setzte sie zum Anstaunen hin“.

Z. 12 ist *šu-ri-ik* natürlich Imperativ „mache lang“, „dehne aus“, nicht Infinitiv „to prolong“, und der darauf folgende Satz ist zu dem bekannten *lu-uš-bi* (Var. *lu-uš-ba-a*) *li-it-tu-ti*), nicht zu dem unsinnigen *lu-uš[kin šap-tu-u-ka]* (nach *Legrain* = „shall be the order on thy lips“) zu ergänzen.

S. 49 Nr. 85 Kol. 1, 5 lies *den-lil-da giš-tuku* „der gegen Enlil gehorsam ist“ statt *Legrains den-lil-da-gà-ni* „and of his Enlil“.

Zum Schluß noch ein Wort zu der Bemerkung: Despite the efforts of fifteen scholars some fragments or even good pieces exhibited since 1890 seem to have escaped attention“ in der kurzen und so unmotiviert lapidaren Vorrede. Es würde zu weit führen, hier auseinanderzusetzen, wie merkwürdig schief und darum falsch diese Bemerkung ist und vor allen Dingen auch wirken muß. Es genüge darauf hinzuweisen, daß schon Hilprecht sich sämtliche jetzt von *Legrain* veröffentlichten Texte, soweit sie nicht zu seiner Zeit noch unausgepackt in den Expeditionsboxen ruhten oder noch nicht angekauft waren, für einen dritten Teil seiner OBI reserviert hatte und zu diesem Zwecke die von *Legrain* jetzt veröffentlichten Steinfrag-

1) Von sum. *diri(g)* = *qāpu* (*ša igāri*) ist selbstverständlich zu trennen der in Delitzsch, Sum. Gl. S. 137 mit ihm zusammengeworfene Stamm *dir*, dar (mit Bildungselement -a geschr. *dar-ra*) „brechen“ = *hipū*, *kašāpu*; auch in *iz-zidiri* = *nigisšu* „Mauerpalte“ und *ki-in-dir*, *ki-in-dar* = *nigisšu* (*gaq-gari*) „Erdspalte“. Vgl. die ähnliche Verschiedenheit von *kala(g)* „stark sein“ und *kal(l)* „teuer sein“.

2) Wie der folgende Satz der Übersetzung *Legrains* zeigt, glaubt er, daß Nabunaid in dieser Truhe die Inschrift eines früheren Königs gefunden habe.

1) Ähnliches gilt auch für die neuen Partien der Nebukadnezarsinschrift.

mente sogar schon in drei oder vier Kisten vereinigt im Raum der Khabazasammlungen aufbewahrt wurden¹. Verschiedene der jetzt von Legrain veröffentlichten Nippurtexte dagegen, wie z. B. das Glanzstück Nr. 41, waren selbst bei meiner Rückkehr nach Deutschland im Jahre 1914 noch nicht ausgepackt, konnten also selbstverständlich damals auch noch nicht veröffentlicht werden. Es scheint hiernach, daß Legrain doch wohl über alles, was die vor seiner Kuratortätigkeit liegende Zeit angeht, völlig ununterrichtet geblieben ist. Im übrigen aber enthalten die großen Sammlungen des Philadelphier Museums noch Tausende von Tafeln, die einer Veröffentlichung wert wären und durch deren gewissenhafte Veröffentlichung sich die Museumsleitung den größten Dank der Keilschriftwissenschaft erwerben würde.

[Blau-Festschrift.] *Dissertationes Hebraicae*, Ludovico Blau ab amicis eius et discipulis conscriptum dedicatum curisque Simeonis Hevesi, Bernardi Heller, Maximilian Klein ordinatum et editum. Vienne: Typis „Union“ 1926. (340 S.) gr. 8^o. יוזא ליהודא קבן מאמרס בחכמת ישראל. Bespr. von J. Elbogen, Berlin.

Um Ludwig Blau, den Direktor der Landesrabbinerschule in Budapest, anlässlich seines 65. Geburtstags und seines 40jährigen Dozentenjubiläums zu ehren, haben seine Schüler und Freunde eine Festschrift herausgegeben. Es geschah in der Form, daß dem Jubilar, der Herausgeber der Zeitschrift *ישראל לחכמה* ist, Band 10 dieser Zeitschrift an seinem Ehrentage überreicht wurde. Der Band umfaßt außer einer Biographie Blaus von Hevesi (S. 1—9) und einem Inhaltsverzeichnis der gleichzeitig erschienenen Festschrift *Emlékönyv* in ungarischer Sprache (S. 337f.) 42, meist kurze, hebräische Aufsätze, die nach den Anfangsbuchstaben der Familiennamen der Verfasser geordnet sind. Aus der bunten Fülle heben wir einige Aufsätze hervor, die allgemeineres Interesse beanspruchen dürften. Über biblische Fragen handeln Hirschler, der Deut. 32, 13 *דורך על כחתי ארץ* erklärt (S. 133f.), D. Yellin, der (S. 164ff.) Job 29, 24 sowie die hebräischen Ausdrücke für Kraft und Stärke bespricht, Immanuel Löw, der als Proben aus seiner „Flora“ Erklärungen zu Jer. 29, 17; Jo. 1, 7, 17 (S. 195f.) gibt, und Rabinowitsch mit Bemerkungen zu Ps. 3—7 (S. 318ff.). Einen wichtigen Beitrag zur Erklärung der Apokryphen bietet A. Büchlers Aufsatz über die Stellung der Frau im Buche Judith (S. 42—67), während S. Klein einen vergeblichen Versuch

macht, in Sirach 44, 1—14 ein Alphabet und in 32, 11—13 den Wortlaut des späteren jüdischen Tischgebets herauszufinden; glücklicher dürfte seine Erklärung sein, daß 44, 23 sich auf Joseph bezieht (S. 303ff.). Über das „Alphabet des Ben Sira“ und seine Stellung in der Folkloristik handeln eingehend Friedmann Lövinger (S. 250—281). In dasselbe Gebiet gehört B. Hellers Abhandlung über König Saul in der mohammedanischen Legende (S. 135ff.). In das Gebiet der Religionsgeschichte führt Marinorsteins Abhandlung zur Schemone Esre (S. 209ff.) und Farkas über Religionsgespräche im Talmud (S. 224ff.), in gewissem Sinne auch Goldberger über die Quellen für Hillels Ernennung zum Patriarchen (68ff.). M. Gaster beginnt die Veröffentlichung eines Midrasch über den Aufstieg der Seele in den Himmel (*מרש הנסיעה*) nach einer jemenitischen Handschrift (S. 83ff., die Fortsetzung in Bd. 11 der Zeitschrift.) J. Mann schreibt über die Kriminalgerichtsbarkeit der Juden nach dem Verlust der staatlichen Selbständigkeit (200ff.). A. Lewkowitz gibt einige Bemerkungen zu dem Problem Glauben und Wissen (168ff.), J. Davidson veröffentlicht das Fragment einer philosophischen Schrift, die vorerst unerklärlich schien, jetzt aber durch ein von ihm im Vatikan gefundenes Manuskript sehr glücklich ergänzt ist (94ff.). Eine Reihe von Beiträgen betrifft die Talmudwissenschaft, als Autoren solcher seien Arnst, Aptowitzer, M. Guttmann, A. Schwarz erwähnt; F. Perles steuert sprachliche Bemerkungen zum Midrasch bei.

Margolis, Max L., and Alexander Marx: *A History of the Jewish People*. Philadelphia: The Jewish Publication Society of America 1927. (XII, 825 S.) 8^o. § 4.—, Bespr. von W. Staerk, Jena.

Der Versuch, die Geschichte des Judentums durch die ganze Weltweite seiner Entwicklung in einem Bande darzustellen, ist an sich schon ein beachtenswertes literarisches Unternehmen. Und wenn er, wie in dem vorliegenden Buche, als eine gelungene Leistung ausgesprochen werden muß, so wird der Dank gegen die beiden jüdischen Gelehrten, die sich an diese Aufgabe gewagt haben, billigerweise ohne besondere Betonung dessen ausgesprochen werden dürfen, was in solch einer gedrängten und ohne wissenschaftlichen Apparat angelegten Darstellung etwa der Kritik unterliegt.

Die Verfasser haben den gewaltigen Stoff, der sich bei Grätz und neuerdings bei Dubnow über eine Reihe von Bänden erstreckt, auf fünf Bücher verteilt. Das erste ist der Darstellung der biblischen und hellenistisch-römischen Zeit des Judentums gewidmet (S. 1—230).

¹ Ich selbst habe hieraus einige kleinere Fragmente, die mir historisch von Interesse waren, für meine RGK kopiert.

Es umspannt in gedrängtester Kürze, einschließlich der Frühgeschichte Palästinas, einen Zeitraum von fast 2500 Jahren. Das zweite Buch knüpft an die kurze Periode des Patriarchats von Jannia und Tiberias an und erzählt die Geschichte des babylonischen Judentums bis zum Ende des Gaonats. Im dritten Buch wird der Übergang zum Abendland vollzogen: die Geschichte Israels auf dem Boden Italiens, Spaniens, Frankreichs, Deutschlands und Englands bis zum ausgehenden Mittelalter zieht an uns vorüber. Dabei treten überall die großen Persönlichkeiten, die das geistige Leben im Genuß in diesen Zeiten des Kampfes um die kulturelle Eigenart Israels unter den Wirtsvölkern gefestigt haben, scharf heraus. Das vierte Buch faßt die drei Jahrhunderte von der Vertreibung der Juden aus Spanien und Portugal bis zur französischen Revolution zusammen. Entsprechend der starken äußeren Bewegung in der Geschichte des abendländischen Judentums führt es über das byzantinische Reich nach dem Orient und andererseits in den Osten Europas, nach Polen und Rußland. Den eschatologischen und mystischen Strömungen ist hier etwas mehr Raum gewidmet (S. 557—588). Das letzte Buch erzählt die Geschichte des Judentums in der Neuzeit bis zum Ausgang des Weltkrieges und der Enttäuschung des Zionismus unter der Mandatsregierung in Palästina. Es ist die Geschichte des Kampfes um die Emanzipation und die Reformbewegung, und die Geschichte des Dualismus von Assimilation und national-kultureller Autonomie, an der die alte und die neue Welt beteiligt sind.

Ein gutes Literaturverzeichnis, chronologische Tabellen, Karten und ein ausführlicher Index erhöhen den Wert dieser englischen Gesamtgeschichte des Judentums, die sich der neuen Bearbeitung des Homan'schen Werkes gleichwertig an die Seite stellt.

Dubnow, Simon: Die Geschichte des jüdischen Volkes in der Neuzeit. Das XVI. und die erste Hälfte des XVII. Jahrhunderts. Autor, Übersetzung aus dem russischen Manuscript von Dr. A. Steinberg. Berlin: Jüdischer Verlag 1927. (499 S.) gr. 8° = Weltgeschichte des jüdischen Volkes von seinen Ursprüngen bis zur Gegenwart in 10 Bdn. Die Neuzeit. Bd. VI; I. Periode. RM 16 —; Hbl. 22 —. Bespr. von Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Der sechste Band des Dubnow'schen Werkes behandelt das 16. und die erste Hälfte des 17. Jahrhunderts. Dieser Zeitraum ist wesentlich charakterisiert durch den „Drang nach Osten“. Die aus der pyrenäischen Halbinsel durch die Unduldbarkeit der Kirche vertriebene sephardische Judentum wandte sich zunächst teils nach Italien, teils nach der Tür-

kei; später auch nach Holland (Marannen). Aber in Italien erfolgte nach kurzem Aufschwung eine kirchliche Unterdrückung. Im Orient wurden die Juden, obgleich sie sich äußerlich voller Bewegungsfreiheit erfreuten, bald von der allgemeinen geistigen Stagnation in Mitleidenschaft gezogen. Etwas anders gestaltete sich das Schicksal der holländischen Juden. Amsterdam und sein Welthandel ließ mit einem materiellen Aufstieg auch ein reiches geistiges Leben zur Entwicklung kommen, Uriel da Costa, Baruch Spinoza. Indes den „Rang einer jüdischen Metropole“, eines weit- hin einflußübenden geistigen Zentrums hat diese Gemeinde niemals erlangt. Nach diesen Schicksalen der verschiedenen sephardischen Gruppen fiel im 16./17. Jahrhundert den Anshkenasim, den in Polen ansässigen oder aus Deutschland, Österreich und Böhmen dorthin geflüchteten Juden die Hegemonie zu, ihre Jeschiboth übten auf die lernbegierige jüdische Jugend aller Länder eine starke Anziehungskraft aus, bis auch hier wieder die Kirche ihre Unterdrückungsmethoden in Anwendung brachte. Bei allen diesen Vorgängen erfüllten die jüdischen Druckereien Italiens, Polens und der Türkei die Mission, die über Europa und Vorderasien zerstreuten Gemeinden durch das gedruckte Wort zusammenzuhalten, indem sie zugleich die nunmehr aufkommende rabbinisch-mystische Richtung an Stelle der bis zur Katastrophe von 1492 herrschenden rabbinisch-philosophischen Tendenz „aus Leben und Literatur“ verdrängten. — An interessanten Details seien hervorgehoben § 7: Die Mystiker von Safed; § 32: Die Volksliteratur; § 48: Die Tragödie des Uriel da Costa, wozu noch Note 4 und 5 des Anhangs zu vergleichen sind. — Die Darstellung zeigt auch in diesem Band die schon früher gerühmte Objektivität. Zur Bibliographie sei erwähnt, daß das Thema: Luther und die Juden, § 22, auch von protestantischen Forschern, wie z. B. G. Kawerau, wiederholt behandelt ist. Zu § 32 bzw. Note 2, II sei noch auf F. Perles, zur Erforschung des Jüdisch-Deutschen, in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 43. Bd. (1918), S. 296ff. verwiesen.

1. **The Legacy of Israel.** Essays by Sir George Adam Smith, Edwyn Bevan, F. C. Burkitt, R. T. Herford, A. Guillaume, Charles and Dorothea Singer, Rev. Canon Box, W. B. Selbie, N. Isaacs, L. Roth, A. Meillet, Laurie Magnus, C. G. Montefiore. Planned by the late I. Abraham and edited by Edwyn R. Bevan and Charles Singer. With an Introduction by The Master of Balliol, Oxford: At the Clarendon Press 1927. (XXXIX, 551 S.) 8°, 10 sh.
2. **Dentz, Fred.** Oudschans: De Kolonisatie van de Portugeesch joodse Natie in Suriname en de Ge-

schiedenis van de Joden Savanne. Amsterdam: Menno Hertzberger 1927. (63 S.) gr. 8°. Bespr. von W. Windfuhr, Hamburg.

1. Zwei früher erschienenen Werken, welche das Vermächtnis Griechenlands und Roms behandeln, schließt sich dieses dritte mit dem Vermächtnis Israels an. Nicht das schwere Geschütz der Wissenschaft wird darin aufgeföhren, sondern es ist ein Buch, geschrieben von Gelehrten für gebildete Menschen zur Beantwortung der Frage: Was haben die Juden zum Gesamtbestand der Kultur beigetragen?, wobei unter Kultur die unsrige zu verstehen ist mit einem Seitenblick auf den Islam. Dreizehn Aufsätze z. T. auch in Deutschland wohlbekannter Verfasser mit einem Prolog und einem Epilog bilden den Inhalt. Bei dieser Art der Abfassung konnte jeder Mitarbeiter innerhalb des weiten Kulturkreises auf seinem besonderen Gebiet aus dem Vollen schöpfen, was um so angebrachter ist, als es unter den Nichtjuden kaum einen einzelnen gibt, welcher das ganze Judentum so zu übersehen im Stande wäre, wie es deren gegenüber den unter den Bezeichnungen Griechenland und Rom zusammengefaßten Größen nicht wenige gibt. Die einzelnen Aufsätze behandeln folgende Themen: 1. Der hebräische Genius im AT. 2. Hellenistisches Judentum. 3. Die Schuld des Christentums an das Judentum. 4. Einfluß des Judentums auf Juden in der Zeit von Hillel bis Mendelssohn. 5. Einfluß des Judentums auf den Islam. 6. Der jüdische Faktor im mittelalterlichen Denken. 7. Hebräische Gelehrsamkeit im Mittelalter unter lateinischen Christen. 8. Hebräische Studien während und nach der Reformation. 9. Einfluß des Judentums auf westeuropäisches Recht. 10. Einfluß des AT. auf den Puritanismus. 11. Jüdische Gedanken in der modernen Welt. 12. Einfluß der hebräischen Bibel auf europäische Sprachen. 13. Das Vermächtnis innerhalb der modernen Literatur. Eine besondere Bedeutung kommt dem Epilog zu, insofern es sich bei Israel nicht wie bei den klassischen Kulturträgern trotz ihrer heutigen Schöflinge um eine durchaus tote Größe handelt, sondern um eine solche, bei der es oft ungewiß ist, ob man ihr gegenüber von Vermächtnis reden darf, und nicht vielmehr von einer Gabe unter Lebenden sprechen muß. Die Frage, ob Israel heute noch gibt, und ob es in der Zukunft noch zu geben hat, wird hier in sehr zuversichtlichem Sinne von einem nichtzionistischen, rein auf religiösem Boden stehenden Juden mit Ja beantwortet. Aber auch die der Zahl nach weit überwiegenden christlichen Mitarbeiter an dem Buche lassen dem Judentum darin eine aus ernster Hingegebenheit an die Sache und tiefer

Kenntnis der Materie geborene Gerechtigkeit widerfahren, welche dem englischen Geiste um so größere Ehre macht, als in anderen Ländern jene Hingegebenheit und Kenntnis manchmal noch bitter vermißt werden. Trotz ihrer achtunggebietenden Zahl lassen obige Themen dennoch den Gedanken aufkommen, als sei manches, wie beispielsweise der Buchdruck, ganz außer Acht geblieben. Doch belehrt ein Blick in den beigegebenen Index durch Stichworte wie Bomberg und Soncino, daß dem nicht so ist. Vieles konnte eben an passender Stelle nur beiläufig abgehandelt werden. Ein Glossar erläutert zahlreiche Begriffe, ohne welche bei der Darlegung jüdischer Dinge schlechterdings nicht auszukommen ist. Überdies bereichern 83 gut gewählte und schön reproduzierte Bilder den Gesamtinhalt, für welche auch die deutsche „Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler“ acht Originale herlieh. Als höchst dankenswert werden die Leser es empfinden, daß am Anfang des Buches eine Liste der Illustrationen sich findet, in welcher, soweit das nicht unter dem einzelnen Bilde selbst geschehen konnte, auf deren Besonderheiten hingewiesen wird, von denen viele ihnen sonst unfehlbar entgehen würden.

2. In Holländisch Guyana, etwa 65 Kilometer den Surinamefluß von der Mündung bei Paramaribo aufwärts, liegen am östlichen Ufer die Reste einer merkwürdigen Stätte: der ältesten, dauernden Ansiedelung von Juden auf amerikanischem Boden, genannt die Judensavanne (Savanne = Weidegrund). Bereits 1639 lebten dort portugiesische Juden, die später von Glaubensgenossen aus England und Brasilien Zuzug erhielten. Um 1825 hatte sich der Schwerpunkt der Gemeinde so sehr nach der Hauptstadt Paramaribo verlegt, daß die Savanne verödete. Der Verfasser, ein ehemaliger Kolonialbeamter in Holländisch Guyana, schreibt in kurzen, markanten Absätzen die Geschichte dieser Niederlassung, um Interesse zu wecken zu Gunsten einer Geldsammlung, mit deren Ertragnis die noch vorhandenen Reste, eine Synagoge, ein Friedhof und ein Landungsplatz, wieder freigelegt und erhalten werden sollen. Das mit hübschen Bildern ausgestattete Buch zeigt Juden als Zucker-Großpflanzer und bringt in den dokumentarischen Beilagen den für uns Deutsche bemerkenswerten Briefwechsel zwischen der fernen amerikanischen Judengemeinde und dem preußischen Kriegsrat G. G. Dohm, dem aus der Geschichte der Emanzipation bekannten Verfasser des 1781 in Berlin erschienenen Buches „Über die bürgerliche Verbesserung der Juden“.

Mugler, Edmund: Gottesidee und Menschenadel. Die sittliche Idee im Kampf um ihre Selbstbehauptung innerhalb der israelitisch-jüdischen und christlichen Religionsgeschichte. Erstes Buch: Die israelitische Volksreligion und die Propheten. Stuttgart: Fr. Frommanns Verlag 1927. (VII, 154 S.) 8°. RM 4.50; geb. 6 —. Bespr. von Hans Rust, Königsberg i. Pr.

Verf. verfolgt hier durch die Religionsgeschichte hindurch eine Frage, welche reli-

gionsphilosophisch schon oft und unter den mannigfachsten Gesichtspunkten behandelt ist, z. B. von Kant im 4. Stück seiner „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft“. Gleichwohl wird man es dem Verf. danken dürfen, daß er nun dazu den reichen religionsgeschichtlichen Anschauungsstoff vor uns ausbreitet und die geschichtlichen Besonderheiten des ewigen Kampfes zweier unversöhnlicher Gegner herausarbeitet. Der 1. Abschnitt schildert die kämpfenden Parteien und ihre Motive. Der sinnliche Mensch strebt zur kultischen, der sittliche zur prophetischen Frömmigkeit, jeder aus eigenstem Lebensinteresse. Jeremia verkörpert die zweite Art. Der 2. Abschnitt behandelt die josianische Reform und den Übergang von der prophetischen Idee zum Gesetz. Das bedeutet die Verkultung und damit schließlich die Verdrängung der Sittengebote. Der 3. Abschnitt vollzieht die Probe aufs Exempel: Ezechiel, der Priesterprophet, stellt einen Mischtypus dar, auf dessen Schwächen einerseits Amos mit seinem Ruf zur Gerechtigkeit, andererseits Hiob mit seinem Ruf zur Wahrhaftigkeit vernehmlich hinweisen. Das geschichtliche Bild wäre allerdings etwas anders ausgefallen, wenn Verf. von dem größten Propheten Israels, von Mose, und seinen zehn Geboten ausgegangen wäre, die doch zeitlich an die Spitze der israelitischen Religionsgeschichte zu gehören scheinen. Der zu enge Anschluß an die heute nicht mehr gültige Geschichtskonstruktion Wellhausens macht sich hier nicht zum Vorteil der Sache geltend.

Qimchi, David: Der Kommentar des — zum Propheten Nahum. Mit Erläuterungen und einem Wörterverzeichnis der nachbiblischen Ausdrücke hrsg. von W. Windfuhr. Gießen: Alfred Töpelmann 1927. (16 S.) gr. 8°. = Rabbinische Übungstexte, 1. Heft. RM 1.30. Bespr. von Jos. Prys, München.

Windfuhr beginnt mit obiger Schrift die Herausgabe einer neuen Reihe zum akademischen Unterrichtsgebrauch bestimmter „rabbinischer Übungstexte“. Es besteht kein Zweifel, daß dieses Unternehmen einem dringenden Bedürfnis entgegenkommt. Die Wahl gerade des vorliegenden Textes erweist sich nach Quantität und Qualität des dargebotenen Stoffes, der für ein Semester bestimmt ist, durchaus entsprechend.

Die Vokalisation des Prophetentextes ist exakt, auch die masoretischen LAA sind berücksichtigt. Wenn sich allerdings — ohne wesentliche Erhöhung der Druckkosten — in künftigen Fällen die Akzentuation durchführen ließe, so wäre das empfehlenswert. Silluq und Athnach sind durchweg aufgenommen.

Der Text des Kommentars ist in über-

sichtlichem, so gut wie druckfehlerfreiem Satz in rabbinischen Typen wiedergegeben, die Stichworte sind zur leichteren Orientierung durch Quadratschrift hervorgehoben. Auch die hie und da eingefügten Interpunktionen dürften dem Anfänger willkommen sein. Daß keine Varianten zum Qimchi-Text angegeben sind, ist gewiß kein Nachteil. Sie würden als überflüssig nur stören. Wir vermissen jedoch eine Berücksichtigung der Editio princeps (Soncino 1486). Ein Vergleich lehrt, daß mancher LA dieser an und für sich allerdings nicht fehlerfreien Ausgabe der Vorzug gebührt hätte. So hätte W. z. B. seine in der Anm. 19 zu Kap. I angedeutete Vermutung, daß es sich bei dem dort angeführten Vers um eine Verstümmelung von Jes. 28, 9 handelt, durch die LA der Editio princeps bestätigt gefunden, und er hätte den Wortlaut dieses Verses in den Text aufnehmen können. Die Auflösung vieler Abbreviaturen, ein Verzeichnis der in den Bibellexica nicht enthaltenen Wörter des Kommentars und der beibehaltenen Abkürzungen, beide mit Übersetzung, endlich eine Zusammenstellung und Übersetzung der aus dem Targum Jonathan von Qimchi zitierten Stellen, soweit sie der Herausgeber aufgenommen hat, sind weitere beachtenswerte Vorzüge der vorliegenden Ausgabe.

Da es sich um das erste Heft, also sozusagen das Probeheft einer neuen Textreihe handelt, möchten wir auch den Wunsch aussprechen, daß das zwar allgemein übliche, darum aber doch nicht richtige **קל** in dem Titel künftig in Wegfall kommt. Richtig und zugleich voll würde der Titel unseres Heftes lauten: **פירוש רד"ק לספר נחום**.

Wir erwarten gern die Herausgabe des als zweites Heft angekündigten Targum des Jonathan ben Uzziel zum Propheten Micha und sind überzeugt, daß das dankenswerte Unternehmen des verdienstvollen Herausgebers viel benutzter Texte des jüdischen Schrifttums wesentlich zum Aufschwung der judaistischen Studien auf unseren Universitäten beitragen wird.

Causse, Prof. A.: Les plus vieux chants de la Bible. Paris: Félix Alcan 1926. (175 S.) gr. 8°. = Études d'histoire et de philosophie religieuses publiées par la Faculté de Théologie Protestante de l'Université de Strasbourg; Nr. 14. 15 Fr. Bespr. von Curt Kuhl, Berlin.

Vor mehr als zwei Jahrzehnten hat H. Gunkel in der „Kultur der Gegenwart“ eine als Programm einer neuen (literaturgeschichtlichen) Forschung gedachte kurze Darstellung der israelitischen Literatur veröffentlicht. Sie behandelte demgemäß ihr Thema nur in großen

Zügen und sollte den Rahmen bilden, der nun mit entsprechenden Einzeluntersuchungen auszufüllen ist. Inzwischen ist auf diesem neuen Forschungsgebiet schon sehr viel, vor allem von Gunkel selber, erarbeitet worden. Gleichwohl bleibt noch vieles zu tun übrig, so daß die Zeit für eine eingehende Gesamtdarstellung der israelitischen Literatur noch immer nicht gekommen ist. Wenn jetzt Causse ein Teilgebiet davon herausgreift in der Absicht, der Entstehung der hebräischen Lyrik nachzugehen und die ersten Stadien ihrer Entwicklung zu beschreiben, so ist er sich dessen wohl bewußt, daß ein solcher Versuch eigentlich noch verfrüht ist (*peut avoir de prématuré*). Dennoch glaubte er, diese Studie veröffentlichen zu sollen, da nach seinem richtigen Urteil aus einer einseitigen literarkritischen Einstellung vieler Forscher heraus die Probleme der israelitischen Literaturgeschichte nicht genügend gewürdigt werden.

Causse behandelt die hebräische Lyrik von ihren ersten mutmaßlichen Anfängen bis hin zur Königszeit mit ihrem besonderen Einfluß auf die literarische Entwicklung; seine zeitliche Ansetzung der einzelnen lyrischen Stücke entspricht im großen und ganzen der in Sellins Einleitung gegebenen chronologischen Anordnung. Der gesamte Stoff wird von C. in vier Kapitel aufgeteilt: 1. *La poésie populaire primitive* (S. 9—26), welche im allgemeinen die Nomadenzeit umfaßt. Die einzelnen Lieder sind naturhaft, ganz einfach und elementar; auch ihr Umfang ist gering: ein bis drei Stichen, die dann häufig wiederholt werden. Ihr „genre de vie“ (Sitz im Leben) ist der Kampf; muß der Nomade doch sich gegenüber feindlichen Nachbarn behaupten. So besteht die Poesie vornehmlich aus Kriegs- und Siegesliedern, Rache- und Leichenliedern, Segens- und Fluchsprüchen. 2. *La poésie lyrique nationale* der Richter- und ersten Königszeit. Mit dem Erlangen fester Wohnsitze in Kanaan beginnt auch eine literarische Entwicklung. Jakob- und Mose-segen zeigen den Übergang zur „*poésie littéraire*“, wie sich auch eine Tendenz zur „*spécialisation artistique*“ (משלים Num. 21, 27) bemerkbar macht. Im Vergleich zu Gen. 49 und Dtn. 33 weisen die Bileamsprüche eine politische und kulturelle Weiterentwicklung auf. Das sesshafte Bauernvolk ist eng verbunden mit der Scholle; das wirkt sich in der Poesie aus in einer „*interprétation symbolique de la nature*“, im Gebrauch von Bildern und Vergleichen, die der Natur entnommen sind. In diese Epoche gehören nach C. vor allem das Deborahlied, das Spottlied über Moab, der Gideonsspruch und Leichenlieder, von denen

das II. Sam. 1, 17—27 mitgeteilt schon einen persönlichen, individuellen Charakter annimmt („non plus une littérature anonyme, mais un lyrisme de forme personnelle“). Neben die „*Stammes- und nationale Poesie*“ ist zu stellen 3. *La poésie culturelle*, die nach ihren verschiedenen Hauptformen ausführlich (S. 79—134) im einzelnen untersucht wird. Im letzten Kapitel (S. 135—172) behandelt C. 4. *La civilisation royale et son influence sur l'évolution littéraire*. Dieser Einfluß macht sich geltend einmal in dem Erwachen des literarischen Sinns; zum andern aber gab das Königtum der Poesie auch neue Stoffe, wie sie uns in den verschiedenartigsten Königsliedern erhalten sind.

Die Abhandlung, die unter guter Kenntnis und Wertung der einschlägigen Literatur in eleganter Sprache geschrieben ist, bemüht sich, die Entwicklungslinien der ältesten hebräischen Lyrik aufzuzeigen, indem ihrer Abhängigkeit von der inneren Lage Israels und den fremden Einflüssen sorgfältig nachgegangen wird. So ist die Arbeit reich an trefflichen Beobachtungen. Leider aber muß festgestellt werden, daß sie an einem sehr wichtigen Punkte versagt, indem der Verf. den „literarischen Gattungen“ nicht genügend Verständnis entgegenbringt. Wenn C. (S. 35) sagt: „*Les catégories établies par Gunkel peuvent être des distinctions commodes pour la critique, elles ne répondent pas toujours à des genres bien réels*“, so kann ich dem nicht beipflichten. Ein Blick in unsere modernen Gesangbücher würde ihm deutlich gezeigt haben, wie fest sich gewisse Gattungen, die wir aus den Psalmen kennen, noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben. So ist die Gattungsforschung nicht eine persönliche Liebhaberei, die man — unbeschadet der Sache — nach eigenem Ermessen treiben oder auch ebensogut unterlassen kann; sondern sie ist die notwendige Vorbedingung, ohne die man die innere Art der israelitischen Literatur nicht erfassen kann. Nur wenn wir jedes Lied auf seine Gedanken und Stimmungen, seine Formensprache und seinen „Sitz im Leben“ untersuchen, werden wir in unserer Erkenntnis weiter kommen. Hätte C., der im allgemeinen auch mit literarischen Gattungen operiert, seine Vorurteile überwunden und sich in diese Aufgaben mehr vertieft, würde er manches Lied richtiger gewertet und besser eingruppiert haben. Dafür einige Beispiele: Das Mirjamlied ist nicht ein „*psaume de louange*“ schlechthin, sondern weist die charakteristischen Merkmale des Hymnus auf. Damit ist es aber auch nicht als „*chant de guerre*“ anzusprechen, sondern gehört zu den kultischen Liedern. In dieselbe

Gattung sind einzuordnen der Aaronitische Segen, der Ladespruch und das Brunnenlied, das nicht sowohl ein „chant de travail“ als vielmehr ein Beschwörungslied ist; auch die hebräische Tradition hat es durch Num. 21, 16 in besondere Beziehung zu Jahwe gesetzt. Psalm 93 ist kein Hymnus, sondern ein Thronbesteigungslied; die „psaumes pénitenciaux“ gehören zu den Klageliern, wie denn auch die „malédiction“ in Ps. 35, 4—8 einen charakteristischen Bestandteil dieser Gattung bildet. Nur wenn man die Formsprache genügend berücksichtigt, kann man eine sichere Erkenntnis der Gattungen gewinnen. Es sei hier auf die grundlegenden Arbeiten Gunkels (Psalmen-Kommentar und Einleitung in die Psalmen) hingewiesen, wo die einzelnen Gattungen sorgfältig untersucht sind und die Entwicklungsgeschichte der einzelnen Gattung gegeben wird. Sicherlich wäre C. weitergekommen, wenn er in gleicher Weise zu Werke gegangen wäre. — Aber trotz dieser Ausstellungen bleibt die Arbeit durchaus beachtlich als ein erster Versuch, eine bestimmte Epoche der hebräischen Literatur ausführlich darzustellen.

Nicolsky, Prof. Nicolaj: Spuren magischer Formeln in den Psalmen. Autorisierte Übersetzung des russischen Manuskriptes von Georg Petzold. Gießen: Alfred Töpelmann 1927. (III, 97 S.) gr. 8° = Beihefte zur Zeitschrift für die Alttestamentliche Wissenschaft, 46. RM 5.50. Bespr. von A. Bertholet, Berlin.

Der Norweger Mowinkel hat in seinen Psalmenstudien den Versuch gemacht, dem Verständnis der Psalmen durch den Nachweis der in ihnen enthaltenen magischen Elemente einen neuen Weg zu eröffnen. Der Verf. der vorliegenden Schrift, der Umarbeitung einer 1923 schon in russischer Sprache erschienenen, ist auf dieser Bahn folgerichtig weiter geschritten. Sein Interesse widmet er vor allem den Besprechungs- und Beschwörungsformeln, im Unterschied zum Klagegebet die Besprechung und Beschwörung dahin charakterisierend, daß sie „sich den Willen des Dämons oder Zauberers unterwerfen, diese durch magische Worte und Manipulationen binden, wobei das gewünschte Resultat unbedingt eintreten muß, wenn alle Worte ohne Verstoß gegen die Regel ausgesprochen und alle Manipulationen richtig ausgeführt werden“ (S. 7). Von diesem Gesichtspunkt aus untersucht der Verf., unter Heranziehung parallelen, namentlich babylonischen oder auch russischen Materials, die Psalmen 91, 58, 141, 59, 109, 69, 35, 1—10 und 7. Es ergibt sich ihm, daß die vier ersten ganz, die vier letzten zum Teil zu den magischen Er-

zeugnissen dieser Art gehören (S. 94). Und damit glaubt er auch ein Kriterium für ihre Datierung gewonnen zu haben: „Die hier betrachteten Psalmen müssen alle zu den Erzeugnissen der vorexilischen Epoche gezählt werden, die magischen Formeln aber reichen in einigen Fällen sogar in die Nomadenepoche hinein. Nur die letzten redaktionellen Veränderungen sowie die bei der Zusammenfassung des Buches der Psalmen von den Bearbeitern hinzugefügten Ergänzungen können der nachexilischen Epoche angehören“ (S. 95). Wäre der Verfasser mit diesen Sätzen im Recht, so käme man in der Tat, wenn auch vorläufig noch tastend und unsicher, doch schon der Frage nach dem Wesen der altisraelitischen magischen Ritualität und ihrem Einfluß auf die offizielle Ritualität näher (S. 96).

Es ist dem Verf. ohne weiteres zuzugestehen, daß rein auf das Wort hin gesehen sich vieles in den genannten Psalmen als magische Formel liest, und man wird ihm Dank dafür wissen, daß er, zumal durch den Hinweis auf paralleles Material, diesen Charakter so vieler Ausdrücke scharf herausgestellt hat. Aber die Genesis eines Ausdruckes aufrollen heißt noch keineswegs unter allen Umständen den Sinn erfassen, den ein Autor mit dem betreffenden Ausdruck verbindet. Denn die Sprache hat etwas Stereotypisierendes, zumal die kultische und erst recht wieder die poetische: nicht mit Unrecht ist Poesie einmal paläontologische Weltanschauung genannt worden. Und hier scheidet sich meine Auffassung der Psalmen Sprache von der des Verf.s ganz grundsätzlich. So kann ich z. B. nicht finden, daß die Bilder, welche die Sprache des 91. Psalmes vor uns enthüllt, in dem Sinne Wirklichkeit wären, daß sie nun faktisch in die Wüste oder eine Gegend in ihrer Nähe und damit in die Epoche, welche der Seßhaftigkeit in Kanaan und dem Bauerntum vorangeht (S. 25f., vgl. auch zu Psalm 69, S. 88), führen müßten. Ebenso wenig vermag ich wegen der ursprünglich wohl allerdings magischen Formel „Jahwe meine Zuflucht“ das Kernstück des 91. Psalmes im Sinne einer „magischen Anweisung“ (S. 16) zu verstehen. Aber freilich, daß solche Gedanken und Bräuche in früherer Zeit auch in Israel einmal lebendig waren, wird uns durch das Vorhandensein der entsprechenden Formeln des bestimmtesten bezeugt, und darin sehe ich den eigentlichen Wert einer Arbeit, die den Spuren solcher Formeln nachgeht. Widersprechen muß ich nur gelegentlich der Terminologie des Verfassers: wenn er z. B. S. 35 vom „rein animistischen“ Gesichtspunkt spricht, der allen magischen Vorstellungen und Ritualen zugrunde liege, so meine ich, daß das Magische

sich gerade nicht in der Linie der animistischen, sondern vielmehr der dynamistischen Auffassungsweise bewege.

Im einzelnen hätte ich auch sonst gegen die Exegese des Verfassers mehrfach Einsprache zu erheben. Z. B. geht es nicht an, das schwierige שָׁבִיל Ps. 58, 9 wegen des κηρός der LXX durch דֶּרֶךְ zu ersetzen (S. 31); 58, 10 ist eine Änderung von כְּמֹחֵי in נִפְחֵי (S. 32) graphisch zu weit abliegend. Ps. 141, 6 ist κραταίω der LXX doch wohl innergriechische Verderbnis aus κριταί, was (entgegen S. 43) die Richtigkeit des MT bezeugt. Deut. 32, 24 ist לחם aus Gründen des Parallelismus nicht als „kämpfen“, sondern als „essen“ zu verstehen (entgegen S. 18). Das parallele מִי ist übrigens wahrscheinlich nicht ἀπὸ λεγόμενον (Anm. 1), vgl. Jes. 5, 13. N. hat mich mißverstanden, wenn er mich (S. 69, Anm. 5) für kollektive Deutung von Ps. 109 eintreten läßt. Ps. 69, 28 heißt יְבֹאוּ בְּצִקְתָּךְ nicht: „sie sollen fortgehen mit deiner Rechtfertigung“ (S. 79). S. 21 sind statt der Amalekiter die Amoriter zu nennen usw.

Schlesinger, Michel: *Satzlehre der aramäischen Sprache des babylonischen Talmuds*. Leipzig: Asia Major 1928. (XIX, 330 S.) gr. 8°. = Veröffentlichungen der Alexander Kohut-Stiftung, Band I. RM 25—; geb. 28—. Bespr. von Salomo Birnbaum, Hamburg.

Es ist bemerkenswert, daß der Talmud im Mittelalter keine philologische Bearbeitung fand, mit Ausnahme der lexikalischen. Erst in neuester Zeit haben einige wenige größere und kleinere Arbeiten auch Lautlehre und Morphologie in Angriff genommen. Wenn der Verf. den Mangel eines starken Bedürfnisses nach grammatischer Darstellung dem Umstande zuschreibt, daß das Talmudische bis „heute“ „für Millionen Juden“ „gewissermaßen eine lebendige Sprache“ ist, so wäre auf das Hebräische zu verweisen, das bei der gleichen Lebendigkeit doch schon im Mittelalter grammatische Behandlung erfuhr. Diese Frage erforderte also erst eine genaue Untersuchung. Zu den erwähnten Schriften tritt jetzt dieses Buch als umfangreiche und gründliche Darstellung der Satzlehre.

Nominal- und Verbsatz, Adnominale und Adverbiale, Verneinung und Frage, Anreihung von Satzteilen, bei- und untergeordnete Sätze — dieser Aufbau zeigt, daß es sich vor allem um „die Formen- und Bedeutungslehre der einen abgeschlossenen Inhalt bildenden Wortgefüge, also der Sätze“ handelt. Die Bedeutung der Wortformen ist nicht im Zusammenhang dargestellt, sondern, soweit zugänglich, in die einzelnen Abschnitte hineingearbeitet. Hervorzuheben ist die vom Verf. durchgeführte und betonte Wiederanknüpfung an die Theorien der klassischen arabischen Grammatiker, wie sie schon äußerlich im Gebrauche der Bezeich-

nungen *muḩtada* und *ḩabar* in Erscheinung tritt. — Die Durchdringung des Stoffes geschieht vor allem von logischer Seite her.

Der eigentliche Text des Buches ist sehr kurz gefaßt und verlangt eine aufmerksame Durcharbeitung der gebrachten Talmudzitate. Jedem von ihnen ist die Übersetzung beigegeben, was besonders für Fernerstehende sehr wertvoll ist. Die Zahl der Zitate ist sehr groß, es sind ungefähr dreitausend aus allen Traktaten, manchenorts von fast jeder Seite. Sie sind am Ende des Bandes durch ein Register zu weiterem Nutzen gesammelt.

Der Verf. sagt einmal, daß das Talmudische zu Unrecht den Eindruck einer Mischsprache macht. Es will mir scheinen, daß dieses Problem erst noch sehr gründlich zu durchforschen wäre, bevor man zu bündigen Ergebnissen kommen könnte. Nach den Erfahrungen in der Geschichte der Sprachen überhaupt, und insbesondere bei den Juden, wäre von vornherein anzunehmen, daß das Aramäische der Juden einen Judaisierungsprozeß durchgemacht hätte, der am deutlichsten in der Vermischung mit hebräischen Elementen in Erscheinung treten müßte. Der Verf. fährt in derselben Zeile begründend fort: „denn in den eigentlichen Bau der Sprache sind nur einige wenige hebräische Konjunktionen und ähnliche Partikeln gedrungen“. Dieses Nur ist aber theoretisch von größter Bedeutung. Man denke sich z. B. lateinische „ut, sed“ etc. ins Deutsche aufgenommen: das wäre doch sicher etwas ganz anderes als bloß eine Reihe von Fremdwörtern. Übrigens werden im Laufe der Vergleichen mit dem Hebräischen, aramäischen Dialekten und andern semitischen Sprachen öfters Erscheinungen erwähnt, die mit dem Hebräischen übereinstimmen oder nur fürs Talmudische gelten (S. 124, 157, 161, 165, 169, 194, 222, 247, 255, 268, 276 u. a.). — Die bisherigen kategorischen Behauptungen werden eindringlichen und vorurteilsfreien Forschungen weichen müssen. Dann wird auch wohl das Buch von den jüdischen Sprachen geschrieben werden können, in dem das Talmudische ein bedeutungsvolles Kapitel füllen wird.

Preuschen, Erwin: *Griechisch-deutsches Wörterbuch zu den Schriften des Neuen Testaments und der übrigen urchristlichen Literatur*. Zweite Aufl. vollständig neu bearbeitet von Walter Bauer. Gießen: Alfred Töpelmann 1925ff. Bespr. von E. Klostermann, Königsberg i. Pr.

Unter den Speziallexika zum Neuen Testament hatte sich Preuschens 1910 erschienenenes Wörterbuch trotz alsbald von der Kritik hervorgehobener Mängel schnell seinen Platz erobert. Die zweite, seit 1918 notwendig ge-

wordene Auflage mußte freilich den Charakter einer völligen Neubearbeitung annehmen, wenn den deutschen Theologen ein dem heutigen Stande der Forschung entsprechendes Werk in die Hand gegeben werden sollte. Erfreulicherweise hat der Verlag es verstanden, in Walter Bauer den Mann zu finden, der befähigt war, eine solche Aufgabe nicht nur überhaupt auf sich zu nehmen, sondern auch im Laufe weniger Jahre zu bewältigen. Nach dem in nächster Zeit zu erwartenden Abschluß des Wörterbuches werden wir ihm eine eingehende Besprechung widmen.

Modona, A. Neppi: *Protocolli giudiziari o romanzo storico?* Aus: *Raccolta di scritti in onore di Giacomo Lombroso (1844—1925)*. Mailand: Aegyptus 1925. (S. 408—438.) gr. 8°. = *Publicazioni di „Aegyptus“*, Serie Scientifica, Vol. III. Bespr. von Max Pieper, Berlin.

Der vorliegende Separatabdruck aus der Festschrift für den italienischen Papyrusforscher Lombroso enthält einen Beitrag zu den merkwürdigen sogenannten alexandrinischen Märtyrerakten. Es handelt sich um die Frage, was sie eigentlich bedeuten, d. h. ob sie amtliche Berichte sind oder literarischen Charakter tragen. Verf. entscheidet sich für das letztere, die „Akten sind Teile eines einzigen Werkes, das schon romanhaft ausgeschmückt wäre, also etwa ähnlich wie die christlichen Märtyrerakten“.

Zu einem selbständigen Urteil bin ich nicht in der Lage, als Laie auf diesem Gebiete muß ich sagen, daß die Auffassung, hier lägen literarische Berichte vor, für mich einen hohen Grad Wahrscheinlichkeit hat. Ähnlich urteilt auch der neueste mir bekannte Bearbeiter, I. H. Bell in dem 11. Hefte von „Morgenland“. So wäre uns denn eine Gattung literarischen Schrifttums wiedergeschenkt, von der wir bis vor wenigen Jahren einfach keine Ahnung hatten, im antiken Schrifttum doch ein nicht gewöhnlicher Fall. Die Auswertung der neuen Entdeckungen dürfte wohl noch einige Zeit in Anspruch nehmen.

Gaskell, G. A.: *Gnostic Scriptures interpreted*. London: The C. W. Daniel Company 1927. (336 S.) 8°. 10 sh. 6 d. Bespr. von J. Leipoldt, Leipzig.

Das Buch befaßt sich mit altchristlicher Gnosis, Mandäismus, Manichäismus u. dgl. Der Wissenschaft bringt es kaum etwas Neues. Der Grundsatz des Verfassers ist: *The Scriptures of all the nations of the world respond, I have found, to a common symbolism of ideas.*

Trubetzkoy, Fürst Eugen N.: *Die religiöse Weltanschauung der altrussischen Ikonenmalerei*, hrsg. u. eingeleitet von Nikolaus v. Arseniew. Paderborn: Ferd. Schöningh 1927. (XI, 99 S.) 8°. RM 3.75. Bespr. von Georg Stuhlfauth, Berlin.

Das Büchlein enthält in deutscher Übersetzung zwei im Jahre 1916 entstandene Vorträge des Fürsten Eugen Nik. Trubetzkoy, nämlich I: Zwei Welten in der altrussischen Ikonenmalerei (S. 1—55), II: Eine Weltanschauung in Farben. Die Frage vom Sinne des Lebens in der altrussischen kirchlichen Malerei (S. 57—99). Vorausgeschickt ist eine von dem Herausgeber geschriebene Einleitung (S. V—XI), die ein warmes Lebens- und Charakterbild des Fürsten gibt als eines „der anziehendsten und edelsten Vertreter der Gedankenwelt der Kirche des Morgenlandes im modernen Geistesleben Rußlands“; er wird geschildert als Philosoph, Ästhet, tief überzeugter Christ, Patriot, Universitätsprofessor in Kiew, dann in Moskau (hier neben seinem noch begabteren und noch feurigeren, früh [1905] verstorbenen Bruder Sergius wirkend [1863—1920]).

In den beiden Vorträgen bedient sich der Fürst der neuentdeckten, unter Verkennung, Ruß und Goldfassung lange vergrabenen, in der Welt einzigartigen altrussischen Ikone, um in das Innere der altrussischen Frömmigkeit einzudringen zu versuchen. So sind die einander ergänzenden, gelegentlich sich überschneidenden beiden Vorträge eine überaus feinsinnige, aus tiefer Liebe zur Sache geborene Einführung in das Verständnis, in den geistigen Sinn, in die Welt- und Lebensanschauung der altrussischen Ikonenmalerei und damit der altrussischen Frömmigkeit. Die eingehend erläuterte Psychologie der Farben, der Aspekt des Asketismus einerseits, das Freudvolle und Verklärte andererseits, die ganze Symbolik der Ikonenmalerei erweisen dem Verfasser das in sich geschlossene Bild zweier Welten: der jenseitigen Welt göttlicher Herrlichkeit und der leidenden, sündigen, chaotischen, aber — im Gegensatz zur stumpf im Irdischen aufgehenden Gegenwart — nach der oberen sehnüchtlig verlangenden Welt des Diesseits. Der altrussische Kirchenbau mit der ihm eigentümlichen Zwiebelhaube und dem Goldkreuz darüber drückt dem Verf. das Ideal der Frömmigkeit des „heiligen Rußland“ als Ganzes aus. Die Ausführungen erhalten durch die Bezugnahme auf die so andersgeartete Gegenwart, aus deren nichts weniger als neutralem „Philistertum“ die blutigen Verbrechen und Kriege hervorkommen (S. 54), einen scharf aktuellen Akzent. So liest sich das Heft anziehend und gewinnbringend bis zum Ende, auch dort, wo sich Fragezeichen erheben und das Urteil Vorbehalte machen muß.

Sprachliche Härten sind nicht ganz selten; der Herausgeber hätte gut getan, die von Georg v. Arseniew herrührende Übersetzung

der Vorträge vor dem Druck einem deutschen Stilisten vorzulegen. Noch verwunderlicher ist es, daß er die beiden Vorträge nicht in umgekehrter Reihenfolge wiedergegeben hat, d. h. so, wie es ihrer zeitlichen und sachlichen Ordnung entspricht, und daß er nicht selbst S. 30, A. 1 auf S. 93 verweist statt unbesehen die Broschüre „Die Weltanschauung in Farben“ nach der Originalausgabe mit „S. 36“ zu zitieren.

Ehrenberg, Victor: Karthago. Ein Versuch weltgeschichtlicher Einordnung. Mit 5 Tafeln. Leipzig: J. C. Hinrichs'sche Buchhandl. 1927. (48 S. Text.) gr. 8°. = Morgenland. Darstellungen aus Geschichte und Kultur des Ostens, Heft 14. RM 2.50. Bespr. von F. Taeger, Freiburg i. Br.

Das Erstarken humanistischer Ideen, das in dem geistigen Chaos der Gegenwart vielleicht am stärksten sich besinnenden Kulturwillen verrät, fordert stets neue Auseinandersetzungen mit der Antike. Irgendwie ästhetisch orientierte Idealisierung lehnt jede ernsthafte Forschung, die an das große wissenschaftliche Erbe des 19. Jahrhunderts anknüpft, ab. Je mehr sie aber die Einzigartigkeit der griechisch-römischen Welt zu erfassen sucht, um so stärker sieht sie ihre Verbundenheit mit ihrer Umgebung, der Oikumene, das heißt dem Mittelmeerkreis in seiner größten geographischen, politisch-kulturell faßbaren Weite, in dem blutmäßig gebundene, widerstrebende Kräfte in ewigem Kampf einen Ausgleich suchen. Doch ist es das Los jeder Geisteswissenschaft, daß Erkenntnisse, die längst Gemeingut der Forschung geworden sind, für die irgendwie klassizistisch bedingte Auffassung des einzelnen Gebildeten unfruchtbar bleiben, oder gar wilde Spekulationen auslösen. Schon daraus gewinnt der Versuch eines Forschers, dessen Hauptarbeitsgebiet die griechische Antike ist, an einer führenden „orientalischen“ Stadt einem weiteren Kreise die Verflechtung antiken Lebens zu erweisen, sein Recht, wenn nur historische Besonnenheit sich hütet, vorschnelle Einfälle auszubreiten. Eine solche Schrift wird notgedrungen oft mit einem Material arbeiten, das aus zweiter Hand geschöpft ist, zumal der deutschen Forschung weite Gebiete Nordafrikas, die sie früher vielleicht etwas vernachlässigt hat, praktisch verschlossen sind. Sie darf auf den gelehrten Apparat verzichten, weil er dem Mitforscher in der Regel nichts wesentlich Neues, den Lesern aber, an die sie sich in erster Linie wendet, überhaupt nichts zu geben hat. Aus einem Vortrage erwachsen, wahrte das Büchlein die flüssige, aber stilistisch durchgefeilte Form, die auch für das deutsche wissenschaftliche Werk selbst-

verständlich sein sollte. Es entwickelt an Karthagos Geschichte, seinen phönikischen Anfängen, der Auseinandersetzung mit der griechischen Expansion, die es zum Kampf zwingt, der langsamen Durchdringung mit der griechischen Kultur, die Karthago schließlich in das hellenistische Staatensystem hineinwachsen, ja den Hellenismus vorwegnehmen läßt, dem Kampf mit Rom und seinem Schicksal in der römischen und nachrömischen Antike einen Ausschnitt aus der Auseinandersetzung zwischen Morgen- und Abendland und greift dabei stets weit über die engen Grenzen Karthagos hinaus. Sie übergeht, auf rund 40 Seiten Text, der durch Tafeln geschickt ergänzt wird, belanglose Einzelheiten, deutet als bekannt vorausgesetzte Tatsachen oft mehr, als daß sie nur berichtete, ohne sich vor stark subjektiven Urteilen zu scheuen, wie sie die Problemstellung gebietet. Die Überlieferung, ein für die ältere Zeit überaus dürftiges archäologisches und epigraphisches Material, das zudem noch keineswegs hinreichend von der Spezialforschung gesichtet ist, kümmerliche und durch Bearbeitungen entstellte Reste karthagischer und sikelischer Tradition und nur wenige wertvolle Nachrichtenkomplexe aus griechisch-mutterländischer und römischer Historiographie, ist selbstverständlich in vollem Umfange ausgewertet. Aber sie läßt vieles unklar und verführt, Lücken durch Spekulationen zu überbrücken, oder Ergebnisse geschichtlicher Prozesse als Ziel politischen Willens zu erklären. So wird auch in dieser Schrift der Forscher gelegentlich einzelne Wendungen richtigstellen. Ich verweise nur auf die Bemerkung über die Urbevölkerung der Numider (pag. 12), die nichts von der starken und gerade in den älteren Schichten nach dem Osten weisenden Rassenmischung Nordafrikas ahnen läßt; ebenso bestehen keinerlei Beeinflussungen staatsrechtlicher Art zwischen Kyrene und Karthago, weil der kleine Rat in Kyrene alles andere als nur ein Ausschuß des größeren war. Auch dürfte die Charakteristik der älteren karthagischen Politik auf Widerspruch stoßen. Gewiß verzichtet sie bis in das 5. Jahrhundert hinein auf eine großzügige, auch tiefere Räume erfassende Expansion, rein thalassisch eingestellt und damit zufrieden, ihr Interessengebiet zu wahren. Hier aber kämpft sie, energisch und folgerecht, wie der von E. m. E. richtig angesetzte erste Vertrag mit Rom, nicht minder deutlich aber der zähe Kampf gegen die Griechen zeigen. Es verhinderte die Phokäer sich auf Korsika festzusetzen, verdrängte die Massalioten aus einem Teil ihres spanischen Besitzes, beendete die griechische Expansion

auf Sikilien, so daß die sikilische Tyrannis im Kampf um die Selbstbehauptung ein eigenes Gepräge gewann. Soweit ich sehe, unterschied sich dabei die Methode des Kampfes nicht grundsätzlich von dem späteren Ringen. Es ist die Politik einer Handelsmacht, die, vielleicht ohne tieferes Gefühl für Prestige, nur das Notwendige erstrebt, weil sie gelernt hat, mit Geld und Söldnern zu sparen, und vermeidet, etwa wie die Griechen um das höchste Ziel den höchsten Einsatz zu wagen, wie denn keiner der Versuche, ganz Sikilien zu unterwerfen, mit letztem Kräfteaufgebot durchgeführt wurde. Aus solchen Gedankengängen heraus wird mancher das eine und andere Urteil, über die karthagische Politik wie über ihre Gegenspieler, ich denke an Agathokles, modifizieren; den Wert der Arbeit berühren solche Einwände nicht, weil sie wohl berufen ist, einen tiefen Einblick in die folgenreichste Bewegung innerhalb der Alten Welt zu vermitteln.

Erskine, Mrs. Stewart: Vanished Cities of Northern Africa. With 8 coloured and 32 black-and-white illustrations by Major Benton Fletcher. London: Hutchinson & Co. 1927. (284 S.) gr. 8°. 24 sh. Angez. von H. Dragendorff, Freiburg i. Br.

Das Buch verdient an dieser Stelle nur eine kurze Erwähnung. Es will kein wissenschaftliches Werk sein, sondern wendet sich an einen weiteren Leserkreis gebildeter Laien, denen es die reiche Ruinenwelt Tunesiens u. Algeriens nahebringen sucht. Zwischen die knappen Schilderungen der Monumente flieht die Verf. lange Excurse, Erzählungen, Anekdoten aus der mehrtausendjährigen wechselnden Geschichte des Landes. Auch die Illustrationen, Wiedergaben von Zeichnungen und Aquarellen ihres Reisegenossen beanspruchen keinen wissenschaftlichen Wert. Es sind meist etwas altmodisch anmutende malerische Skizzen, bei denen Details, die den Fachmann interessieren könnten, kaum zum Ausdruck kommen.

Wolff, Hans Felix: Das Gesicht des Rif. Mit 21 Abbildungen nach Originalaufnahmen u. 1 Karte. Berlin: Reimar Hobbing 1927. (227 S.) gr. 8°. Bespr. von E. Pröbster, Neustadt a. O.

Der Verfasser hat im Hochsommer und Herbst 1925 die Hauptplätze der spanischen Marokkozone: Tetuan, Larasch, Al-Qsar el-Kbir, Azila, Sefäuen, die Presidios Ceuta und Melilla und in der Umgebung Melillas die Bucht von Tramontana und die Guruguberge besucht und der Landung des spanischen Expeditionskorps bei Kap Morro, am Westrand der Alhucemasbucht, auf spanischer Seite beigewohnt. Er gibt im vorliegenden Buch von Land und Leuten eine Reihe lebensvoller Stimmungsbil-

der, an die er mehr oder weniger ausführliche Exkurse zur Erläuterung der historischen, kulturgeschichtlichen, ethnographischen und sprachlichen Belange der Rifberbern anschließt. Besonderen Wert legt er auf die Darstellung der Zusammenhänge der Rifberbern mit den anderen Teilen der libyschen Zone, die „ganz Nordafrika, die kanarischen Inseln, die Balearen, Pithyusen, Sardinien, Sizilien, Malta, wahrscheinlich auch Kreta und die Ufer des Schwarzen Meeres“ umfaßt. In den beiden Indices am Schlusse des Buchs (Namen- und Worterklärungen — S. 219—221 — und Verzeichnis der ägyptisch-libyschen Wörter — S. 222—225 —) werden die ägyptisch-libyschen Beziehungen besonders hervorgehoben. Die Versuche des Verfassers, „die libyschen Lokalnamen zu identifizieren“ sind nicht immer unbedenklich. So schreibt er z. B. S. 34: „Utica und Jol haben auf Sardinien in Othoca und dem Stamme der Jolaer, mit dem vielleicht die heutigen Jolot (im Gebiete von Alqsar el-Kbir) zusammenhängen, ihre Parallele“ und S. 185: „Der Gott Jol entspricht der gleichnamigen Küstenstadt und war vielleicht auch der Schutzherr des heute bei Alqsar ansässigen Stammes der Jolot“. Er übersieht dabei, daß Jolot die spanische Umschreibung für حِلَوْت, für das Hlot der mağribinischen Vulgärsprache ist, und daß die Hlot keine Berber, sondern Araber sind, die mit dem hilärischen Einfall im 11. Jht. (n. Chr.) nach Nordafrika gelangten. Über den etymologischen Identifikations kommt der Einfluß, den der Islam auf die Berberei gehabt hat, nicht zu seinem Recht. Der Verfasser behandelt wohl die Donatisten, aber nicht die berberischen Erscheinungsformen des Hārigismus und ebensowenig die politischen Größen des Berbertums. Zur Erkenntnis des Mythos bei den Rifberbern sind in erster Linie Spezialuntersuchungen erforderlich¹. Solange solche fehlen, wird man den Verallgemeinerungen, die mit Hilfe von Archäologie, Geschichte und Sprachwissenschaft gewonnen werden, skeptisch gegenüberstehen müssen, um so mehr, wenn dem islamischen Faktor im Rif so wenig Rechnung getragen wird wie im vorliegenden Buch.

1. Solero, Silvio: *L'islamismo*. Mailand: U. Hoepli 1928. (XII, 261 S.) kl. 8° = Manuali Hoepli, L. 16 —.

2. Schremmer, Bruno: *Der Islam in Vergangenheit und Gegenwart*. Leipzig: Quelle & Meyer 1927. (35 S.) 8°. = Religionskundliche Quellenbücherei, hrsg. von W. Oppermann-Meinungen. RM — 60. Angezeigt von R. Strothmann, Hamburg.

1) Vgl. z. B. G. S. Colin's el Maqsad (Vies des Saints du Rif) in der Collection des Arch. Maroc.

1. Das sich anspruchsvoll als „historisch-kritische Synthese“ gebende Buch ist in einigen Abschnitten, z. B. über den alten Islam, da wo Caetani und Lamens ausgeschrieben sind, ganz auf der Höhe, um dann wieder viel Falsches vorzutragen: Es gebe zwei Biographien vom Propheten, die eine, „Sira . . . stellt die dogmatischen Gedanken der orthodoxen Muhammedaner dar . . . , während die Seia (die andere Vita des Propheten) die theologischen und dogmatischen Gedanken der Schiiten wiedergibt“ (S. 38). Die letzteren „erkennen allein den Quran an und werfen die Autorität der Sunna in derselben Weise wie die Protestanten“ (165). Der Begründer des Ismailitentums sei „Abdallah, der Sohn des Abbassidenchalifen al-Mamun“ (S. 167)! Das Haupt der Almoraviden wird „Jusuf-ben-Tapofir“ (S. 135) genannt, das Heidentum „gialyya“ (S. 35), die Moschee zu Šan'a' „Kalid“ (S. 90), der Mahdi „Madhi“ (S. 166) usw. Beachtenswert dürften an dem Büchlein allein sein die Bemerkungen des Verf. über das Verhältnis von Islam und Christentum und die beiderseitigen Aussichten (S. 228 ff.). Bei offener Betonung seines Standpunktes bemüht er sich da, wo seine Kenntnisse hinreichen, um ein unbefangenes Urteil; auch weiß er, daß in den Fragebogen der Propaganda die amtliche Rubrik: *Spes progressus*? für die islamischen Bezirke stets beantwortet wird mit: „nessuna conversione né speranza di progresso“ (S. 243).

Das Manuskript hat den geistlichen Oberen vorgelegen. Die Revisoren zeichneten ihr *Nulla osta!* und daraufhin hat der Generalprovikar das Imprimatur erteilt. Aber neben der Kirche dürfte auch die Wissenschaft ihr Recht verlangen, und ihre Zensur vor Aufnahme in die bekannte Sammlung „Manuali Hoepli“ hätte lauten müssen: *Molta osta!* Wenn das Buch, welches ernstes Bestreben zeigt, nun doch einmal zuvor Autoritäten vorgelegt werden müßte, warum dann nicht auch wirklichen Sachkennern? Italien hat ihrer zur Genüge.

2. Etwas aus Qorān, Sira, Mystiklidern sowie aus Schriften von Richter, Becker, Keyserling, M. Hartmann, Höflich, Sachau, Bertholet, Mez. Das allein unter pädagogischer Fragestellung zu beurteilende Heft vermittelt nicht ungeschickt einige Kenntnis für Schulzwecke.

at Tahāwī, abū Ġa'far Aḥmad ibn Muḥammad: Das *kitāb adkār al-ḥuqūq wa-ruhūn* aus dem *al-ġāmi' al-kabīr fiš-šurūf* des — hrsg. von Joseph Schacht. Heidelberg: Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1927. (VIII, 42 S.) gr. 8°. = Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse, Jahrg. 1926/27, 4. Abhandlung. RM 3.80. Bespr. von E. Pritsch, Berlin-Zehlendorf.

Nach seinen früheren Studien über die *ḥijal*-Werke wendet sich Schacht in der vorliegenden Arbeit den *šurūf*-Büchern zu. Beide Zweige der islamischen Rechtsliteratur haben das Gemeinsame, daß sie im Gegensatz zu den gewöhnlichen *Fiqh*-werken uns das islamische Recht nicht als abstrakte Lehre, sondern in seiner Auswirkung auf die Praxis des täglichen Lebens zeigen. Die große Bedeutung namentlich des Urkundenwesens für die rechtsgeschichtliche Forschung wird durch das Beispiel der Papyruskunde und der juristischen Keilschriftliteratur zur Genüge gekennzeichnet.

Es ist daher sehr zu begrüßen, daß Schacht dem fast noch gänzlich unbekannten Gebiete des islamischen Schrifttums, das sich mit der Aufstellung von Musterformularen für die im täglichen Leben vorkommenden Urkundenformen beschäftigt, seine Aufmerksamkeit geschenkt hat.

Die beiden ältesten *šurūf*-Werke, von denen uns etwas erhalten ist, stammen von dem bekannten Hanefiten at-Tahāwī († 321 oder 322, Brockelmann I, S. 173). Es sind sein *kitāb aš-šurūf al-kabīr (al-ġāmi' al-kabīr fi 's-šurūf)* und sein *kitāb aš-šurūf aš-ṣaġīr*; außerdem soll er noch ein drittes *šurūf*-Buch (*kitāb aš-šurūf al-awsaṭ*) geschrieben haben. Von dem *ġāmi' al-kabīr fi 's-šurūf* ist das *kitāb adkār al-ḥuqūq wa-ruhūn* in einer Kairiner Handschrift erhalten; zwei weitere Fragmente (*kitāb al-bujā'*, *kitāb wilājat al-qadā'* und *kitāb al-mahādīr*) hat Schacht in einer Konstantinopeler Bibliothek aufgefunden. In der vorliegenden Arbeit gibt Schacht den arabischen Text des *kitāb adkār al-ḥuqūq wa-ruhūn* nach der Kairiner Handschrift; eine kurze Einleitung, einige Anmerkungen und ein arabisches Namenverzeichnis vervollständigen die Ausgabe.

Der durch einzelne Vulgärbildungen und Abweichungen von der späteren Terminologie auch sprachlich nicht uninteressante Text zerfällt, wie die Überschrift andeutet, in zwei Teile. Im ersten Teil wird ein allgemeines Muster für die *ḡikr al-ḥaqq*-Urkunde, d. h. die Beurkundung eines Schuldanerkenntnisses, aufgestellt. Daran knüpfen sich Erörterungen über die Fassung der Urkunde im einzelnen, die auch für die Lehre vom *Iḥtilāf* wichtig sind und die große Bedeutung erkennen lassen, die dem Urkundenwesen in der Praxis zukam, sodann die Besprechung von Abänderungen des Urkundenmusters für Sonderfälle. Im zweiten Teile wird in ähnlicher Weise die als Ergänzung der *ḡikr al-ḥaqq*-Urkunde gedachte Beurkundung einer Verpfändung (*rahn*) behandelt, wobei von der Verpfändung eines Hauses ausgegangen wird. Die von at-Tahāwī als Muster gegebenen Urkunden sind — entsprechend der grundsätzlichen Formlosigkeit der Rechtsgeschäfte im islamischen Recht — nicht Dispositiv-, sondern bloße Beweisurkunden und in der Form von Zeugenprotokollen objektiv stilisiert.

Den angekündigten weiteren Arbeiten Schachts über die *šurūf*-Literatur wird man nach alledem mit Interesse entgegensehen dürfen.

Babinger, F., R. Gragger, E. Mittwoch und J. H. Mordtmann: *Literaturdenkmäler aus Ungarns Türkenzeit*. Nach Handschriften in Oxford und Wien bearbeitet. Berlin: Walter de Gruyter & Co.

1927. (VII, 231 S.) 8°. = Ungarische Bibliothek hrsg. vom Ungar. Institut a. d. Univ. Berlin, 1. Reihe, 14. Bespr. von H. H. Schaeder, Königsberg i. Pr.

Seine Entstehung verdankt dies inhaltsreiche, C. H. Becker zugeeignete Werk einem neuen glücklichen Funde, der dem unermülichen Spürsinn F. Babingers zu verdanken ist. Er entdeckte in dem Bodleianus Marsh 179 das Autograph einer dreisprachig, in türkisch-lateinisch-ungarischen Versen verfaßten *risāla* religiösen Inhalts. Deren Verfasser Murad beg, von ungarischer Herkunft, geriet siebzehnjährig in der Schlacht von Mohács 1526 in türkische Gefangenschaft, trat zum Islam über und brachte es bis zum Dolmetscher der Pforte. Kurz nach 1550 wurde er in diplomatischem Auftrag nach Siebenbürgen entsandt, von den Ungarn gefangen genommen und zweieinhalb Jahre festgehalten, um dann nach Konstantinopel zurückzukehren, wo ihn noch 1584/5 Hans Löwenklau, der neuerdings wieder berühmt gewordene Verfasser der *Historiae Musulmanae Turcorum*, mit der Niederschrift des Codex Hanivaldanus¹ beschäftigt, kennen lernte.

Während seiner ungarischen Gefangenschaft entschloß er sich, zur Förderung der Ausbreitung des Islam unter seinen früheren, christlichen Landsleuten einen Katechismus in Versen zu schreiben, und zwar nicht nur ungarisch und türkisch, sondern auch lateinisch, denn — wie er selber sagt (S. 145₁₃) —: „Die lateinische Sprache ist die beredteste unter den Franken, ihre Bücher, ihre Regeln sind die glattesten; die Meisten unter dem Christenvolk verstehn sie und stellen in dieser Sprache ihre Glaubensartikel auf. Ob es das Evangelium ist oder andre Historien, in der lateinischen Sprache verstehn es die Sprachgewandten. Ich wollte, daß auch in diese Sprache diese Worte übersetzt und (ihre) Andeutungen (dadurch) verbreitet würden.“ Daraus entstand das Buch, das Babinger in Oxford gefunden hat, das in dem vorliegenden Werk (S. 143—184) in einer — leider ziemlich verunglückten — mechanischen Wiedergabe bekannt gemacht und von Babinger selber für den türkischen, von R. Gragger für den ungarischen Teil bearbeitet worden ist.

Die Bearbeitung ist allerdings kaum über die ersten Schritte hinaus gekommen. Der besondere sprachgeschichtliche Wert der *risāla* besteht darin, daß unter jeder Zeile des mit arabischen Buchstaben geschriebenen und durchvokalisierten türkischen Textes eine Umschrift in lateinischen Buchstaben und älterer

ungarischer Orthographie steht, so daß wir eine neue, vorzüglich überlieferte und von einem zuverlässigen Manne herrührende Quelle für die Aussprache des Türkischen in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. gewinnen¹. Wäre nun die Oxforder Handschrift gut und in zureichender Größe reproduziert — beides ist nicht der Fall —, so hätte diese Wiedergabe als Textgrundlage vollauf genügt, da die Schrift an sich gut leserlich ist und weitere Textzeugen nicht vorhanden sind. Aber angesichts des Mißlingens der Reproduktion mußten die Texte nun auf andre Weise, d. h. durch Edition, erschlossen werden. Das ist nicht in dem genügenden Ausmaß geschehen. Die lateinische Kolumne des Textes ist überhaupt unberücksichtigt geblieben. Aus der ungarischen Kolumne — die ebenso wie die türkische und die lateinische den Text zwiefach, in vokalisierter arabischer Schrift und in lateinischer Transkription, bietet — ist die Transkription mitgeteilt und zu dieser ist eine deutsche Übersetzung hinzugefügt (S. 55—69): aber man merkt auf Schritt und Tritt, daß der Übersetzer nur seine ungarische Vorlage wiedergibt und den türkischen Text nicht zu Rate ziehen konnte. Nun ist der Text aber natürlich — obwohl Murad S. 145₁₂ sagt, er habe ihn zunächst ungarisch, dann türkisch verfaßt — angesichts seines Inhalts in Bezug auf Formulierung der Gedanken und Terminologie zunächst vom Türkischen aus zu interpretieren, da dem Verfasser nur im Türkischen unmittelbar adäquate Ausdrucksmöglichkeiten für die islamischen Lehrsätze, die er vortragen wollte, gegeben waren. Aus der türkischen Kolumne ist ebenfalls nur die Transkription mitgeteilt (S. 45—51), nicht der arabisch geschriebene Text, obwohl dessen Heranziehung für das Verständnis des an sich nicht ganz leichten und in der ungewohnten und keineswegs einheitlichen Orthographie zunächst recht fremdartig ausschauenden Transkriptionstextes unentbehrlich ist. Immerhin hätte er bis zu einem gewissen Grade durch eine deutsche Übersetzung ersetzt werden können, aber eine solche fehlt, so daß der Leser zunächst etwas hilflos dasteht. Wenn er sich dann an Hand des streckenweise unleserlichen Faksimiles durch den türkischen Text hindurchzuarbeiten anschickt, so muß er außerdem noch die Er-

1) Babinger zählt S. 43f. die bisher bekannten einschlägigen Urkunden auf — S. 43 Z. 28 ist statt der mißverständlichen Wendung „in einer griechischen Übertragung“ zu schreiben: in einer türkischen, aber mit griechischen Buchstaben geschriebenen Übertragung — und lenkt die Aufmerksamkeit auf zwei umfangreiche Transkriptionstexte aus dem 17. Jh. — „1896“ S. 44 Z. 18 ist Druckfehler für 1696.

fahrung machen, daß Babingers Abdruck keineswegs fehlerfrei ist.

Ich gebe im Folgenden die nötigen Verbesserungen, indem ich nach Strophen und Zeilen zitiere und die falsch gelesenen Buchstaben hervorhebe, bemerke aber, daß mir — abgesehen von der häufig anfechtbaren Worttrennung in Babingers Abdruck — noch außerdem mehrere Stellen wegen Unleserlichkeit des Faksimiles unsicher sind: 11, *bengetmelelum* (zur Form des *ie* vgl. *kimszeie* 77₃), 12, *sifat* (so! statt *szifat*), 18, *hynu aan* (vgl. 45₁), 27, *ysidur*, 23, *gyun* (Druckfehler), 24, *mealomidur*, 27, *gzevab*, 30, *dune*, 32, *olmaia*, 32, *dileiesziz*, 38, *dileriszze*, 40, *skengze*, 42, *menbea*¹, 45, *tealai*, 54, *mahabbetyle*, 56, *iauwz* (oder *iauwz*), 56, *tabei*, 63, *tangryy gewrmisidurur* (Druckfehler), 64, *oldy*, 66, *gelegzeginu[n]g* (das *n* steht nicht in der Vorlage), 67, *emün*, 69, *benzemez*, 70, *fayde*, 71, *anu[n]g* (wie zu 66₁), 78, *itmeng* (vgl. das *e* in *muhkem* der vorangehenden Zeile), 80, *buny*, 80, *gyungly*, 80, ist unleserlich, aber es ist doch wohl *eyler* und *szwyledugy* zu lesen, 87, *tangryy*, ebenso 89, (*bilimez* 89, das ich nicht gleich verstand, ist korrekt, vgl. Deny § 593, Giese, Altosm. anon. Chroniken, Übers. S. 14¹), 90, *bozalum*, 90, *azidalum*, 91, *ieurb*, 91, *iemegy*, 95, doch wohl *ieumelgzeza*, 98, *iszmarlamaszum*, 108, *gsekdliler*, 110, *kaszdlery* (kein *i* zwischen *d* und *l*), 113, *hukemine*.

Das Metrum der türkischen Verse ist keineswegs, wie Babinger S. 51 meint, *parmaq hisaby*², sondern, wenigstens der Intention des Verfassers nach, *remel*: das wird bewiesen durch die sorgfältige Beobachtung der Prosodie bei arabischen und persischen Wörtern, vgl. z. B. die an solchen Lehnworten besonders reichen Strophen 61 und 72, die man gar nicht anders als im *remel* lesen kann³.

Das braucht in keinem Gegensatz zu der Angabe des Dichters zu stehen, daß er auch in der Wahl des Metrums vom Ungarischen ausgegangen sei, 146: „Im Metrum sind seine [des Buches] Verse alle einander gleich, alle drei (Fassungen) sind einander entsprechend gemacht. Da aber in der ungarischen Sprache dies Versmaß häufiger gebraucht wird⁴, und

1) Babinger hat *menba* in den Text gesetzt und dazu angemerkt, in der Vorlage stehe *munben*; es steht aber deutlich *menbea* da (d. i. ar. *manba*¹, „Quelle“), vgl. zur Form des *e* in der ersten Silbe: *szeudi* 45, *isztersyeng* 47, *eylemek* 51, usw., zur Schreibung *ea*: *neamaleri* 14, *vade* 14 [neben *vade* 37₁], *meani* 20, *mealomidur* 24, *teazim* 52, usw., — danach S. 52 Absatz 4 zu ergänzen.

2) Ebenso wenig wie z. B. in Mes'üds *Sühejl u Nevbehar* ed. Mordtmann (gegen die Behauptung S. 8 der Vorrede) das Metrum dieses Gedichtes ist vielmehr episches *mutaqarib*, das zeigen gleich eingangs die sechs arabischen und persischen Verse 3₁₁—4, ferner die in das Epos eingestreuten und in lyrischen Metren gehaltenen 14 Ghazels (79, 95, 107, 120 in *muđarı*, 82, 98, 101 in *muđett*, 91 in *remel*, 108, 119, 165, 189, 192, 193 in *hezeğ*). Ebenso ist auch das *İskendername* des Ahmedi nicht in *parmaq hisaby* (F. Babinger, Die Geschichtsschreiber der Osmanen S. 12), sondern in *remel* verfaßt.

3) Nur an einer Stelle leidet der Dichter mit dem Metrum völlig Schiffbruch, nämlich wie er 114, die *taşıja* in eine Verszeile zu bringen sucht.

4) *ve-İken ingüros* [vgl. 144₁₈, 145₁₂] *dilde bu mevzün* / *İken mustamel omagyn der eñzün* . . Zu ol-

da sie während meiner Gefangenschaft gedichtet wurden, so wurden sie nach dieser Methode gewählt“, d. h. es wurden die Versmaße der türkischen und der lateinischen Version dem der ungarischen angepaßt: dabei stellte sich für die türkische zwanglos das *remel* zur Verfügung. — Es ist auch nicht zutreffend, wenn Babinger S. 52 neben dem gewöhnlichen Reimschema *aaaa* noch andre (*abab*, *abba*, *aabb*) annimmt; denn die Intention des Dichters war es natürlich, durch je vier Zeilen den gleichen Reim festzuhalten; dabei gestattet er sich allerdings die weitestgehenden Lizenzen und Unregelmäßigkeiten, ohne jedoch sein Prinzip zu ändern.

Sehr verwunderlich ist es, daß Babinger S. 53 sagt, er wage keinen Schluß auf die von Murad gesprochene Mundart. Denn es steht selbstverständlich so, daß wir hier einmal in der glücklichen Lage sind, diese 'Mundart' ganz genau bestimmen zu können, d. h. wir haben, bis das Gegenteil bewiesen wird, von der Voraussetzung auszugehen, daß Murad als Dragoman der Pforte, der zu der Zeit, da er sein Buch schreibt, mindestens seit 25 Jahren unter Türken gelebt hat, die Stambuler Hofsprache seiner Zeit spricht, das im diplomatischen Verkehr und im Seraildienst gebrauchte Efendi-Türkisch.

Die Frage, ob Murad es bis zum ersten Pfortendolmetsch gebracht hat, will Babinger S. 39 nicht bejahen; es geht aber aus seinen Zitierungen ebenda Z. 10 und Anm. 1 für den, der nicht nachschlägt, kaum deutlich hervor, daß die beiden aus Löwenklau zitierten Stellen, die eine aus der Hist. Musul. Turc. selber, die andre aus einem anhangsweise abgedruckten Brief an den venezianischen Edelmann Giacomo Malipiero vom 8. 11. 1590, einander genau entsprechen, und daß beide von Murad aussagen, er sei früher 'primarius Portae Dragomanus' gewesen: das kann doch nichts andres heißen, als daß er wirklich erster Dolmetscher gewesen ist, und diese Annahme wird durch die an der zweiten Stelle folgende, von B. nicht mehr zitierte Angabe zur Sicherheit erhoben, daß von Murad, „quidvis in historiae descriptione, cuius exemplaria prius in tanta dignitate constitutus ex archivis petere, proque lubitu tractare potuerat, suppeditatione cotidiana pretii vel paucilli posset elici“. — Die Datierung der *risala* ist eine Frage für sich. In der Vorrede (S. 143—145) führt Murad sich als Pfortendolmetsch ein. In dem Vers S. 143, hat Babinger (S. 42) eine Erwähnung Murads III. als regierenden Herrschers finden wollen¹; das ist ein arges Mißverständnis, es ist der Verfasser Murad selber, der sich hier mit einem unübersetzbaren Wortspiel bezeichnet als *hağırâne eng ednâ terğümāny* / *murād ismîle amnâ bî me'ânî*, „den elenden, allerniedrigsten Dragoman, Murad [d. i.

magyn vgl. Deny § 1424, zu dem pleonastischen *İken Murads risala* 38, wo es sich ebenfalls findet. — Der Gebrauch dieses Metrums im Ungarischen wird durch das im vorliegenden Werk aus der weiterhin zu besprechenden Wiener Handschrift mitgeteilte Gedicht S. 122f. bestätigt. Außerdem liegt es in dem ungarisch-türkischen Ghazel S. 128 (s. u. 736) vor, wo es neben reinem, prosodisch korrektem *remel* gebraucht wird.

1) Babingers Zitierungen S. 42f. zählen die Seiten der Oxforder Hds. anders als es nachher S. 143ff. geschieht: was im ersten Falle 2a, 2b, 3a ist, ist im zweiten 1b, 2a, 2b.

„Bedeutung, Idee“] mit Namen, aber ohne Bedeutungen (Ideen)“, — also als einen Mann, der seinem Namen keine Ehre zu machen instande ist. Ob er sein Amt noch inne hat, geht aus dem, was er sagt, nicht hervor — er geht gleich zum Preis seines verstorbenen Gönners, des bekannten Rustem Pascha über, und nennt nach ihm weiter die Großvezire Mehmed Sogolli und Sinan Pascha, den letzteren als lebend. Daraus hat Babinger l. c. mit Recht geschlossen, daß das Werk, wie es uns vorliegt, während der ersten Amtsperiode des Sinan, 1580—82, abgeschlossen ist. Aber es erscheint mir unmöglich, mit Babinger anzunehmen, daß es um diese Zeit auch erst entstanden ist. Murad spricht in der Vorrede weiter davon, wie er in ungarische Gefangenschaft geriet — das war, wie schon bemerkt, etwa dreißig Jahre vor der Niederschrift der Vorrede —, wie er damals ein fünf Oka schweres Eisengewicht am Fuß schleppen mußte (145₁), wie er mit christlichen Gelehrten zusammentraf, die „in ihrer Religion Aristoteles waren“ (145₂) und ihn den „Türkenpaffen“ nannten. Mit ihnen disputierte er und sie setzten ihm hart zu (*elem virmek zıade olurıdı*), denn sie behaupteten, er bringe (Andere) zum Abfall von der Religion (*ki dinden azdurur bu dırlerıdı*, 145₂). Darauf faßt er, in einer plötzlichen göttlichen Erleuchtung, den Plan zu seiner apologetisch-werbenden Schrift, die er so gleich ungarisch konzipiert und ins Türkische und Lateinische übersetzt. Soll man annehmen, daß diese Angaben bloße Phrasen sind und daß Murad erst 30 Jahre später als Greis jenen Plan aufgenommen und nunmehr ausgeführt habe? Das ist nicht denkbar, man muß vielmehr annehmen, daß er die *risāla* wirklich während seiner Gefangenschaft geschrieben, dann liegen gelassen und erst dreißig Jahre später wieder hervorgeholt hat, um sie, mit einer neuen, schon im Metrum (*hezeğ*) von der *risāla* abweichenden Vorrede versehen, erstmalig zu publizieren. Den Grund dafür, daß er dies tat, hat Babinger (S. 43 oben) zweifellos richtig erkannt: er wollte sich, wegen Trunksucht aus dem Amte gejagt und in größter Dürftigkeit lebend, „durch Überreichung eines Werkes bei einem Großen des Reiches ein Gnadenbrot erwerben“.

Neben der sprachgeschichtlichen Bedeutung der *risāla* darf das ungewöhnliche inhaltliche Interesse, das sie für die Religionsgeschichte hat, nicht unerwähnt bleiben (anders Babinger S. 43). Wir haben es hier mit einer islamisch-apologetischen Schrift zu tun, die von einem ehemaligen Christen herrührt, einem für seine Zeit — wie schon die höchst respektable und eindrucksvolle Leistung der dreisprachigen Abfassung seines Gedichtes zeigt — ungewöhnlich gebildeten Mann, der mit voller Überzeugung und unbestreitbarem sittlichen Ernst den Islam gegen das Christentum stellt. Ein Seitenstück dazu ist mir nicht bekannt. Ich kann nun nicht glauben, daß Murads vorhin wiedergegebener Bericht über seine Gefangenschaft und seine Disputationen mit Christen einfach erlogen ist, und daß er seine *risāla* aus Opportunismus, um sich und seine Frömmigkeit seinen Gönnern zu empfehlen, verfaßt habe. Warum hätte er sie dann dreisprachig verfaßt? Daß er mit ihr tatsächlich, wie er behauptet, missionieren wollte,

dafür spricht auch ihr ruhig ernster Ton und das völlige Fehlen von eifernder Polemik gegen Andersgläubige. Mag sie auch von der islamischen Dogmatik her gesehn nichts Neues bieten, so zeigt sie doch einen 'Einzelnen', einen Mann, der sich seinen Islam¹ persönlich erarbeitet und angeeignet hat; sein Vortrag ist zwar nicht von der Phrase frei, aber er ertrinkt doch nicht in ihr, wie es die landläufige islamische Erbauungsliteratur tut.

Es ist hier nicht möglich, in die speziellere Analyse der Schrift einzutreten; hingewiesen sei nur auf das häufige Vorkommen christlicher Gedanken und Formeln (z. B. 32, 35, 52, 53, 79), auf die verdeckte und zurückhaltend maßvolle Polemik gegen das Christentum (11/12, 48, 65—70), anderseits auf den asketisch-mystischen Einschlag in der vom Dichter vertretenen islamischen Frömmigkeit: *dunjā* ist nicht nur weltlicher Besitz, sondern alles was außer Gott ist (*mā siwa'ıllāh*)² 43, das Motiv der Verachtung beider Welten 44ff., noch stärker 60 (wer Gott nicht im Diesseits findet, findet ihn auch nicht im Jenseits), dem Vollkommenen gewährt Gott die Wonne des *kun fakāna* 45, er ist Abbild des göttlichen Bildes, das von Gott in die Natur Adams gelegt wurde 47; besonders zu beachten sind die Aufforderung, sich einem *pīr* anzuschließen und ihre Motivierung 56f.³, die gnostische Prophetologie 63f., das ausdrückliche Zitat des Lieblingshadīṭ der islamischen Mystik *man 'arafa nafsahu* 89, endlich die ungewöhnlich schöne Toleranzbekundung 85.

Wir haben es, kurz gesagt, mit einem Manne zu tun, der beide Religionen kennt und, was mehr ist, das Gemeinsame in ihnen, dem in der Vertiefung in sie das Wesen der Religion über-

1) und zwar einen Islam, der sich deutlich der Derwischfrömmigkeit nähert, vgl. bes. die übernächste Anmerkung.

2) Das ist eins der Leitmotive in der Predigt des 'Abdalqādir al-Ğilāni.

3) Besonders Interesse erweckt Str. 57, die ich hier kurz bespreche. Sie heißt — in wissenschaftlicher Transkription —:

*bej'at itmek haqq rizāsy olduğy
pīr u mürşıden dahy el almağy
andan anga tevbe talqın olduğy
irıure haqqden ğınāhe jarlyğy,*

was Murad in nicht unbedenklichem Latein so faßt:

propter hec mandata est confessio
ad probum directorem confusio
penitere ut fiat compunctio
peccatis ut daretur remissio.

Danach bedeutet der türkische Text etwa: „Gottes Wille ist es, daß man 'huldigt' und die Hand des Meisters und geistigen Führers ergreift, daß man dann von ihm zur Reue angeleitet wird, (damit) er von Gott Erbarmen für die Sünde herbeiführe.“ Man sieht sofort, daß in den beiden ersten Versen, in *bej'at etmek* „huldigen“ im Sinne von „um Aufnahme in geistige Führung bitten“ und speziell „beichten“ (confessio), im ungarischen Text *gyónás* und in dem ungefähr gleichbedeutenden *el almağ*, zwei typisch bektaşitische Wendungen auftreten, zu denen auch *tevbe* „Reue“ und *talqın etmek* „initiiieren“ in V. 3, obwohl nicht auf den Sprachgebrauch der Bektaschis beschränkt, aber doch in ihm geläufig, gut passen.

haupt, als Gottvertrauen und Leben nach dem durch die Propheten geoffenbarten göttlichen Gebot bewußt geworden ist. Er bleibt zwar im Islam, offenbar weil er in ihm den Gottesgedanken reiner ausgeprägt findet, aber er verachtet und bekämpft darum die Christen nicht, sondern er will ihnen an seinem Glauben Anteil gewähren. Er hat ein Erlebnis gehabt, das zweifellos in der osmanischen Religionsgeschichte, und zwar, dank den gleichen Bedingungen, in Anatolien nicht minder als in Rumelien und im *serhadd*, typisch immer wiederkehrt. Es sei hier nur an Bürklüdsche Mustafa, den *da'i* des Bedreddin Simawi erinnert, dessen christenfreundliche Haltung G. Jacob gewürdigt hat¹.

Daß Murad und seine *risāla* eine eingehende Untersuchung lohnen und daß die hier besprochene Publikation noch das Meiste dafür zu tun übrig läßt, glaube ich gezeigt zu haben, will aber nicht unterlassen, Babinger für die Erschließung dieser wichtigen Urkunde aufrecht zu danken. Hoffentlich wird ihre Bearbeitung bald weitergeführt, unter Einbeziehung der zweiten, ausführlicheren theologischen Schrift des Murad, die vollständig in London, zu einem Teil in Wien vorhanden ist² sowie der ihm aller Wahrscheinlichkeit nach zuzuteilenden, in Konstantinopel liegenden Schrift der *medh-i pirā*, in der J. H. Mordtmann (S. 54) sehr ansprechend eine Übersetzung von Ciceros Cato maior vermutet, — das Trost- und Erbauungsbuch des ins Alter eintretenden Humanisten, seit der Renaissance bis zu Goethe und Jakob Grimm, in einer türkischen Übersetzung des 16. Jahrhunderts! —

Außer der *risāla* des Murad wird in diesem Buch die anonyme Wiener Sammelhandschrift Flügel 2006 eingehend behandelt. Sie enthält in buntem Durcheinander Kollektaneen, die einen „zum Islam übergetretenen Ungarn protestantischer Konfession...“, wahrscheinlich einen Siebenbürger Deutschen“ zum Urheber haben, und gehört in das ausgehende 16. Jahrhundert. Sie gewährt besonders dadurch Interesse, daß sie, in arabischer Schrift mit sorgfältiger, nach einem planvoll ersonnenen System durchgeführter Vokalisation, die zehn Gebote, das

Vaterunser und das Apostolicum fünfsprachig (türkisch - kroatisch - ungarisch - deutsch - lateinisch) und daran anschließend eine Reihe von deutschen und ungarischen sowie ein halb ungarisches, halb türkisches und ein kroatisches Lied enthält. Diese Texte sind S. 191—231 in einem vorzüglich gelungenen Faksimile mitgeteilt und S. 88—130 hauptsächlich von E. Mittwoch transkribiert und eindringend bearbeitet, mit Analysen der Orthographie und Angaben über Herkunft und Verfasser der Lieder, soweit feststellbar, — dabei S. 91—95 ein Beitrag von E. Moór über die ungarischen Lieder. Voran geht die von E. Mittwoch und J. H. Mordtmann verfaßte ausgezeichnete und detaillierte Charakteristik und Inhaltsangabe der ganzen Handschrift (S. 70—87), zu der ergänzend, erweiternd und den geschichtlichen Rahmen aufzeigend der schöne, das Buch einleitende Aufsatz 'Türkisch-ungarische Kulturbeziehungen' von R. Gragger tritt, den aus seinen nachgelassenen Aufzeichnungen E. Moór und K. Schünemann sorgsam zusammengestellt haben¹. Einen weitem wertvollen Beitrag Graggers zu dem Buche, dessen Vollendung er nicht mehr erlebt hat, bedeutet die Zuweisung des S. 129 unter Nr. 6 abgedruckten ungarischen Gedichtes auf Grund der ersten Zeile der Schlußstrophe an den größten ungarischen Lyriker des 16. Jahrh., Bálint Balassa.

Mittwoch und Mordtmann haben den Anlaß benutzt, um auch noch andre interessante Stücke aus dem bunten Inhalt der Hs. zu besprechen.

Sie beginnt mit einem kurzen persischen Sprachführer für Türken, — wenn aber der Verfasser in der Vorrede sagt, er habe eine Schrift für den Unterricht der Kinder verfaßt, *ki bār zābān-i jārisi guftān iṣānā āsān šāvād* (S. 77), so genügen schon diese Worte, um zu zeigen, daß es mit seinem eignen Persisch nicht weit her war. Eine weiterhin in der Hds. folgende Liste der Zahlenwerte der arabischen Buchstaben unter Hinzufügung der Sjaqat-Zeichen für die Zahlen wird, zusammen mit einer vollständigeren Liste aus einer Berliner Hds., in vortrefflichen Reproduktionen mitgeteilt (Tafel I und II nach S. 78).

Neben der erwähnten deutsch-ungarisch-kroatischen Liedersammlung enthält die Hs. auch eine 43 Blätter füllende Anthologie türkischer Ghazels und volkstümlicher Dichtungen. Die letzteren werden durchweg als 'Warsaghi' bezeichnet, was den Herausgebern zu einem wertvollen Exkurs über diese Dichtungsgattung Anlaß gibt (S. 83ff.), vgl. aber auch schon M. Hartmann, Islam VIII 307. Daraus ergibt sich, daß diese Gattung ur-

1) Türk. Bibl. IX 24 und, im größern Zusammenhang: Die Bektaschije 31. Babinger ist in seiner bekannten, unerschöpflich anregenden Abhandlung über Bedreddin S. 66f. dem Zeugnis des Dukas, auf das Jacob sich stützt, nicht ganz gerecht geworden und scheint außerdem zwischen seiner eignen und Jacobs Auffassung eine größere Divergenz anzunehmen, als sie tatsächlich vorhanden ist.

2) Babinger spricht S. 40ff. kurz über sie und S. 185ff. werden zwei Seiten der Londoner und eine der Wiener Hds. im Faksimile mitgeteilt.

1) Der S. 9 oben erwähnte „berühmte arabische Kirchenschriftsteller Retscheb“ ist offenbar kein anderer als der von den Bektaschis verehrte Hadschim Sultan, der ursprünglich Redscheb hieß, vgl. G. Jacob, Die Bektaschije 27, R. Tschudi, Türk. Bibl. XVII 5.

spränglich die Lieder der Warsagnomaden meint. Offenbar ist dann aber die Beschreibung verallgemeinert und mit Türkü, Mani usw. promiscue gebraucht worden, — obwohl sich darüber natürlich dann erst etwas Zuverlässiges wird sagen lassen, wenn die Melodien dieser Dichtungen bekannt und ihre Typen geordnet sein werden. Daß aber dennoch die Bezeichnung Warsaghi keinen eindeutigen Sinn hat, schließe ich aus dem von Mordtmann S. 136f. mitgeteilten Gedicht, das im Stil und Gedankeninhalt nichts anderes ist als ein echtes bektaschitisches *nefes*, oder, vorsichtiger gesagt, jedenfalls eins der Lieder, die Zeugnisse jener spätestens im 14. Jahrhundert einsetzenden und seit dem 16. Jahrh. in der Bektaschijje ihren klassischen Ausdruck findenden religiösen Bewegung und darum von den Bektaschis unter ihre *nefesler* aufgenommen sind.

Als Verfasser des hier in Rede stehenden Gedichtes hat Mordtmann aus der letzten Zeile einen gewissen Mehmed Ali eruieren wollen; das ist aber unmöglich, der Vers heißt: *bu gün muhammed 'alije / serümizi virübduruz*, „heute haben wir dem Muhammed-‘Ali unser Haupt hingegen“, es liegt also die bekannte asyndetische Nebeneinanderstellung der beiden Namen vor, die das mystische Einssein ‘Alis mit Muhammed¹ symbolisiert und die in zahllosen Bektaschigedichten vorkommt (vgl. die reiche Sammlung bei Besim Atalai, *Bektaşîlik ve edebîyatı*, Kstpl. 1340, 40—42, 47, 51, 58—122). Der Name des Dichters (das *mahlas*) muß also in der schwierigen vorletzten Zeile enthalten sein: *quldar begi* بقدار بگی / *müskilân sorar uluğa*. Die untranskribiert gelassenen Zeichen möchte ich so trennen und lesen: *bağ deliğe*, „schau auf den Iren!“; *delü* (Lehnübersetzung von pers. *divâne*) kommt in den Bektaschigedichten häufig vor, so nennt sich z. B. der auch in der von Mittwoch und Mordtmann bearbeiteten Hds. als Warsaghidichter auftretende Mehmed Schükri (vgl. S. 85) in einem *nefes* bei Besim Atalai S. 64 *delü Sükrî*. Ich möchte nun unsern Vers übersetzen: „Kul begi iste, schau auf den Iren: er legt dem Erhabenen seine schwere Frage vor.“ Die Stellung des *dur* macht allerdings Schwierigkeiten. Den Namen Kul begi kann ich sonst nicht belegen; Zusammensetzungen mit Kul sind unter den Namen von Bektaschidichtern häufig, in diesem Falle sind zu vergleichen Kul pîr (S. 85) und Dede Beg [so doch wohl zu lesen] Kuli (ebenda).

Was unser Gedicht im Ganzen betrifft, so erinnert es in Sujet und Stimmung unmittelbar an das wundervolle *nefes* des Chaṭā’î, auf das zuerst Köprülüzade M. Fuad hingewiesen hat (*Ilk mütesavvîfler* S. 390¹) und das man, mit starken Abweichungen, bei Besim Atalai a. O. S. 104 sowie in der kleinen Sammlung von Derwisch Rühullâh, *Bektaşî nefesleri*, Kstpl. 1340, S. 5 findet. Auch Chaṭā’î ist in der Wiener Sammelhds. als Ghazeldichter vertreten (S. 81). Was seine Identität betrifft, so bin ich — gegen Mordtmann S. 81 sowie M. Fuad, der a. O. S. 387¹ bereits auf dieselbe

Kombination gekommen ist, sie aber als unwahrscheinlich ablehnt — davon überzeugt, daß wir hinter ihm keinen Andern zu suchen haben, als den bekannten und berühmten Träger dieses *mahlas*: Schâh Ismâ’îl den Sefeviden († 930 H.).

Die leider nur fünf türkischen Gedichte von ihm, die der Verfasser der von E. G. Browne ans Licht gezogenen *Silsilat an-nasab i şafavîja* (gedruckt in Berlin 1343, *Intişârât i İranşâhr* Nr. 6) aufgenommen hat (S. 69ff.), sind zwar Ghazels, aber in einem ganz leichten, vom Prunk der Kunstpoesie unbeschwerten Stil gehalten, und können ohne weiteres als Derwischdichtung gelten, wie er selber es an einer Stelle sagt (S. 71¹³): *Chaṭā’îyim bu gün mejdân iñde / şâhyng vaşîn ochurum dervîşâne*, „Chaṭā’î bin ich, heute reziere ich im Mejdân den Preis des Schah (d. i. ‘Alî) nach Derwischart“. Daß der Versammlungsraum gerade bei den Bektaschis *mejdân* oder *mejdân odası* heißt, ist bekannt. Noch näher an die freie volkstümliche Poesie der Bektaschis führen zwei von den sechs Gedichten¹ des Chaṭā’î heran, die Jusuf Beg

1) Das erste, S. 28, beginnt: *biz ezelden tâ ebed mejdâna gelmişlerdeniz / sâh i merdân işgine merdâna gelmişlerdeniz*, „wir gehören von Ewigkeit zu Ewigkeit zu denen, die in den Mejdân gekommen sind, zu denen, die um der Liebe zum Schah der (Gottes)männer willen zu den (Gottes)männern gekommen sind.“ *Sâh i merdân işgine* ist der von Menavino mitgeteilte, von Babinger (*Islam* XI 95¹) identifizierte und richtig auf ‘Alî bezogene Ruf bettelnder türkischer Derwische. *Merdân* sind die „Männer“ *xat’* ἑξῆς, die Gottesmänner, *merdân i chudâ* (vgl. Mevlanas herrliches Ghazel vom *merd i chudâ*, das auch Rückert übersetzt hat, bei Nicholson, *Sel. Poems* S. 28). Die türkische Lehnübersetzung davon ist *erenler*; dies Wort hat nichts mit dem Stamm *er-* „gelangen“ zu tun, sondern ist eigentlich eine Deminutivbildung von *er*, „Mann“, wie *oğlan* von *oğul*, vgl. W. Bang, *Keleti Szemle* XVII 128¹; *erenler* kommt in der speziellen religiösen Bedeutung schon bei Ahmed Jesevi vor (z. B. *Divan i hikmet* [lith. Taschkent o. J., 78 SS.] 13 pu., 60¹⁶ u. ö., vgl. auch Vámbéry, *Çagataische Sprachstudien* S. 119, der in Z. 24 als Bedeutung richtig „fromme Männer“ angibt, während er sie im Glossar S. 232a nicht bringt), es ist also wohl anzunehmen, daß der Begriff von ihm und seiner Schule aus in die türkische volkstümliche Mystik auch des Westens eingedrungen ist, — wie denn überhaupt deren Gedanken und Sprache zur Hauptsache schon im *Divan i hikmet* stehn. In der Bektaschiliteratur ist *erenler* — neben dem einfachen *er*, das z. B. in dem von Mordtmann S. 136 behandelten Gedichte v. 3 steht, vgl. auch *er chudâ* bei E. Groß, Das Vilâjet-Name des Hâğgî Bektasch S. 28, 162² — als Bezeichnung für die Vollkommenen, danach auch als Selbstbezeichnung der Ordensangehörigen ganz gewöhnlich. Wenn sich daher der treffliche Neschatî Efendi, dessen Bekanntschaft wir G. Jacob verdanken (*Islam* XI 259ff.), bei der Begegnung mit Angehörigen „eines der hohen Derwischorden“ im Namen des „Gottes der *erenler*“ (S. 260) begrüßen läßt, so gibt er dadurch, ebenso wie durch die Anrede „Verehrter“ (ibid. Z. 16, d. i. *‘azîz*) und vollends durch seine sentimentale Anteilnahme an der Muharremfeier (S. 262), zu erkennen, daß es die Bektaschis — nicht die Mevlevis, S. 260² — sind, mit denen er sympathisiert. Wenn es weiter heißt (S. 260), daß er sich mit einigen begrüßt, indem „die Finger der rechten Hand ausgebreitet auf das Herz gelegt werden und das Haupt von rechts nach links und nach unten gerade leicht geneigt wird“, so ist das offenbar der Gruß, den Besim Atalai a. O. S. 11 unten geradezu als

1) Vgl. G. Jacob, Die Bektaschijje 34.

Vezirof, *Azerbaïdjan edebiatine bir nazar* (Kstpl. 1337) S. 30f. aus einer Hds. im Besitze des inzwischen verstorbenen Ali Emiri mitgeteilt hat; sie sind in derselben Form gehalten wie die meisten *nefesler*, elfsilbige Vierzeiler, von denen die ersten drei miteinander reimen, während die vierte einen durch das Gedicht durchlaufenden Reim zeigt.

Daß nun, angesichts der Sympathiebewegung, die Schah Ismā'īls Auftreten auch in Anatolien hervorrief, und angesichts der so außerordentlich engen Verwandtschaft der von ihm mit genialer Energie ins Politische gelenkten Qyzylbascbewegung mit den Bektaschis, die Lieder dieses Todfeindes der Osmanendynastie sich trotzdem rasch im türkischen Volke verbreiten, durch das Eindringen bektaschistischer Tendenzen ins Janitscharenkorps, die „Bektaschifamilie“, auch hier in Umlauf kommen, so ins *serhadd* gelangen und dem Verfasser der Wiener Sammelhandschrift bekannt werden konnten, das alles ist nicht verwunderlich. Es steht daher zu hoffen, daß auch die türkische Anthologie dieser Hds., so dankbar wir für die sachverständigen Mitteilungen von Mittwoch und Mordtmann sein müssen, eine weiter greifende Bearbeitung erfährt, zu deren Aufgaben es gehören würde, die aus dem Material zu gewinnenden religionsgeschichtlichen Tatsachen festzustellen. Als sichern Ertrag dürfen wir bereits jetzt buchen, daß die Form des Islam, wie sie einerseits bei Murad, andererseits in der Anthologie der Wiener Hds. uns entgegentritt, die deutliche Prägung der Derwischreligiosität trägt.

Zum Schluß noch einige Einzelbemerkungen. Zu dem Warsaghi S. 135: Das letzte Wort der 3. Zeile *يکلرند* ist korrekt und darf nicht geändert werden (gegen S. 139_{1a}); nur ist es nicht *jeklerinde*, sondern *jeklerinde* zu lesen: „unter seinen Trefflichen“. Die Umstellung von Z. 5 und 6, die der Herausgeber S. 138 unten vorschlägt, ist unmöglich, da sie das Reimschema zerstören würde. Z. 5b heißt: „Züchtigung (sc. der Heiden) ist die Sache der Gläubigen“ (wörtlich: „für den Gläubigen seine Sache“ *mü'mine işi*), d. h. die Gläubigen sind dabei, die Heiden zu strafen, darum „steht deren Sache schlecht“ 5a. — Zu S. 136 wäre zu bemerken, daß die in der türkischen Mystik hervortretende Hallāğverehrung ihr unverkennbares Vorbild wiederum an Ahmed Jesevi hat, vgl. dazu Massignon, *Passion* S. 429f. — Zu dem oben 733 schon besprochenen Gedicht S. 136 sei nachgetragen, daß in Z. 7a *dağda* richtig ist und nicht geändert werden darf: denn *lejin* ist zweisilbig; dagegen ist in 7b entweder *jollar* oder mit Verschleifung *jollariazup* zu lesen. Z. 5b bedeutet: „mit dem Schah, (nämlich) mit Iskender“; aus der folgenden Zeile ist sowohl zu 5a wie zu 5b ein „wir sind“ zu ergänzen; „wir sind mit dem Schah, mit Iskender“, das bedeutet, wir begleiten ihn auf seiner Fahrt ins Finsternisland zur Lebensquelle. Diese Fahrt ist durch Nizāmī (im Iskendername) zum

Erkennungszeichen der Bektaschis untereinander bezeichnet: „die rechte Hand auf das Herz zu legen und den Nacken zu beugen; dabei wird der Daumen senkrecht nach oben gerichtet.“

Symbol der *farīqa* erhoben worden. 3a endlich: *er haqq nazaryna varub* heißt nicht „der Mann geht Gott zu schauen“, sondern „zur Schau des Gottesmannes gehend“, — das Subjekt ist das „wir“ in 4b; *er haqq* (so! natürlich ohne *İzafet*) ist Lehnübersetzung von pers. *merd i haqq* = *merd i chudā* (s. o. 734). Es ist als Bezeichnung für 'Ali belegt in einem *nefes* des Kul Himmet bei Besim Atalai S. 67₁₄. Danach war *er haqq* 'i⁹şine von E. Groß, *Das Vilâyet-Nâme des H. B.* 168₁₅ nicht mit „bei der Gottesliebe des Gottesmannes“, sondern mit „um der Liebe zum Gottesmanne (d. i. 'Ali) willen“ zu übersetzen, also gleichbedeutend mit dem oben besprochenen *şâh i merdân* 'i⁹şine. — Zu S. 137: Die 'Vierzig', die in den *nefesler* häufig genannt werden, sind die *abdâl*, die neben dem *quş* am meisten hervortretende Klasse der unsichtbaren Hierarchie der Heiligen; vgl. Goldziher, *EI* I 71 s. v., Nicholson, *Stud. in Isl. Myst.* 195. Daß sie gerade im volkstümlichsten anatolischen Islam besonders hervortreten — außer in der Bektaschipoesie ist auch bei den Aschyqs und in den lyrischen Einlagen der Volksromane häufig von ihnen die Rede —, hat seinen Grund offenbar darin, daß in ihnen zugleich die in der anatolisch-christlichen Kirche außerordentlich beliebten 'Vierzig Märtyrer fortleben. — Zu dem ungarisch-türkischen Ghazal S. 128f.: In 'dārmī 2₂ steckt altosm. *dang* „Erstaunen“, vgl. Kelekian s. v. طاك, ferner Vámbéry, *Altosm. Sprachstudien* 158, Foy, *MSOS* V 284, Broekelmann, 'Ali's Qışsa'i Jüsuf 52 s. v. *danglamaq*; *dangmî* also = 'ağeb-mî „ist's zu verwundern, wenn . . .“. 3₁ *görcü sen put i simîni şahâ iks gözüme* nicht „o mein Augenpaar, o mein Gebieter, wenn dein silbernes Idol ich erblicke“, sondern „seit meine beiden Augen dich silbernes Idol, o Herr, erblickt haben.“ 3_{1a} sind nicht richtig abgeteilt, lies „Dir, meinem gnädigen Geliebten, gilt ständig diese meine Rede“: nämlich das, was nun die nächste Zeile sagt. 4₃ heißt *ne şirâzîd hasretile engemet âh leil-u nehâr*; das heißt allerdings wörtlich nichts andres als: beweine mich nicht (ung. *ne sirasd engemet*) voller Sehnsucht, ach, Tag und Nacht. Aber das gibt keinen Sinn. Der Dichter, der als Liebender redet, bittet den spröden Geliebten natürlich nicht, ihn nicht zu beweinen, sondern ihn nicht weinen zu lassen. Es entsteht also die Frage, ob *sirat*-, das für gewöhnlich nur „beweinen“ heißt, hier als Kausativ auf -at zu *sir* „weinen“ in der Bedeutung „weinen lassen“ verstanden werden darf. Die Lexika beantworten diese Frage nicht, und mein Kollege G. Szegö, den ich befragte, erklärte mir, daß diese Bedeutung im heutigen Ungarisch jedenfalls ausgeschlossen sei. Dennoch möchte ich diese Erklärung aus folgendem Grunde nicht aufgeben: das Gedicht gehört der Stilwelt des türkischen Ghazals an, es ist türkisch empfunden, nur daß mehrfach für türkische Worte ungarische eingesetzt sind; ist es da nicht sehr möglich, daß der Dichter vom Türkischen her das Verhältnis von *sir* „weinen“ zu *sirat*-analog dem Verhältnis von *ağla* „weinen“ zu *ağlat* „weinen lassen“ empfunden und so *sirat*-hier in einer Bedeutung gebraucht hat, die es sonst nicht besitzt? — In 5₁ bedeutet *nem çudâlsag* — d. i. heute *nem csodâlsag* — zweifellos, wie die Herausgeber fragweise annehmen, „kein Wunder“: zugrunde liegt wieder eine türkische Wendung, 'ağeb *dejl*. Wenn der Dichter sagt: Kein Wunder, wenn du lustwandelst, o du Zypresse des Paradieses — so soll man ergänzen: denn eine Paradieseszypresse muß wohl mit höheren Fähigkeiten ausgestattet sein als eine irdische und sich daher bewegen können. In 5₁ kann *اَعَب* nur *ağeb* gelesen werden, es kommt also nur die zweite von den Herausgebern vorgeschlagene

Erklärung in Frage, *aggeb* = *agg eb* „alter Hund“; und diese Erklärung ist richtig, der Nebenbuhler wird auch sonst in der Ghazelenpoesie als Hund bezeichnet, vgl. z. B. J. Rypka, *Bâqî* als Ghazeldichter S. 125.

Nachschrift. Nachträglich bin ich auf einen Text gestoßen, der meine oben 734f. vorgetragene These, daß der Chaṭā'i der Bektaschipoesie kein anderer ist als Schah Ismā'il der Sefevide, zur gesicherten Tatsache macht. Im JA¹¹ XVII (1921) S. 281ff. hat A. Danon aus einer Pariser Handschrift den Bericht über eine von Tscheschmi Efendi — wahrscheinlich späterem Kadi von Stambul — 1619 mit gewissen Häretikern (*melāhīde*) vorgenommene Inquisition in Text und Übersetzung veröffentlicht. Danon hat bereits die Vermutung aufgestellt, daß es sich bei den nicht näher bezeichneten Häretikern um Bektaschis handeln müsse. Daß dies richtig ist, zeigen nun mit aller Deutlichkeit allerlei (vom Herausgeber z. T. mißverständene) Einzelheiten des Textes: 290_{1a} der Ausdruck *iradet getürmek* „den Eigenwillen dbringen“ für den Eintritt in die *ḫāṭḫa*, vgl. dazu E. Groß, Das Vilâjet-Nāme des H. B. 169: „einige opferten . . . dem Gottesmann ihren Eigenwillen auf und wurden Novizen“ = cod. Tschudi I 246^r, *nigeler* . . . *erenlere iradet getürüb mürid oldular*; 292₂ der bei den Bektaschis beliebte Vers *lâ ḫatā illā 'alî lā saifa illā ḫu'l-ḫiqār* (vgl. Mordtmann in dem vorhin besprochenen Buch S. 134f.), zu dem hier noch ein zweiter tritt: *jeziding bojnundan* [so zu lesen!] *eksik olmasun tîg u teber* „möge es dem Schwert und Beil nie am Nacken des Jezid fehlen“ (*eksik olmaq* < pers. *ḫālî būdan*); 292₂₀ der für die Bektaschis typische Ausdruck *gülbāng çekmek* für den Vortrag liturgischer Gebete, von denen Besim Atalai interessante Proben mitteilt. Daraus ergibt sich zweifelsfrei, daß der Text die Bektaschis meint. Im übrigen ergeht er sich zur Hauptsache in den üblichen Angriffen auf den angeblich unsittlichen Lebenswandel der Angeklagten, wie wir sie aus der von G. Jacob erschlossenen Streitschrift des Ishak Efendi kennen. Wenn er dagegen angibt, daß die Angeklagten in dem derzeitigen Schah von Persien, 'Abbās d. Gr., ihren *mürşid* verehren und an ihn ein Drittel der Ordenseinkünfte aus Gelübden (*nudûr*) und Geldbußen (*ğerd'im*) abführen, so verleihe man mit dieser durchaus glaubwürdigen Behauptung die aus neuester Zeit herrührende Angabe über die Tachtadschis in Lykien bei Babinger, Islam XII 103. Es ist danach ganz klar, wie die folgenden Sprüche zu verstehn sind, 293₃: *šāh ismā'il chaṭā'ining sözleri oqunurken ki ana ma'nî derler* „wenn sie die Sprüche des Schah Ismā'il Chaṭā'i rezitieren, die sie *Manî* nennen“; diese Worte beweisen endgültig, daß der Chaṭā'i der Bektaschis Schah Ismā'il ist. Es ist von Interesse, zu erfahren, daß seine Lieder noch hundert Jahre nach seinem Auftreten bei den Bektaschis so beliebt waren. In der Sammlung von Besim Atalai finden sich von ihm sechs Gedichte (S. 60, 61, 64, 99, 104), in der von Rühullāh vier (S. 4, 5, 21, 28), davon sind zwei beiden Sammlungen gemeinsam (B. A. 104 = R. 4, 5). — Es sei noch darauf hingewiesen, daß in dem letzten Zitat einmal deutlich der Ursprung der Bezeichnung *manî* مانی für eine gewisse Gattung volkstümlicher Lieder bei den Türken erkennbar wird. Dem Lieder steckt darin, in vulgärer, durch das Persische vermittelter Aussprache, das arab. معنى „Sinn, Bedeutung“. Zur Bezeichnung für Gedichte konnte das Wort nur in bestimmten religiösen Kreisen werden, die in den Gedichten ihrer geistlichen Oberen die „Sinn“-äußerungen einer inspirierten, charismatischen Persönlichkeit sahen.

Bonnerjea, Dr. Biren: *L'Ethnologie du Bengale*. Paris: Paul Geuthner 1927. (XXIII, 169 S.) gr. 8°. 40 Fr. Bespr. von R. von Heine-Geldern, Wien.

Nach der Angabe des Verfassers soll Bengalen im Westen durch die Vereinigten Provinzen von Agra und Oudh und durch die indischen Zentralprovinzen, im Osten durch Ganges und Madhumati begrenzt werden. „Es besteht aus den Provinzen Bihâr, Orissâ und Chotâ Nâgpur und aus dem westlichen Teil des Gangestales, umfaßt jedoch nicht die Provinzen Nord- und Ostbengalen.“ Das sind die inzwischen längst abgeänderten Grenzen, wie sie von 1905 bis 1912 bestanden. Infolge des Unwillens der Bevölkerung über die Trennung wurden West- und Ostbengalen im Jahr 1912 wieder vereinigt, Assam auf der einen, Bihâr und Orissâ auf der anderen Seite zu eigenen Provinzen abgetrennt. Es berührt seltsam, den Verfasser über die politische Einteilung seiner engsten Heimat so schlecht unterrichtet zu finden. Ebenso mangelhaft ist übrigens auch seine Kenntnis der Wohnsitze der von ihm besprochenen Völker. Obgleich er vorgibt, nur Westbengalen, Bihâr und Orissâ zu behandeln, zählt er doch unter den angeblich dort einheimischen Völkern und Kasten wiederholt auch solche auf, die in Ostbengalen oder überhaupt nicht in Bengalen, sondern in Assam wohnen.

Das erste Kapitel handelt von den indo-arischen, das zweite von den dravidischen und mundäischen („kolarischen“) Völkern. Auffallend ist es, wie oft der Verfasser sich selbst widerspricht. „Der arische Typus Bengalens ist an seiner Dolichocephalie, seinem ovalen Gesicht, seiner geraden und schmalen Nase erkennbar“, heißt es auf Seite 2, während der Verfasser kurz vorher in der Einleitung (S. XII) erklärt hat, es gebe in Bengalen keinen rein arischen Typus, was schon aus dem Längenbreitenindex des Kopfes und aus der Breite der Nase zu sehen sei. Gleich darauf, auf Seite 3, heißt es, die Bengali seien subbrachykephal, leider ohne daß eine Aufklärung über diese rätselhafte Unterscheidung zwischen Bengali und bengalischen Ariern gegeben würde. Ebenso werden die „Kolarier“ auf S. 3 als brachykephal, auf S. 14 als „ausgesprochen dolichocephal“ bezeichnet. Übrigens unterscheidet der Verfasser im Anschluß an die veralteten Anschauungen Risleys in anthropologischer Hinsicht nicht zwischen dravidischen und vordravidischen Rassenelementen und hält den Typus der letzteren für den eigentlich dravidischen — ein schon häufig widerlegter aber leider unausrottbarer Irrtum.

Völlig unklar scheint sich der Verfasser

über den Begriff der Mundâ-Völker oder, wie er sie nennt, Kolarier zu sein. Er begnügt sich, sie als „un certain type ethnique“ zu bezeichnen und über ihre Sprachen zu sagen, sie gehörten trotz dialektischer Verschiedenheiten derselben Gruppe an. Welcher wird nicht gesagt, die Zugehörigkeit der Mundâ-Sprachen zur austroasiatischen Sprachgruppe mit keinem Wort erwähnt. P. W. Schmidts Arbeiten scheinen dem Verfasser vollkommen unbekannt geblieben zu sein. Dafür behauptet er gelegentlich auf Grund eines mißverständlichen Zitates, die Mundâ seien „malayo-polynesischer“ Herkunft. Dravida und „Kolarier“ werden fortwährend verwechselt. So heißt es (S. 15) von den Orâon, sie gehörten „zur Familie der Kolarier“, wenige Zeilen später richtig, ihre Sprache sei dravidisch. Umgekehrt zählt der Verfasser die Santâl „zur Familie der Dravida“ (S. 21), obgleich er auf der nächsten Seite die Zugehörigkeit ihrer Sprache zur Mundâ-Gruppe erwähnt. Derartige Beispiele ließen sich noch mehr anführen, ja mitten in dem Durcheinander des Kapitels über die „Kolarier und Dravida“ werden zwischen Mundâ- und Dravida-Völker eine ganze Reihe bengalischer, also der Sprache nach indoarischer Hindukasten, und sogar, wie schon erwähnt, eine Anzahl überhaupt nicht in Bengalen sondern in Assam wohnender austroasiatischer (Khâsi) und tibetobirmanischer Völker (Gârô, Abor, Galong, Râbhâ) eingeschoben, ohne daß auch nur mit einem Wort darauf hingewiesen würde, daß es sich dabei weder um „Kolarier“ noch um Dravida handelt.

Was über die Kulturen der einzelnen Völker gesagt wird, erweist sich als verständnisloses Exzerpt, zum großen Teil aus Quellen zweiter Hand, ohne den leisesten Ansatz zu selbständiger Verarbeitung des Stoffes, ohne auch nur den Versuch einer historischen oder sonstigen Gliederung. Während auf der einen Seite überflüssiger Weise seitenlange, von Risley abgeschriebene Verzeichnisse der Clans und Totems der Orâon und Santâl gegeben werden, tut der Verfasser andere Völker und Kasten mit wenigen Worten ab, die an Kürze aber auch an Naivität nichts zu wünschen übrig lassen. So heißt es, um zwei besonders charakteristische Beispiele anzuführen, von den Khâsi, die ja eigentlich überhaupt gar nicht hergehörten, bloß, „Les Khâsiyas sont une tribu aborigène qui n'a ni temples ni idoles“ und von den Râjputen von Bihâr, „Ils suivent la loi de la primogéniture et ils considèrent l'hospitalité comme la plus grande vertu“. Stichproben ergeben, daß die Art der Quellenbenützung höchst unzuverlässig ist, so daß die Arbeit selbst als bloße kompulatorische Materialsamm-

lung nur sehr geringen Wert besitzt. So hat der Verfasser z. B. irgendwo eine Notiz gefunden, wonach bei den Gârô gelegentlich blaue Augen vorkommen, und schreibt ihnen nun ohne weiteres überhaupt blaue Augen zu. Von den Khâsi heißt es einmal in einem der späteren Kapitel, daß sie die Leichen nicht begraben, sondern in hohlen Bäumen beisetzen. Als Gewährsmann für diese überraschende Behauptung (bei den Khâsi herrscht in Wirklichkeit Leichenbrand) wird Dalton angeführt. In Wahrheit sagt Dalton nur, daß die Leichen bis zu der oft erst lange Zeit nach dem Tode erfolgenden Verbrennung in Baumsärgen (nicht in hohlen Bäumen) aufbewahrt werden.

Die Kapitel III bis VIII sind im wesentlichen folkloristischen Inhalts und geben zum Teil eigene, im Distrikt Nadiyâ gesammelte Aufzeichnungen des Verfassers wieder. Leider ist es infolge der Anordnung des Textes nicht leicht, diese Erfahrungen des Verfassers von den aus anderen Quellen gezogenen Mitteilungen zu unterscheiden. Auch sind Beobachtung und Interpretation nicht mit genügender Deutlichkeit auseinander gehalten.

Eine große Menge von Zitaten mit wahllosen und unsystematischen Hinweisen auf ähnliche Erscheinungen in allen Ländern der Erde zeugt von der Belesenheit des Verfassers, hätte jedoch ohne Schaden fortbleiben können. In merkwürdigem Gegensatz zu dieser Belesenheit steht sein Mangel an Kenntnis der sein eigentlichen Thema betreffenden Literatur. Die sieben Seiten umfassende Bibliographie enthält zwar alles mögliche, nicht im entferntesten Hergehörige, läßt aber neben sehr vielem anderen so grundlegende Werke vermissen wie die Census Reports und Griersons Bihâr peasant life. Aus dieser Lückenhaftigkeit seiner Literaturkenntnis erklärt sich wohl auch die übers Ziel schießende Behauptung des Verfassers, die Volkskunde Bengalens sei bisher beinahe unbekannt gewesen.

Dahlmann, Joseph, S. J.: Indische Fahrten. 2., verb. Aufl. I. Bd. mit 244 Bildern auf 63 Taf. u. 1 Kte. (XVII, 344 S.). II. Bd. mit 258 Bildern auf 60 Taf. u. 2 Kten. (XV, 311 S.) 4°. Freiburg i. Br.: Herder & Co. 1927. RM 24 —; geb. RM 30 —. Bespr. von H. Zimmer, Heidelberg.

Der alte Moltke hat aus seinem Wissen um das Kriegswesen den lapidaren Satz geprägt: „Im Kriege bewährt sich nur das Einfache“. Wer in die Aktivität des letzten Krieges hineingerissen worden ist, wird an sich selbst erfahren haben, wie ungemein alle Dinge und Aufgaben unter dem Drange der dauernden Entscheidung sich vereinfachen, wie Soldat sein heißt: einen einfachen Sinn für die Dinge seines Bereichs

entwickeln. Kompliziert in immer wechselnder Form bleibt nur die technische Seite der Kriegführung, — hier gilt es dauernd wach zu bleiben, Aktualität zu bewahren. — Ein solcher Soldat einfachen Sinnes ist Pater J. Dahlmann S. J. — ein Veteran der *ecclesia militans* in ihrem indisch-ostasiatischen Missionsheer und auf dem Felde der Indienwissenschaft. Er ist durchaus, was man im Felde (— ein Wort hoher Anerkennung!) einen „alten Krieger“ zu nennen pflegte. In 2., verbesserter Auflage hat er jetzt seinen umfassenden Patrouillengang durch Vorder- und Hinterindien wiederholt. Wie dem modernen Soldaten die Technik ist ihm dabei die Wissenschaft das Mittel, die Überlegenheit der Groß- und Weltmacht, deren Uniform er trägt, entschieden zu behaupten. Solcher Erfolgswille im Kampf setzt Anpassung der technischen Mittel an die dauernd sich wandelnde Situation voraus. Als D. seine Fahrten zum ersten Male unternahm, schien Beleuchtung und Abwehr indischer Philosopheme und Geheimlehren wichtig; inzwischen ist Indien als Kunstland entdeckt worden und fasziniert mindestens ebenso sehr durch den ästhetischen Schleier seines Wesens wie durch den ideologischen. D.s Umstellung: Ausschaltung von Abschnitten religionsgeschichtlicher Einzelbetrachtung und missionsgeschichtlichen Berichts zugunsten künstlerischer Eindrücke, die durch reichliches Bildmaterial gestützt sind, trägt der neuen Lage Rechnung. Von Hongkong über Hinterindien und Benares führt der I. Band, mit dem üblichen Abstecher nach Darjeeling und an die Schwelle Tibets, quer durch Vorderindien (Gwalior, Khadschuraho) zu den heiligen Stätten des Buddhismus (Säntschī, Bhilsa) und nach Bombay, um mit Schilderungen von Ajanta und Elura abzuschließen. Der II. Band behandelt den indischen Nordwesten (Delhi, Panjab, Kabultal, Agra, Fatihpur, Dschaipur, Udaipur, Mount Abu, Ahmedabad) und den Süden einschließlich Ceylons.

Ein flüssig und anschaulich geschriebener Reiseführer, der Tagebuchform mit gelehrter Erläuterung glücklich vereint. An D.s Seite reist man ohne zu ermüden (— falls man sich nicht an ihm ärgert). Seine Darstellung ist einfach, solid, umfassend; wer nach Indien reisen will, findet hier ein beschreibendes Inventar aller anerkannten Denkmäler indischer Religion, Geschichte und Volkskunde, die ihn erwarten. Freilich ist die Schweise altmodisch: vorimpressionistisch unsuggestiv und jedem selbstbetonten „Erlebnis“ des Fernen fern. Aber nach einem Jahrzehnt Exotenrausch behält dieses klare Vieux-jeu-Milieu seinen Wert. Es

läßt Raum, die Wertakzente und Beleuchtungen, die D. ganz selbstverständlich und mit soldatischer Offenheit verteilt, beiseite zu schieben, wo sie dem komplizierten Eigenleben des Gegenstandes allzu beziehungslos und vereinfachend aufgedrängt scheinen.

Wie bei den Erzählungen alter Krieger muß man sich bei D. an das Anschauliche halten, das lebendig vorgetragen wird. Es hieße D. unrecht tun, wollte man von ihm geistig deutende, Symbole enträtselnde, ewigen Sinn überzeitlich noch aus Verfratzung erfüllende Führung erwarten durch seine „Welt des Hindu mit ihrem Chaos von Göttern und Untergöttern, mit ihrem Gewebe der kindischsten Fabeln und abstoßendsten Gebräuche“ (I, S. 170) — obwohl man von diesem Kenner des Mahābhārata, dem auch die große Mythenwelt der Purāna's offensteht, feinere Argumente, besinnlichere Absage zu finden hoffen dürfte, statt zelotisch-apologetischer Scherze für die Galerie: Schiva „der blutigierigste aller Götter“ hat „die blutigierigste Göttin zur Frau — ein würdiges Pärchen“ (I, S. 187). Der Buddhismus in Hinterindien mag Verfall erscheinen gemessen an den hohen Dokumenten alter Frühzeit; daß heiliges Leben zu Leerlauf entarte, verzeichnen seine Schriften schon vor andert-halb Jahrtausenden, — aber es wäre würdiger, zu fragen, welche Kräfte ihn immer noch befähigen, der Kultur Birmas und Siams ihr feines Gesicht zu geben, statt mit solch massiven Worten von ihm Abschied zu nehmen: „die Unfähigkeit zur tiefsinnigen Gestaltung des religiösen Gedankenkreises schaut dem Kultus und der Kunst des Buddhismus aus den blöden Augen seines Buddhatypus heraus. In dem Bilde Buddhas aber, mag es im Marmor oder im Holz noch so glänzend verwirklicht sein, versinnbildlicht sich nur die Bonzengemeinde selbst als die Trägerin des buddhistischen Erlösungsgedankens in ihrer religiösen und sittlichen Armut“. (I, S. 160) — Überflüssig zu vermerken, daß die Sexual-Symbolik der Hindureligion, ja alles Entblößte bei D. mißbilligendes Geschimpfe auslöst, — an den natürlichen und gewollten Grenzen des Verstehens darf man sich bei D. nirgends stoßen, wenn man den Nutzwert seiner Schilderungen mitnehmen will. Streng in seinem traditionellen Milieu bringt er auch der Kunst, der er sein Interesse zuwendet, kein neues Auge entgegen, das aus den neuen Bereicherungen unserer Art zu sehen etwas für sich gewonnen hätte, sondern nur den Leerlauf eines klerikalen Klassizismus. Das neue Indien mit seinem stürmischen Europäisierungsdrang, das unheimliche Ineinander von Moderne und lebendig-vergangenen Jahr-

tausenden liegt völlig abseits des Programms dieser Reise, deren Bericht nicht 1927 sondern etwa ein Menschenalter früher abgeschlossen zu sein scheint.

Hultzsch, H.: Māgha's Śiśupālavadha. Nach den Kommentaren des Vallabhadeva und des Mallināthasūri ins Deutsche übertragen. Leipzig: Asia Major 1926. (VII, 249 S.) gr. 8°. RM 30 —. Bespr. von O. Stein, Prag.

Eugen Hultzsch hat der Indologie in seinen letzten Lebensjahren zwei Werke geschenkt, die die Frucht langjähriger Arbeit darstellen: neben dem Corpus Inscriptionum Indicarum I eine deutsche Übersetzung von Māgha's Śiśupālavadha. 1885 erwarb H. eine Śārādā-Hs. von Vallabhadeva's Kommentar zu diesem epischen Gedicht. Der diesem Kommentator vorliegende Text unterscheidet sich nach H. ziemlich stark von dem von Mallinātha benutzten; das Variantenverzeichnis (S. 225—241) belegt das, doch handelt es sich, wie eine auch nur flüchtige Durchsicht zeigt, keineswegs um so schwerwiegende Abweichungen, daß von zwei Rezensionen die Rede sein könnte (interessant ist z. B. Vallabhadeva's Bemerkung zu X, 32, wo er sagt: . . . *purāṇapāṭho ramyatarah*), eher hat man es mit verschiedenen Textabschriften zu tun; nur im 15. Gesang, wie H. selbst sagt, kann man von zwei Rezensionen sprechen, von denen die dem Vallabhadeva zugrunde liegende in den Text der Übersetzung aufgenommen, die von Mallinātha kommentierte Fassung im Anhang zu diesem Gesang (S. 166—168) gegeben ist; letzterer hat an Stelle der Verse 14—47 bei Vallabhadeva eine abweichende Fassung der Verse 14—39, so daß der 15. Gesang, statt 102, nach der Zählung des Mallinātha nur 96 Strophen aufweist, da er noch zwei einschiebt.

H. bestimmt die Zeit des Vallabhadeva, des ältesten Śiśupālavadha-Kommentators, der von dem Kompilator der Subhāṣitāvali zu trennen ist, auf die erste Hälfte des 10. Jh., die des Māgha auf Grund von Zitaten in Ānandavardhana's Dhvanyāloka, im Kavirājamārga, ferner auf Grund von Ratnākara's Haravijaya, der Māgha nachahmte, vor 800; andere Indizien, besonders die von Kielhorn aufgestellte Identifizierung des Königs Varmalāta der Vasantgarh-Inschrift (625 n. Chr.) mit dem vom Dichter im Nachwort genannten gleichnamigen Herrscher machen es sicher, daß Māgha's Lebenszeit in das 8. Jahrh. fällt. (Die in der Bombayer Ausgabe angeführten Vorgänger des Māgha: Somanātha, Bhavabhūti, Kṛiḍānanda und Bilhaṇa erweisen sich nach Vallabhadeva's Lesung als Interpolation, da er dafür *sukavīṇam*

Vararuci-Subandhu-Kālidāsa-Bhāravi-Bhaṭṭa ? - Bāṇa-Mayūrādīnām liest; besonders deutlich bei Bilhaṇa, der dem 11. Jahrh., also zwei Jahrhunderte nach Vallabhadeva angehört.)

Über die Übersetzung, aus langjähriger Beschäftigung mit dem Text in Unterricht und Selbststudium hervorgegangen, läßt sich nur das Beste sagen; sie ist wortgetreu, dabei in angenehm lesbarem Deutsch gegeben; H. selbst hat den Wunsch geäußert, es möge sich ein Dichter wie Hermann Weller an eine metrische Wiedergabe machen. Jedenfalls hat der verstorbene Forscher den Indologen eine mühsame Arbeit abgenommen, sich selbst erst durch die *alamkāra*-Poesie des Māgha durchzuwinden, wenn es sich um die Gewinnung des Sinnes handelt. Ein Register erleichtert auch teilweise die sachliche Ausbeute; und im Śiśupālavadha des Māgha ist noch manches zu holen, vor allem auf dem Gebiete der *nīti*, des *kāma-sūtra* usw.; über Sāṃkhya und Yoga in diesem Gedichte hatte H. selbst noch in einem Aufsatz der Festschrift für den nunmehr auch dahingegangenen v. Garbe gehandelt.

Radhakrishnan, Prof. S.: Indian Philosophy. Vol. 2. London: George Allen & Unwin 1927. (797 S.) 8° = Library of Philosophy. 25 sh. Bespr. von Joh. Nobel, Marburg.

Der vorliegende Band bildet die Fortsetzung und den Abschluß des im Jahre 1923 erschienenen ersten Bandes, in dem die materialistischen Systeme, Buddhismus und Jainismus und der Theismus der Bhagavadgītā und der Upanishaden dargestellt worden sind. Der Verf. wendet sich jetzt den sechs brahmanischen Systemen zu. An der Hand der Quellen und unter stetem Hinweis auf sie schildert R. mit großer Ausführlichkeit alle wesentlichen Probleme der orthodoxen Philosophie. Von europäischen Sprachen beherrscht der Verf. offenbar nur das Englische, so daß die in deutscher oder französischer Sprache geschriebene Literatur leider keine Berücksichtigung gefunden hat, worauf ich schon früher (OLZ. 1924, S. 291) habe hinweisen müssen. So kann man dem Werk, so umfangreich es ist, eine gewisse Einseitigkeit nicht absprechen. Eine erschöpfende Darstellung der indischen Philosophie und ihrer bisherigen Behandlung ist also noch nicht gegeben. Im Vergleich mit der ebenfalls zweibändigen Schilderung der indischen Systeme, die wir Dasgupta verdanken, hat R.'s Werk obendrein den Nachteil, daß ein Sachindex, vor allem ein Index der Termini fehlt. Auch der Namenindex ist nicht vollständig. Da ein Index der vorkommenden Sanskritausdrücke von der größten Wichtigkeit ist, wäre es wün-

schenswert, wenn der Verf. das Versäumte in einem Anhang nachholen wollte. Er würde damit den Wert seiner auf großer Belesenheit beruhenden Darstellung um ein sehr beträchtliches erhöhen.

Grimm, Georg: *The doctrine of the Buddha, the Religion of reason.* Leipzig: W. Drugulin 1926. (XXIV, 536 S.) gr. 8°. RM 13.—; geb. 15.—. Bespr. von W. Ruben, Bonn a. Rh.

Gr. schreibt als überzeugter Buddhist, als Dogmatiker, Interpret und Apologet des Buddhismus. Er glaubt, mit der Wiedererweckung des Buddhismus die rote Weltrevolution (S. VIII) bekämpfen zu können. Den Philologen interessiert an dem Buche nur der Anspruch Gr.'s, die originale Lehre Buddhas und seiner zeitgenössischen bedeutendsten Schüler wiederzugeben, nur deren Aussprüche unter Auslassung aller späteren Stellen des Pālikanons zu zitieren. Die Authentizität der za. 450 Zitate, die er benutzt, wird im Einzelnen aber nicht nachgewiesen, weil sie keines philologischen Nachweises bedarf: das Kriterium ist vielmehr ihre „objektive Wahrheit“ (S. XXII). Die Lehre Buddhas ist nach seinen eigenen Worten logisch begründet, jedem einleuchtend und nicht nur einer Autorität blind zu glauben; eben solch ein System trägt Gr. vor: also ist seine Lehre die Buddhas. Wenn dann freilich die Schwierigkeit auftritt, daß die sog. Kausalitätsreihe im Kanon mit zwei verschiedenen Anfängen verschieden gelehrt wird, muß Gr. sich damit helfen, daß er erklärt, daß die ausführlichere Fassung nichts Neues neben der kürzeren enthält (S. 271, 284, 288). Bedenklicher aber wird sein unhistorisches Prinzip bei der Frage nach dem ātman. Es ist anzuerkennen, daß Gr. die anattā-Lehre deutlich zum Ausdruck bringt; bei der Interpretation der Kausalreihe betont er immer wieder (z. B. S. 208), daß die einander folgenden Phänomene ein unpersönliches Geschehen darstellen. Aber er sucht einen ātman jenseits (beyond, S. 208) der Welt, er stellt die Seele als Unausdenkbares (S. 474) in Gegensatz zur erkennbaren Welt, als Nichts (das aber doch das Allerrealste ist, S. 302) in Gegensatz zum All der empirischen Phänomene; die Seele ist überall und nirgends (S. 359), ist in der Welt, aber nicht von der Welt (201). Wenn Gr. dafür einige Zitate anführt, die aussagen, daß das Sein des Buddha im Nirvāṇa unbeschreiblich ist, so zeigen sie nur, daß die Lehren der Mahāsaṅghikas usw. und schließlich des Mahāyāna über die Identität von Nirvāṇa und Buddhas dharmakāya dem religiösen Bedürfnis selbst der Stāhāviras nicht ganz fern lagen und auch in ihren Kanon, wenn

auch nur in geringen Spuren, Eingang fanden. Für die Anerkennung eines ātman durch Buddha selber besagen sie nichts; und Gr. versucht eine solche auch eigentlich nur dadurch zu erweisen, daß er in 3 Appendices die Selbstverständlichkeit einer solchen Lehre zeigt.

Hafner, Georg: *Kernprobleme der buddhistischen Ethik*, dargestellt auf Grund der Jātakas. Erlangen: Palm & Enke 1927. (XII, 120 S.) 4°. = Veröffentlichungen des Indogermanischen Seminars der Universität Erlangen, Band IV. RM. 6.50; geb. 8.50. Bespr. von R. Fick, Göttingen.

Der Verfasser, der sich offenbar gründlich in die Gedankenwelt der buddhistischen Ethik eingelebt hat, will das Bild, das wir uns von dem moralischen Gehalt der Lehre Buddhas bisher meist auf Grund der bekannten kanonischen Schriften gemacht haben, durch die Benutzung einer anderen Quelle, nämlich der Jātakas, der buddhistischen Vorgeburtslegenden, ergänzen. Das ist ein durchaus richtiger Gedanke, denn in diesen alten Geburtsgeschichten „pulsiert“, wie Hafner treffend im Vorwort bemerkt, „ein Leben nicht nur, wie es sein sollte, sondern wie es wirklich war“. So hätte die Arbeit bei richtiger Beurteilung und Wertung der Quelle einen beachtenswerten Beitrag zur buddhistischen Kultur- und Sittengeschichte liefern können und manche Partien des Buches verdienen auch durchaus eine solche Anerkennung. Aber der Verf. hat im ganzen doch den Charakter der Jātakas verkannt, wenn er eine ethische Tendenz in sie hineinlegt und behauptet, daß sie „der Befestigung und Popularisierung ethischer Gedanken unter ästhetischer Ausschmückung“ dienen sollen. M. E. haben wir in ihnen vielmehr eine Sammlung alten, seit Jahrhunderten im indischen Volk verbreiteten Erzählungsgutes zu sehen, das „mit seinem Nebeneinander von frommen Legenden und oft sehr weltlichen Geschichten“ (Winternitz) in erster Linie der „Lust am Fabulieren“, der im Orient ganz besonders ausgeprägten Freude an einer gut erzählten Anekdote diene. Eine moralisierende Tendenz hat der eigentliche Kern, das *atītavatthu*, der Jātakas im allgemeinen nicht, nur der mönchische Bearbeiter hat den Vergangenheitsgeschichten durch die Verknüpfung mit der Gegenwart, d. h. mit einem Vorgang im Leben des Buddha selbst, ein ethisches Mäntelchen umgehängt.

Wäre es deshalb nicht vorzuziehen gewesen, die buddhistische Ethik aus anderen Quellen, dem Vinaya- und Sutta-Piṭaka, herzuleiten und dann dieser esoterischen Lehre die uns in den Jātakas entgegentretende Wirklichkeit des praktischen Lebens gegenüberzustellen? Dann wäre der Verf. vermutlich nicht zu solchem

Urteil gekommen wie S. 30: „die Jātakas sind eigentlich ein großer Hymnus auf die Liebe, mit der der Bodhisattva die größten Wunder wirkt“; er hätte es sicher vermieden, aus dem Ausspruch eines Bogenschützen: „Meine Kunst besteht in ihrem Anfang in der Tötung anderer, in der Mitte in dem Genuß der Lüste und ihr Ende ist die Wiedergeburt in der Hölle“ den verallgemeinernden Schluß zu ziehen, daß das Kriegshandwerk in den Jātakas verdammt wird und daß alle diejenigen, die es ausführen, die Wiedergeburt in einer der niedrigen Welten erwarten müssen. Eine derartig einseitige, den Soldatenberuf verächtlich machende Auffassung entspricht m. E. nicht der Tendenz der Jātakas. Unter den buddhistischen Mönchen war bekanntlich der Kriegerstand, die Kaste der *khattiyas*, besonders stark vertreten, und es ist nur natürlich, daß viele von ihnen auch in ihrem geistlichen Stand den Stolz auf ihren früheren Beruf bewahrt hatten. Das Sarabhaṅgajātaka (522. V, S. 125ff.), aus dem Hafner den eben angeführten Satz zitiert, atmet in seinem ersten Teil eine solche Liebe zum Waffenhandwerk, eine solche Freude am Bogenschießen, wie sie nur ein Kenner dieser edlen Kunst empfinden konnte. Geradezu als ein hohes Lied kriegerischer Tugend kann man aber das wundervolle Bhojājāniya-Jātaka (23. I, S. 178ff.) bezeichnen, dessen Held, das edle Sindh-Roß, nachdem es seinem Reiter dazu verholfen hat, sechs feindliche Könige zu besiegen und gefangen zu nehmen, sich, obwohl schwer verwundet und blutüberströmt, doch von neuem wappnen läßt, um auch den siebenten König zu fangen und, ehe es stirbt, die Schlacht zum Endsieg zu bringen. Wenn irgendwo, so tritt uns in diesem Jātaka der heldenhafte Geist des alten Indien entgegen, dem auch der weltverneinende Buddhismus, wenn schon er ihn ablehnte, doch seine Bewunderung nicht versagen konnte.

Von der m. E. einseitigen Auffassung der Quelle abgesehen, muß in methodischer Hinsicht noch ein anderes Bedenken erhoben werden. Der Verf. zitiert nach der deutschen Übersetzung von Dutoit. Legt man diese zugrunde, so ergibt sich die Notwendigkeit, in jedem Fall durch Vergleich mit dem Original den Wortlaut der Übersetzung nachzuprüfen; andernfalls setzt man sich der Gefahr aus, durch einen ungenauen oder zu freien Ausdruck verleitet, Schlußfolgerungen zu ziehen, zu denen das Pāli-Original keine Veranlassung gibt. Einige Stichproben zeigen, daß Hafner diese Gefahr nicht immer vermieden hat. S. 6 ist die Rede davon, daß alles eine persönliche Ursache haben muß, und als Belegstelle führt der Verf. I. 406. III, S. 364 an, wo es heißt: *ayam cando*

āgantukaupakkilesena upakkiliṭṭho nippabho jāto. Dutoit übersetzt: „Dieser Mond ist glanzlos geworden, weil er von einer in jemand aufsteigenden Begierde befleckt wurde.“ Übersetzt man, was ich für richtiger halte, *āgantukaupakkilesena* mit: „Durch eine von außen hinzutretene Befleckung“, so liegt in den Worten nichts weiter als die Feststellung, daß der von Rāhu ergriffene Mond sich verfinstert hat. Will man überhaupt von einem Karma als Ursache der Verfinsternung reden, so kommt doch wohl nur das des Mondes, nicht aber das Karma irgend eines Menschen in Frage. S. 7 wird eine Stelle des Dhajaviheṭṭhajātaka (J. 391. III, S. 304) zitiert in der Dutoit'schen Übersetzung: „Im Himmel gab es keine neuen Bewohner“. Im Original steht: *sagge nibbattanakā nāma nāhesum*, „sie waren nicht bestimmt im Himmel wiedergeboren zu werden“. Das sind kleine Ungenauigkeiten der Übersetzung, die zwar nicht schwer wiegen und den Wert der sonst besonders gut gelungenen ersten, die Grundzüge der Karmalehre behandelnden Kapitel nicht wesentlich beeinträchtigen, die aber doch das Bedauern erwecken, daß die Arbeit nicht durch Anwendung einer anderen Methode auf einen höheren Grad der Zuverlässigkeit gebracht worden ist.

Crooke, William: Religion and Folklore of Northern India. Prepared for the Press by R. E. Enthoven. London: Oxford University Press 1926. (IV, 471 S.) gr. 8°. Bespr. von O. Stein, Prag.

Bücher wie das vorliegende eignen sich nicht zu einer „Besprechung“ im gewöhnlichen Sinn; es handelt sich in diesem Fall nicht um Aufstellung einer These, um Lösung eines Problems, nicht einmal um eine genetische Darstellung; solche Werke sammeln vielmehr ein weitschichtiges Material, das, unter gewissen Gesichtspunkten gruppiert, dazu bestimmt ist, den Mitarbeitern das Rüstzeug für die wissenschaftliche Verwertung zu bieten. So wird auch das unter Enthovens Fürsorge nun in dritter Auflage erschienene Buch von Crooke ein reference-book ersten Ranges bleiben, das sein Schicksal mit Veröffentlichungen dieser Art teilen wird: vielfach benutzt und weniger zitiert zu werden. In 17 Kapiteln wird das Verhalten menschlicher Schwäche, das Ausgeliefertsein an eine stärkere, heimtückische Umwelt, zu der man durch Observanzen, Riten, Kult, Beschwörung, Zauber in eine erträgliche Beziehung zu treten bestrebt ist, behandelt: The Godlings of Nature; The Village Godlings; Worship and Sacrifice to the Godlings; The Godling of Disease; The Kindly Dead: the Cult of Ancestors: Worship of Heroes; Special Hero Cults; The Spirits of the Malevolent

Dead, and Demons; The Conciliation and Repressions of the Ghost; Fertility and Agricultural Rites; The Evil Eye; Luck and Ill Luck; Omens; Divination; The Worship of Material Objects; Fire; Animal Worship; Serpent Worship; Tree and Plant Worship; The Black Art: Witchcraft.

Von grundsätzlicher Bedeutung ist die Scheidung und der Übergang der „göttlichen“ Vorstellungen. Vor dem Animismus, der materielle Objekte mit einer Art menschlichen Bewußtseins und Gefühlslebens ausstattet, manchmal (?) mit einer übermenschlichen Macht und einem Wollen, das zur Verehrung zwingt, liegt der Präanimismus oder Animatismus, der auf dem Gefühl der Ehrfurcht vor der Gegenwart einer unbekannten Macht beruht, eine unbestimmte Deisidaimonie. Der Unterschied, den Crooke aufstellt, kann auch als ein passives, selbstloses, gefühlsmäßiges und ein aktives, mit dem zum Selbstschutz unternommenen Handlungen, die auf Reflexion zurückgehen, untermisches Verhältnis zur nichtmenschlichen Welt gefaßt werden. Unter den Mächten, die für den indischen Menschen am Lande die Hauptrolle spielen, stehen nicht die deva, die großen Gottheiten, wie Viṣṇu, Śiva, Devī, an erster Stelle, die sich um seine Alltagsorgen nicht kümmern können, sondern kleine Götter, Kobolde, Gespenster, Geister. Die ersteren, die godlings, werden als deota oder devata bezeichnet, deren Verhältnis zu den großen Gottheiten des hinduistischen Pantheons, zu den deva, ein Inder mit dem Verhältnis des District Officer zur Zentralregierung erklärte. Deo oder devak aber stellen die unzähligen Geister, Bergdämonen, Bäume, Tiere, in denen ein totemistischer Geist verkörpert erscheint, die nicht nur Gegenstand der Verehrung sind, sondern auch in das soziale Leben der Leute, besonders bei Heiraten, ihren Einfluß erstrecken.

Schon diese Namen weisen auf das interessante Problem der heutigen Volksreligion Indiens zu zwei anderen Schichten hin; einmal auf das Verhältnis derselben zur arischen Religion, wobei die Entwicklung oder Gestaltung des deva-Begriffes in Persien und Indien schon bekannt ist, ferner auf die Einwirkung der eigentlich indischen, sei es brahmanischen oder hinduistischen Religion; zweitens ist indische Volksreligion doch auch nur cum grano salis zu verstehen, es ist zum nicht geringen Teil ein geographischer Begriff; denn wieviel nicht-arisches Gut, verschiedenen Ursprungs, wie zahlreiche versprengte Teile christlichen, islamischen, mongolischen, skythischen Denkens mögen in einer heute als indisch angesehenen Vorstellung des Landmenschen liegen? Auf der

anderen Seite bietet ein solches Material, wie es Crooke vorgelegt hat, eine höchst wertvolle Ergänzung des Bildes vom religiösen Indien, das ja gewöhnlich einseitig auf Grund seiner alten Literatur entworfen wird; es wäre daher an der Zeit, wenn eine Darstellung von Indiens religiöser Vergangenheit und Gegenwart gegeben wird, nicht diese notwendige Ergänzung durch das volkstümliche Element immer wieder zu vergessen.

Heiler, Friedrich: Die Wahrheit Sundar Singhs. Neue Dokumente zum Sadhustreit, hrsg. und erläutert. München: E. Reinhardt 1927. (XIV, 299 S.) 8°. RM 6.40. Bespr. von H. Losch, Bonn.

Das neue Werk Heiler's stellt sich in die Reihe der Rechtfertigungsschriften für den Sadhu. Heiler ist bestrebt, die hauptsächlich von Hosten und Pfister erhobenen Bedenken gegen die objektive Richtigkeit der wunderdurchwebten Lebensgeschichte des Sadhu durch seine Publikationen zu entkräften. Auf diesem Wege liegen „Apostel oder Betrüger? Dokumente zum Sadhustreit“ (1926), die 4. Aufl. der Sadhubiographie (1926) und endlich das vorliegende Werk, dessen Titel bereits darauf hindeutet, daß Heiler dieser jüngsten Schrift entscheidende Bedeutung für die Beurteilung der Lebensgeschichte des Sadhu zumißt. Auf der anderen Seite steht das sorgsam arbeitende Werk O. Pfister's „Die Legende Sundar Singhs, eine auf Enthüllungen protestantischer Augenzeugen in Indien gegründete religionspsychologische Untersuchung“ (1926). Da vor allem diese genannten Werke eine wissenschaftliche Klärung der biographischen Angaben über den Sadhu anstreben, so müssen sie zur Ergänzung, Erklärung und Kritik der vorliegenden letzten Heiler'schen Schrift herangezogen werden.

Die Gesamtheit der veröffentlichten Dokumente hat bei Heiler „ein größeres Vertrauen in Sundars Wundererzählungen“ als bei der Publikation seines Sadhubuches ausgelöst (S. XI). Auf 238 Seiten kommen sie zu Wort. Sie enthalten die Beantwortung bestimmter, von Heiler gestellter Fragen durch den Sadhu und seine Freunde, die sich auf die faktischen Begebenheiten im Leben des Sadhu, soweit sie von Hosten und Pfister als unrichtig hingestellt worden sind, und auf den Eindruck seiner Persönlichkeit beziehen. In der „unverstümmelten und unverstümmelten Wiedergabe des Materials“ sieht Heiler einzig und allein die Möglichkeit einer „wissenschaftlichen Förderung der Sadhufrage“ (S. IX). Der beigegebene kurze, zusammenfassende Kommentar (S. 263 ff.) soll auf Grund dessen die „Wahrheit über Sundar Singh“ zusammenstellen. „Polemische Auseinandersetzung mit den Gegnern des Sadhu“ wird von Heiler ebenso vermieden wie der Versuch, „Punkt für Punkt das Zerrbild zu korrigieren, das seine (des Sadhu) Feinde gezeichnet haben“ (ebenda).

Die Unzulänglichkeit eines solchen Arbeitsprogramms bei der durch Heilers Gegner geschaffenen Lage springt sogleich in die Augen. Heiler publiziert nur das selbst zusammengetragene Material, trotzdem er doch in der unverstümmelten Wiedergabe des Materials die wissenschaftliche Förderung der Frage erkennt. Wie ist es möglich, mit einer einseitigen Materialsammlung die „Wahrheit“ über S. S. darzustellen, wo doch Heiler bekannt ist, daß in Händen anderer noch umfangreiches Material ruht? Pfister hatte Heiler die Einsichtnahme in das von Hosten zusammengetragene Material in der Sadhufrage an-

geboten, ohne daß Heiler von dem Entgegenkommen seines Gegners Gebrauch gemacht hätte. Die Behauptung Heilers, Pfister habe ihm die Einsicht in das Hostensche Aktenmaterial nach vorheriger Zusage doch nicht ermöglicht, ist von Pfister in temperamentvoller Weise in der ZMR 1928, Heft 2 in einer Heiler peinlich bloßstellenden Weise widerlegt worden. Wenn aber Heiler sich einer Einsichtnahme in Hostens Material nicht unterziehen wollte, so war er, um einen wissenschaftlich zu wertenden Beitrag zur Sadhufrage zu liefern, verpflichtet, die wohlbegründeten Ausführungen Pfisters in dessen genanntem Buche zu widerlegen, in denen Hostens Material verwendet war. Heiler geht jedoch einer Auseinandersetzung mit Pfister und Hosten — die ja übrigens keineswegs „polemisch“ zu sein braucht, wie Heiler zu glauben scheint — aus dem Wege, indem er zunächst Hostens Unparteilichkeit und wissenschaftliche Leistung als tendenziös verfährt einfach beiseite schiebt. Er stützt sich auf das S. 209/210 veröffentlichte Schreiben des Missionars Stanley Jones, demzufolge Hosten dem Schreiber gegenüber geäußert haben soll: „Wir müssen verhindern, daß S. S. kanonisiert wird“, und weiterhin von einem Bazargerücht in Subathu über Unsittlichkeit des S. S. erzählt habe, für dessen Verbreitung er aber einen Protestanten finden müsse. Gesetzt, daß Hosten diese Äußerungen getan hat, so ist damit kein Grund gegeben, das von ihm herbeigeschaffte Tatsachenmaterial über den Sadhu zu übergehen, denn erst aus kritischer Sichtung allen, auch des gegnerischen Materials, kann eine wahrhaft wissenschaftlich fruchtbringende Leistung erstehen. Die Auseinandersetzungen Heilers in „Apostel oder Betrüger“ (S. 136—75) ändern an dieser Sachlage nichts, denn Heiler basiert ja nicht auf dem Gesamtmateriale Hostens, das Pfister in Händen hat, sondern ist auf die Ausführungen im „Catholic Herald of India“ angewiesen. Die Behauptung Heilers, daß Hosten „die ersten Quellen beiseite läßt und nur aus trüben sekundären und tertiären Quellen schöpft“ (Apostel oder Betrüger S. 137), ist demnach in dieser allgemeinen Fassung nicht berechtigt, wenn auch die Benutzung solcher Quellen durch Heiler in einigen Fällen nachgewiesen ist. Warum sind aber sekundäre und tertiäre Quellen unter allen Umständen minderwertiger als die ersten, wo doch des Sadhu Zuverlässigkeit schwer erschüttert ist?

In weit unbegründeterer, in keiner Weise zu rechtfertigender Form wird alsdann Pfister und sein Werk beiseite geschoben. Ein mysteriöser „peinlicher Zwischenfall“, den Heiler nicht an die Öffentlichkeit bringen will, raubt Heiler „den Rest an Vertrauen“ zu Pfister (S. 241) nach einer etwa ein halbes Jahr währenden Zusammenarbeit. Pfisters Buch ist nach Heiler ein „mit befremdender Oberflächlichkeit und Gewalttätigkeit gearbeitetes Tendenzwerk“ (S. 243). Wissenschaftlich wird Pfister durch den Vorwurf der Dokumentenverstümmelung, Tatsachenverdrehung usw. (S. 243ff.) diskreditiert. Pfister hat zu diesen Angriffen Heilers in dem erwähnten Heft der ZMR 1928 sich ausgelassen, so daß Heilers Angriffe in ihrem Kern zusammenfallen. Pfister hat es zwar an manchen der von Heiler aufgeführten Stellen an der peinlichen Sorgfalt fehlen lassen, die derartige Angriffe ausgeschlossen hätte, aber man wird ihm bei sachlicher Prüfung beistimmen müssen, daß es sich um Punkte handelt, denen in keiner Weise ausschlaggebende Bedeutung zuzumessen ist. Trotzdem geht Heiler so weit, auf Grund dieser Argumente den Gegner außer acht zu lassen. Daß hierdurch dem Buche Heilers von vornherein ein wirklich positiver wissenschaftlicher Wert genommen wird, liegt auf der Hand. Es

war unter allen Umständen notwendig, sich mit den einzelnen Ergebnissen des Pfisterschen Buches, wenigstens soweit es sich um Tatsachenbeurteilung handelt, in kritischer, sachlicher Art auseinanderzusetzen. Daß tatsächlich durch Heilers Buch wenig Neues gewonnen wird, mag an zwei Punkten dargetan werden, und zwar an der Bewertung der Biographie Zahirs über S. S. und der Fastengeschichte in ihren beiden Hauptpunkten.

Heiler erklärt, daß S. S. zuerst Zahir jede Erlaubnis zur Veröffentlichung versagt habe, erst Zahir habe sie ihm abgenötigt. Die Selbstaussagen des Sadhu seien durch Zahirs Eingeständnis gegenüber Schwab bestätigt (S. 263). Demgegenüber ist festzustellen, daß S. S. selbst erklärt, daß er Zahir die Erlaubnis zur Veröffentlichung natürlich nicht verweigerte, als er sah, daß Zahir so begierig darauf war (S. 19). S. S. hätte gewiß deutlich erklärt, daß er erst die Erlaubnis nicht erteilt habe, sie sei ihm dann erst später abgenötigt worden. Das Selbstzeugnis Zahirs scheint doch nicht den für Zahir belastenden Wert zu haben, den Heiler ihm beimißt. Ferner erkannte der Sadhu mehrfach an, „daß die Tatsachen in seinem Buche wahr seien“ (S. 7; verantwortlich für die „facts“ S. 167). Hinzutritt, daß Zahir Schriftstücke des Sadhu besaß, auf die er sich bei seiner Darstellung stützte (S. 156/57). Was sollte da den Sadhu veranlassen, gegen die Publikation ein Veto einzulegen? Heiler kommt ferner auf Grund der Vorrede Zahirs zur zweiten Auflage seiner Sadhubiographie zum Ergebnis, daß Zahir seine frühere Unzuverlässigkeit offen bekenne, weil er erkläre, die Neuauflage sei „im Lichte einer genaueren, authentischen Information“ überprüft (Apostel oder Betrüger S. 146). Demnach sei sowohl die erste Auflage als auch die zweite mit Vorsicht aufzunehmen, da Zahir mit seinen Angaben beweise, daß seine historische Darstellung nicht vollkommen zuverlässig sei und es liege auf der Hand, daß Zahir eine Herausgabe der in seinen Händen befindlichen Dokumente vermeide, da er ihre Verwendung in seinem Buche nicht offenlegen wolle. Ganz anders und in einer den Tatsachen mehr gerecht werdenden Weise beurteilt Pfister die Sachlage. Der von Zahir an Hosten gerichtete Brief (Legende S. 38) deutet darauf hin, daß Zahir sich auf Manuskripte stützte, die die Autentizität seiner Berichte bewiesen. Daß er sie nicht herausgeben will oder behauptet, sie seien vernichtet worden (Wahrheit S. 7; S. 47; S. 157), erklärt Pfister durch die ansprechende Vermutung, daß die vorhandenen Widersprüche zwischen der biographischen Darstellung der Frau Parker und der Zahirs den letzteren, nachdem der Sadhu die Darstellung der Frau Parker als fehlerfrei hingestellt hatte, dazu bewogen hätte, die Schriftstücke, die seinen Schriftstellernamen verteidigen konnten, nicht aus den Händen zu geben. Da aber Zahirs Buch nach dem oben Gesagten auf dem Material des Sadhu, wenigstens hinsichtlich der Tatsachen basiert, so ist kein Grund dafür vorhanden, in allen jenen Fällen, wo Zahirs Feststellungen den klaren Aussagen des Sadhu widersprechen, den letzteren den Vorzug zu geben. (Apostel oder Betrüger S. 147.) Es klafft hier bereits in der Beurteilung und Verwendung einer grundlegenden Quelle ein Unterschied zwischen Heiler und Pfister, der eine Stellungnahme Heilers erfordert hätte, da Heiler wissenschaftlich arbeiten wollte; denn manche Divergenz in der Stellung zu einzelnen Begebenheiten im Leben des Sadhu nimmt von hier aus ihren Ursprung. Da Heiler durch sein Hinweggleiten über die gegnerischen Darlegungen keine aus sorgfältig abgewogener kritischer Materialsichtung gewonnene abschließende Stellungnahme bietet, so ist im Kern gegenüber den Auseinandersetzungen in

Apostel und Betrüger S. 145—47 kein Fortschritt in den Ausführungen im vorliegenden Buche (S. 263/4) festzustellen.

Wenden wir uns nun der Fastengeschichte zu, die „heute in den meisten Einzelheiten gesichert ist“ (S. 272). Um das nachzuprüfen, greifen wir zwei Hauptpunkte heraus, den Beweggrund des Fastens und die Frage, wer die Todestelegramme absandte.

Es ist festgestellt, daß S. S. am 22. Januar 1913 Ujjain verließ, wo er mit Nugent noch eingehend über seine bevorstehende Missionstätigkeit in Kanada sprach. Er hatte (nach einem Brief Nugents) die Absicht, von Ujjain aus für ein bis zwei Tage seinen Vater zu besuchen und dann nach Calcutta zu gehen, um sein Schiff zu erreichen (Legende S. 106/07). Anstatt dessen aber faßt S. S. plötzlich den Entschluß, 40 Tage zu fasten und begibt sich zu diesem Zwecke in die Dschungeln, jedoch frühestens am 25. Januar (Legende S. 112). Der plötzliche Umschwung in den Absichten des Sadhu, der begreiflicherweise als durch nichts begründet allgemeines Befremden hervorrief — der Brief S. S.'s Legende S. 109/10 enthält ja auch keine Erklärung — wird einerseits mit dem noch heute bestehenden Einreiseverbot für Inder in Kanada erklärt (Wahrheit S. 244/45), andererseits wird die Eigenart der indischen Psyche als Erklärung ins Feld geführt (Wahrheit S. 177), die oft aus Höflichkeit nicht herausage, daß ein gemeinsames Projekt fallen gelassen wurde, wenn man sieht, daß der andere Teil daran hängt. Beide Argumente vermögen der kritischen Prüfung nicht standzuhalten. Das erste wird hinfällig, wenn wir beachten, daß S. S. noch kein Wort gehört hatte, daß die Bemühungen von Sandys um eine Einreiseerlaubnis für S. S. nach Kanada fruchtlos gewesen seien. Die Äußerungen im Briefe vom 2. 9. 1917 (Legende S. 134) über die Mitteilung Swifts kommen hier nicht in Betracht, da ja nach Sandys „Abmachungen wegen einer besonderen Erlaubnis“ getroffen werden sollten (Legende S. 102). Zu der zweiten Erklärung ist zu sagen, daß von einem geheimen Fallenlassen des Planes, nach Kanada zu gehen, bei dem Besuch S. S.'s in Ujjain gar nicht die Rede sein kann, weil S. S. in dem Legende S. 109/10 abgedruckten Schreiben an Nugent vom 18. 9. 1917 ausdrücklich erklärt, er habe nach seiner Wiederherstellung sich brieflich bei Sandys erkundigt, ob die Vereinbarung über die Einreiseerlaubnis zustande gekommen sei oder nicht. Der Beweggrund des Fastens findet also auf diesem Wege keine Klärung, der Entschluß muß aus einem plötzlichen inneren Bedürfnis geboren und ebenso plötzlich ausgeführt sein. Heiler hat sich durch Nichtbeachtung des Pfisterschen Materials eine wertvolle Quelle zu tieferer Einsicht in die Motive verbaut. Die bisherige Argumentation reicht zur richtigen Erkenntnis nicht aus.

Wie steht es endlich mit dem mysteriösen Telegrammabsender? Es handelt sich um die Frage, ob derselbe Smith oder Swift hieß. Die Mitteilungen über die Unterschrift des Telegramms können nicht als Ausgangspunkt dienen, da das Telegramm an Wherry nicht unterzeichnet war (Apostel oder Betrüger S. 31). Aber die Ausführungen S. S.'s selbst geben die nötige Grundlage. In Bombay lernte S. S. einen christlichen Asketen namens Smith kennen, mit dem er reisen wollte (Legende S. 104). In einem Brief vom 2. 9. 1917 erklärt der Sadhu, daß er auf seiner Weiterreise von Ujjain „einen alten Bekannten Mr. Swift, einen römisch-katholischen Sadhu“ traf (Legende S. 134). Als der Sadhu sich dann 1918 bei Frau Parker aufhielt, konnte er sich des Namens des alten Bekannten nicht mehr entsinnen. Daß er aber denselben innerhalb eines Jahres bereits aus dem Gedächtnis ver-

loren hätte, erscheint kaum glaublich. Jedenfalls Smith oder Swift wäre nach den Aussagen des Sadhu der Absender der Telegramme (Legende S. 133). Heiler sucht nun mit Hilfe einer Antwort des Pater W. Smith auf eine Anfrage Hostens zu beweisen, daß dieser Smith der Telegrammabsender sei (Apostel oder Betrüger S. 151). Ich kann jedoch bei der Lektüre des Schreibens und der Bemerkungen Hostens dazu nicht der Ansicht Heilers beistimmen, daß das Schreiben „nach reservatio mentalis riecht“ (Wahrheit S. 275). Es geht aus dem Schreiben hervor, daß Smith den Sadhu überhaupt nicht kennt. Daß Smith von Telegrammen an den Sadhu, nicht über ihn spricht, erklärt sich leichter und ungezwungener aus einer Nachlässigkeit des Smith beim Lesen der Anfrage Hostens als aus böswilliger Geriebenheit. Ebenso steht es mit der Anführung des Namens „Sadhu Singh“. Ich vermag hier ohne einen konkreten Beweis kein Herumdrehen um Sundar Singh zu finden, vielmehr sehe ich auch hier eine Nachlässigkeit (Apostel oder Betrüger S. 151).

Überblicken wir das Gesagte, so erkennen wir, daß neues Material über den Telegrammabsender von Heiler nicht beigebracht ist. Er läßt es daher auch nicht „als an sich unmöglich gelten“, „daß S. S. in einem pathologischen Trancezustand die Telegramme absandte und in einer Art von Bewußtseinspaltung sie einem fingierten Smith zuschrieb“ (Wahrheit S. 276), jedoch könne „aus inneren Gründen der Verdacht der Telegrammabsendung gegen S. S. nicht bestehen“ (ebenda). Wenn Heiler also mit der Möglichkeit jedenfalls schon umgeht, so hätte auch hier eine Auseinandersetzung mit Pfister Früchte zeitigt, während wir so nur früher Gesagtes in etwas anderer Formulierung wiederfinden (naturgemäß bis auf diesen letztgenannten Punkt).

Aus unseren Ausführungen geht hervor, daß man der Arbeitsmethode Heilers wissenschaftliche Sorgfalt, die auf immer weitere und genauere Durchdringung eines Problems gerichtet ist, nicht nachrühmen kann. Die Summe der Dokumente enthält eine Fülle von anerkennenden Werturteilen über die Person des Sadhu, die für den Psychologen und für die Erfassung des eigenartigen Frömmigkeitstypus' des Sadhu interessant sind, mit der Frage der Beurteilung der tatsächlichen Angaben über den Sadhu jedoch nichts zu tun haben. Die Dokumente aber, die von Wert für ein derartiges Urteil sind, hat Heiler nicht in sachlicher Auseinandersetzung mit seinen Gegnern ausgewertet. Durch kränkende Verdächtigungen sind für ihn in seinem auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erhebenden Werke die Gegner erledigt und sein Vorgehen wird so sanktioniert!

Ziehen wir das Fazit: Als Dokumentensammlung enthält Heilers Buch einiges Material (Tibetreisen, Samnyāsīnmission u. dergl.), das einer späteren Sadhubiographie zugute kommen kann. Jedoch hätte eine ganze Reihe von Dokumenten, die nichts Neues oder nur Werturteile bringen, ohne Schaden beiseite gelassen werden können. Im übrigen Teil kann das Werk keinen Anspruch auf wissenschaftliche Berücksichtigung erheben, erhält vielmehr durch die Methode Heilers den Charakter einer „Apologie“ des Sadhu, obwohl Heiler nach seinen eigenen Worten eine solche nicht schreiben wollte (S. IX). Wir sind infolgedessen noch immer nicht in der Lage, die „Wahrheit Sundar Singh's“ zu kennen.

Henseler, Dr. Éric de: *L'Âme et le Dogme de la Transmigration dans les Livres sacrés de l'Inde ancienne*. Paris: E. de Boccard 1928. (192 S.) gr. 8°. Bespr. von Otto Strauß, Breslau.

Der marktschreierische Umschlag sollte jeden Leser warnen, doch das schöne, noch lange nicht erschöpfte Thema lockt wiederum. Aber der Umschlag behält recht. Dieses Buch ist für die Wissenschaft wertlos, für den Laien vielfach irreführend. Ein paar Beispiele: . . . il faudra attendre jusqu' à l'arrivée de Sankara sur la scène avant de trouver un essai de synthèse de la pensée indienne . . . restent les Purānas que l'on fixe en général au IV^e siècle avant J.-C. . . . Von der Prakṛti des Sāmkhya heißt es: incapable de créer le réel mais bien de produire toutes sortes d'apparence illusoires, — von der Lehre des Buddha: elle n'est pas du tout semblable à la réforme luthérienne puisqu'elle a laissé le dogme intact, ou à peu près. Neben die bekannten Hypothesen über den Ursprung der Seelenwanderungslehre stellt der Verf. eine eigene „d'une origine atlantéenne“. Und wo nicht direkt Falsches steht, ist Bekanntes merkwürdig verwaschen und verwirrt dargestellt. Die Bibliographie ist ein höchst sonderbares Konglomerat: Das große Petersburger Wörterbuch ist genannt, aber Masson-Oursel's Darstellung der indischen Philosophie oder Tuxen, Forestillingen om Sjælen i Rigveda (Dän. wissensch. Ges. 1919) sucht man vergeblich.

Wong Ching-wai: China and the Nations. Being the Draft of the Report on International Problems prepared for the International Committee of the People's Conference of Delegates at Peking in April 1925. Rendered in English, and edited with an Introduction, Explanatory Footnotes and a Map by I-Sen Teng and John Nind Smith. London: Martin Hopkinson 1927. (XXIV, 141 S.) 8°. 7 sh. 6 d. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Eine Propagandaschrift unter der Parole: „Weg mit den ungleichen Verträgen! Nieder mit dem Imperialismus! Hoch die chinesische Volkarevolution! Lang lebe die Unabhängigkeit, Gleichheit und Freiheit der Chinesischen Republik!“ Für die politische und geistige Einstellung des Verf. ist die Tatsache bezeichnend, daß er 1910 wegen eines Anschlages auf das Leben des damaligen Prinzregenten Tschun zu lebenslänglichem Kerker verurteilt worden war und erst durch die Revolution die Freiheit wieder erlangt hat. Er ist dann intimer Freund und Sekretär des radikalen Führers Sun Yat-sen gewesen, dessen letzten Willen er im März 1925 aufnahm.

Das Buch gibt einen guten Einblick in die Gedankenwelt der Kuomintang-Partei. Ob es aber seinen Zweck, im Abendlande Sympathien dafür zu erwecken, erfüllen wird, möchte ich bezweifeln.

Ratay, J. P.: Current Chinese or Shih Yung Hsin Chung Hua Yü. 1 Band chinesischer Text (237 S.) und 1 Band englischer Text mit Glossar (295 S.). Shanghai: Kelly & Walsh 1927. Beide Bände RM 30 —. Bespr. von Erich Hauer, Berlin.

Dieses für Anfänger wie Vorgeschriftene überaus nützliche Werk füllt eine lange schmerzlich empfundene Lücke, indem es in 4 Teilen und 90 Gesprächen praktische Anleitung gibt, wie das moderne Chinesisch heute in der Reichshauptstadt Peking zu sprechen ist. Aus dem reichen und abwechslungsreichen Inhalt seien z. B. genannt: Gespräche über Fernsprecher und Automobilmietsen, Japanreise und Sommerurlaub, Einkäufe von Kurios und Seidenwaren,

Post, Zoll und Rundfunk, Bankwesen und Versicherung, Flugzeuge und Flugplatz, Diplomatisches Korps und Konsulatsgeschäfte. Das Buch setzt allerdings Kenntnisse der chinesischen Schrift, welche die Benutzung des Wörterbuches ermöglichen, sowie die Zuziehung eines Lehrers voraus, der die richtige Aussprache der Zeichen vorspricht.

Ich kann das von der englischen und der amerikanischen Gesandtschaft in Peking als Textbuch für die chinesischen Studien ihrer „Language Students“ in der Umgangssprache angenommene Werk warm empfehlen und bedaure nachträglich, daß mir während meiner 15jährigen Dienstzeit als Dragoman in China kein so treffliches Hilfsmittel zur Verfügung gestanden hat.

Bröring, Theodor: Laut und Ton in Süd-Schantung. Mit Anhang: Die Töne in Nordostschantung, Peking, Sötshuän, Shanghai, Amoy und Canton. Hamburg: L. Friederichsen & Co. 1927. (VI, 63 S.) gr. 8° = Veröffentlichungen des Seminars für Sprache und Kultur Chinas an der Hamburgischen Universität Nr. 2. RM 4.50. Bespr. von B. Karlgren, Gothenburg.

Von der neuchinesischen Phonetik und den modernen Dialekten in China wissen wir noch sehr wenig. Aus ein Paar Dutzend Plätzen haben wir genügende Aufzeichnungen, zerstreute Notizen aus noch einigen Stellen — das ist alles was wir von der lebenden Sprache wissen in einem Lande mit mehr als 300 Millionen Einwohnern, einem Lande, wo sich bekanntlich eine große Menge Dialekte finden, die in gewissen Gegenden von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf höchst beträchtlich sich von einander scheiden. Einige Neuerscheinungen in der phonetischen Literatur deuten erfreulicherweise darauf hin, daß die großen Lücken allmählich gefüllt werden, durch diejenigen, welche die besten praktischen Möglichkeiten für die Arbeit haben: einerseits die Chinesen selbst, andererseits die Missionare, die jahrelang in verschiedenen Plätzen des großen Reiches zerstreut wohnen.

Zu der letzten Kategorie gehört Dr. Th. Bröring, der mit seinem kleinen Buche einen guten und nützlichen Beitrag gegeben hat. Mit hinreichender phonetischer Rüstung hat er einen chinesischen Dialekt knapp aber effektiv und klar geschildert. Es handelt sich um den Dialekt im südlichen Shantung, Ts'ao-chou-fu, Yen-chou-fu usw., einer Landschaft, von deren Dialekten wir bisher sehr wenig Auskunft bekommen haben. Es ergibt sich, daß diese Mundart nicht sehr beträchtlich vom Pekinesischen verschieden ist, und daß die Abweichungen nicht besonders eigentüm-

lich sind, sondern vielmehr Parallele in schon bekannten Dialekten finden (s. meine Phonologie Chinoise, letzter Teil, Dictionnaire). So hat man *ai* > *ä*, *an* > *än*, *ou* und *ei* > *o* und *e* im fallenden Tone, *en* > *en* usw. In einigen Punkten ist der Dialekt konservativer als derjenige der Hauptstadt. Älteres *tsi*, *si* ist behalten (Pek. *tsi*), älteres *un* ist *uin* (Pek. *un*), älteres *sü* (< *šü*) ist behalten (Pek. *šü*). Sehr eigentümlich ist dagegen die Angabe, daß die Wörter, die wir oft *si*, *shü* transkribieren (mit einem engen, delabialisierten apikalen dentalen bzw. supradentalen Vokal *si*, also einem *sz* sehr ähnlich), und die in dem ganzen Mandaringebiet sehr konstant sind, in Süd-Shantung als *sö*, *šö* mit offenem *ö* auftreten. Falls dies richtig ist (Vissière hat seinerzeit das Pekinesische *si* mit dem Franz. *seu* unrichtig identifiziert; Bröring ist ja aber geschulter Phonetiker, was Vissière nicht war), haben wir hier eine höchst merkwürdige Eigentümlichkeit des Dialektes. Die unaspirierten nordchinesischen Explosiven werden von Bröring *b*-, *d*-, *g*- usw. wiedergegeben. Er meint, daß man dies dadurch auch wissenschaftlich begründen kann, daß das norddeutsche *b*- in Bach usw. nicht länger ein wahres *b*- ist (stimmhafte Explosive wie im Französischen), sondern halb stimmlos (*p*-haltig) geworden ist: in Bach treten die Stimmvibrationen erst im Moment der Explosion ein, und genau dasselbe weist Bröring experimentell für das chinesische *bu* „reputieren“ auf. Man hätte mehrere Exempel gewünscht, und zwar einen Vergleich mit Worten, die nicht isoliert dargestellt werden, sondern — wie die lebenden Worte — im Satze. Es wäre interessant zu wissen, wie die Stimmhaftigkeit bzw. Stimmlosigkeit sich verhalten einerseits im deutschen an den Bach, andererseits in dem chinesischen *yin-dsi gen bu* „Silber und Stoff“. Dem Ohr fällt das deutsche *b* hier viel mehr stimmhaft vor als das entsprechende chinesische *b*. Hier brauchen wir weitere, sorgfältige Experimente. Gegen die deutsche Schreibung *bu* habe ich selbstverständlich keine Einwendung, wenn man sie bescheiden damit begründet, daß deutsches *b* auch nicht länger ein wirkliches *b* ist. Bröring macht folgende vernünftige Schlußfolgerung: „Norddeutsches *b* ist für die Wiedergabe des entsprechenden nordchinesischen Anlautes am besten geeignet. Die Franzosen schreiben besser *b*, da ihr *p* dem nordchinesischen Anlaut näher kommt als franz. *b*“. Ich muß hinzufügen, daß wenn auch für das deutsche Publikum *b* am besten geeignet ist, so ist *p* für den Gebrauch in einer internationalen Transkrip-

tion des Chinesischen das einzig richtige, da der lateinische Buchstabe *b* allgemein als konventionelles Zeichen für stimmhafte Explosive aufgefaßt wird und werden muß und der chinesische Laut nicht stimmhaft ist.

Eine volle Hälfte seiner Arbeit hat Bröring dem Studium der chinesischen Töne gewidmet, und im Laboratorium des berühmten Hamburger Institutes experimentell damit gearbeitet. Er hat sowohl die Töne isolierter Wörter wie die Tonkombinationen in laufender Rede studiert und höchst wertvolle Resultate erreicht. Wir bekommen hier Kurvenzeichnungen für die Töne in Süd-Shantung, in Nordost-Shantung (Lai-chou-fu), in Peking, Sich'uan, Shanghai, Amoy und Kanton, die alle sehr lehrreich sind. Einige Mängel müssen jedoch hervorgehoben werden.

Die graphische Kurvendarstellung ist ja dafür geeignet und auch gemeint, einen konkreten Eindruck zu geben, wie steil ein Steigen bzw. ein Fall des Tones sich vollzieht. Man bemerkt nun, daß der Ton „*hiu-p'ing*“ in Süd-Shantung sehr gewaltsam hinabfällt (die Linie steht in mehr als 45° Winkel gegen das Horizontalplan, grob wiedergegeben $\searrow$). In Nordost-Shantung findet man für denselben Ton eine viel sanftere Neigung, auch nicht 45°: $\searrow$). Man glaubt ganz natürlich, daß der Ton im Nordosten nicht so schnell fallend ist wie in Süd-Shantung. Aber dazu macht Bröring den folgenden Kommentar (S. 33): „Auch muß man sich die Kurve [für Nordost-Shantung] steiler denken, da die Geschwindigkeit des Apparates größer war. Es handelt sich bei Herrn Kao keineswegs um einen sanft hinabgleitenden Ton.“ Dies macht den Leser stutzen. Der Vergleich der gegebenen Kurven wird ja unmöglich, wenn man bei den Experimenten nicht dieselbe Technik benutzt hat. Wenn in den Tafeln eine Horizontalstanz von 5 cm in einem Fall z. B. 0,5 Sek. bedeutet, im anderen Fall z. B. 0,25 Sek., ohne daß dies angegeben wird, werden die Kurven direkt irreführend. Man könnte wenigstens fordern, daß eine Zeitmessungslinie hinzugefügt sei mit genauen Angaben von der Zeitdauer der dargestellten Kurven. In einer Arbeit, die aus dem Hamburger Laboratorium ausgegangen ist, wirkt dies befremdend.

Auch sprachlich kann man einige Einwendungen machen. Von den 8 Shanghaitönen hat B. nur 6 behandelt, indem er für den *shang-sheng* und den *k'ü-sheng* nur Beispiele für die niedrigen Töne (Wörter mit stimmhaftem Anlaut) untersucht und die wichtigen hohen Töne (Wörter mit stimmlosem Anlaut) außer Betracht gelassen hat. Für

Amoy gibt Bröring zuerst die Kurven und bemerkt dann, ohne auch Fuchou-Kurven zu geben, daß Fuchou genau dieselben Töne hat, nur daß hia-p'ing und shang-k'ü hier die Plätze gewechselt haben. Dies stimmt mit den sehr genauen Angaben in dem Fuchou-Lexikon von Maclay und Baldwin (1870) S. XII—XIII gar nicht überein, und Bröring hätte darum die Kurven auch für diesen Dialekt geben sollen, die er doch anscheinend (S. 57) verfertigt hat. Für Kanton gibt er, wie Eitel u. a., drei ju-sheng, und beschreibt sie alle drei, in der Tafel aber finden sich Kurven nur für deren zwei.

Bisweilen drückt sich Bröring zu kategorisch aus: S. 28: „Wir haben gesehen, wie außerordentlich einfach und übersichtlich die chinesische Lautbildung im Norden ist.“ Das ist gar nicht der Fall, z. B. in Shansi und Kansu. S. 62: „Den 5ten Ton gibt es im Norden nicht mehr.“ Dies ist ganz falsch. Er findet sich (ein abrupter Stoß) in vielen Dialekten in Shansi, und zwar in den allernördlichsten Gegenden von China (z. B. Ta-t'ung-fu).

Die verdienstvolle Arbeit Brörings wird hoffentlich den Anstoß geben zu ähnlichen Arbeiten anderer Missionare. Dabei möchte ich sie jedoch bitten, in einem Punkte mehr als Bröring zu geben: statt für jede existierende Silbe nur ein Exempel zu geben, soll man die ganze Reihe geben der alltäglichen Charaktere, die wie diese Silbe ausgesprochen werden. Dies kann ohne große Mühe ausgeführt werden, und wenn man so die Aussprache von etwa 3000 Wörtern, statt die von 400, disponibel hat, werden diese Aufzeichnungen für sprachgeschichtliche Zwecke zehnmal wertvoller.

Wilhelm, Richard: *Kung-tse, Leben und Werk.* Stuttgart: Fr. Frommanns Verlag 1925. (V, 210 S.) 8°. = Frommanns Klassiker der Philosophie Bd. XXV. RM 8—; geb. 10—. Bespr. von Erich Schmitt, Bonn.

Mit der vorliegenden Publikation zeigt Verf. klar die Grenzlinie, bis zu der er als Sinologe ernst zu nehmen und von wo ab er nur noch als spekulierender Phantast zu betrachten ist. W. ist Mystiker und steht als solcher in innerem Verhältnis zu den mystischen Spekulationen des Lao-tze und des Taoismus, die er in seinem Buch „Lao-tze“ in zum Teil vorzüglicher Weise wiedergegeben hat. Für das Verständnis des diesseitsgerichteten, etwas hausbacken-pedantischen Konfuzius aber hat er kein Organ. Die früheren Vergleiche mit Luther und Goethe werden hier noch übertrumpft, K. wird hier kritiklos verhimmelt und sogar noch über Christus gestellt! Das Buch enthält 3 Teile:

das Leben, das Werk und die Lehren, aber ohne reinliche Scheidung der einzelnen Teile. Eine erschöpfende Kritik ist gar nicht möglich, da fast auf jeder Seite irgend eine schiefe oder falsche Auffassung steht. Für das Leben K.s benutzt W. als zuverlässige Quelle das Chia-yü, das anerkanntermaßen apokryph ist und schon durch seine legendenhaften Ausschmückungen jeden davor warnen müßte, seinen Inhalt allzu ernst zu nehmen. So aber ist für W. die Begegnung K.s mit Lao-tze eine historische Tatsache, an die er die weittragendsten Folgerungen knüpft, indem er natürlich wieder von der Befruchtung des nordchinesischen Geistes durch südliche Spekulationen ausgeht. Für W. ist K. sogar „der große Schöpfer einer neuen Weltkultur: er beschränkte sich und wurde zum Begründer der chinesischen Literatur“ (S. 78). Es ist, als ob alle früheren Sinologen, die sich mit dem Problem K. befaßt haben, für W. gar nicht existieren, wie Legge, Plath, Dvořák, Stübe, Franke, Krause. Und auch die echten, überlieferten Worte K.s „ich bin ein Überlieferer und kein Neugestalter, ich glaube an das Altertum und liebe es“ (Lun-yü VII, 1) hindern W. nicht, von K. zu schreiben, „daß er bewußt in sich die Kraft fühlt, an die Stelle der verfallenen Kultur der Tschou-Zeit eine neue, bessere, in organischem Zusammenhang mit dem Altertum, aber durchaus frei aus den Bedürfnissen der Gegenwart gestaltete Kultur aufzubauen“ (S. 76). Man sieht, der von Grube schon angedeutete und von Prof. Franke scharf pointierte Gegensatz zwischen Konfuzius und Konfuzianismus existiert für W. gleichfalls nicht. Zu dieser falschen, historisch unhaltbaren Einstellung gegenüber K. kommen dann noch Behauptungen allgemeinen Charakters, die den wissenden Leser mit Schrecken erfüllen müssen vor der Verwirrung der Begriffe: „Die ideale Regierungsform ist für K. ebenso wie für Kant die republikanische“ (S. 103, 111). Ebenso unhaltbar ist die Behauptung, daß gegen Ende der Tschou-Dynastie die kapitalistische (!) Wirtschaftsordnung aufgekommen sei und den Staatskommunismus verdrängt habe, daß das Privatkapital einen proletarisierenden Einfluß ausgeübt habe und Moral und Religion dadurch ins Wanken gekommen seien usw.

Zu diesen historischen Phantastereien kommen nun die gleichen sprachlichen. Ich möchte, da die mir bekannt gewordenen sinologischen Kritiken darüber hinweggehen, einige der weitgehendsten erwähnen. S. 66: „Du, o Schun, des Himmels Bestimmung der Zeiten (?) kommt an deine Person“. Lun-yü XX, 1. 天之曆數在爾躬. Legge: Oh! you, Shun,

the Heaven-determined order of succession now rests in your person. S. 66: „Aber er (= Yü) war fromm vor Gott (!) 致孝乎鬼神.“ Legge: he displayed the utmost filial piety towards the spirits. Ebenso unmittelbar danach: „beim Gottesdienst (!) war er in Purpur und Krone zugegen“; im Text steht 致美乎黻冕. Legge: he displayed the utmost elegance in his sacrificial cap and apron. S. 74: „er (= der Edle) verlangt nichts Vollkommenes von einem Menschen“. Lun-yü XVIII, 10. 無求備於一人. Legge: He does not seek in one man talents for every employment. S. 50: „der Edle duldet unter keinen Umständen, daß in seinen Worten irgend etwas Unsauberes ist“. (無所苟). Couvreur: le sage n'emploie aucune expression qu'il n'ait bien pesée. Kou ist hier nicht unsauber, sondern à la légère. Geradezu katastrophal wirkt die Übersetzung des Begriffs 忠 (S. 89). „Unseres Meisters Lehre ist Bewußtsein der Mitte und der Gleichheit: darin ist alles befaßt“. 子之道忠恕而已矣. Legge: The doctrine of our master is to be true to the principles of our nature (忠) and the benevolent exercise of them to others (恕) — this and nothing else“.

Dieses unverständliche „Bewußtsein der Mitte“ wird zu einem Baustein für K.s Lehre. W. sieht darin „den Vorgang der Konzentration, die Wendung des Bewußtseins zur eigenen Tiefe des Innern. In dieser Tiefe leben die Urbilder des Seins, die Ideen. Diese Urbilder werden geschaut als das tiefste einheitliche Menschenwesen . . hier ist der Zugang zu einer jenseitigen Intuition . . diese Innenschau dringt dann noch eine Stufe tiefer und erfäßt das Menschenwesen als Schicksal . . wir haben hier also ein sehr tiefes Eindringen in die unterbewußten Regionen, wo das Individuelle und Kosmische eine letzte Einheit bilden“ usw. Die Auswirkungen dieses Bewußtseins der Mitte führen von den Folgerungen auf den Grund (Induktionsverfahren) (S. 98), die des Bewußtseins der Gleichheit ergeben den Analogieschluß — so interpretiert W. seine Philosophie in die einfachen Worte Kung-tze's hinein, und K., der eigentlich überhaupt kein Philosoph von Fach ist, wird unter W.s Händen zum tiefstinnigsten Mystiker.

S. 100: Der Meister sprach: „Sich selbst überwinden und sich den Gesetzen der Schönheit (!) zuwenden: dadurch bewirkt man Menschengüte“. Lun-yü XII, 1. 克己復禮爲仁. Legge: To subdue one's-self and return to propriety, is perfect virtue. Li, Riten, Zereemonien mit „Schönheit“ (ein andermal mit „Stil“) gleichzusetzen, zeigt typisch die Tendenz W.s, alle Begriffe in seinem Sinne zu seiner

Philosophie umzudeuten. Schließlich sei noch erwähnt S. 112: die Handwerker sitzen in ihrer Werkstatt und vollenden dadurch (sic!) ihre Arbeit, der Edle lernt und erreicht dadurch die Wahrheit“ (Lun-yü XIX. 7 百工居肆以成其事), was schon belustigend wirkt. Das Gesagte möge hierfür genügen.

Zu alledem kommen noch stilistische Entgleisungen, die bei W. umsomehr verwundern, da er doch sonst als guter Stilist mit sogar dichterischen Intentionen bekannt ist. S. 51: „K. bemerkte wohl, daß in We, trotzdem dort sein Jünger Tsi Lu war, nichts zu machen sei (!)“. S. 48: „Sein Sohn Po Yü, der offenbar an seine Mutter besonders anhänglich war“. Sogar folgendes steht S. 69: „Die Schang-Dynastie . . wird in der Regel von 1766 bis 1122 vor Christi (!) angesetzt“. So etwas dürfte aber doch nicht vorkommen. S. 77: „Ist das der Mann, der weiß, daß es nicht geht und doch fort macht (sic!)?“ S. 84: „Verkehrte Lehren und frevelhafte Taten gingen im Schwange“. S. 61: K. war darüber besorgt und machte (!) Frühling und Herbst usw. usw. Das sind aber typische Zeichen für sorgloses Arbeiten. Schließlich sei überhaupt die Frage gestellt, ob in die rühmlichst bekannte Sammlung „Klassiker der Philosophie“ unbedingt ein Band Konfuzius hineingehöre, wo K. gar kein Philosoph ist. Ist da der Verlag nicht von einer falschen Voraussetzung ausgegangen? — Die Ausstattung des Buches ist sehr gut, nur dürfte es nicht vorkommen, daß eine ganze Zeile falsch gedruckt ist, wie S. 134, Zeile 8 von oben. Das Endergebnis ist also eine große Enttäuschung, und das vorliegende Buch W.s ist vom wissenschaftlichen Standpunkt aus trotz mancher guten Einzelheiten abzulehnen.

Hauer, Priv.-Doz. Dr. phil. et jur. Erich: Huang-Ts'ing K'äl-Kuo Fang-Lüeh. Die Gründung des Mandschurischen Kaiserreiches, übers. und erklärt. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1926. (XXVI, 710 S., 1 Kte.) 4^o. RM 32 —. Bespr. von F. Lessing, Berlin.

Der fleißigen und gründlichen Arbeit ist unbedingt Anerkennung zu zollen. Ist sie auch nicht, wie der Übersetzer im Vorwort meint, die erste Übersetzung eines vollständigen chinesischen Geschichtswerks in eine europäische Sprache, — an die „Histoire Générale“ hat er im Augenblick, als er das niederschrieb, nicht gedacht — so doch die erste meines Wissens, die von einem Übersetzer ohne „hilfreiche Hand“ (bang schou) unternommen wurde. Das Werk ist dem Andenken des Lehrers des Übersetzers, de Groot, gewidmet und ist gewiß im Sinne dieses verdienstvollen Gelehrten, der immer dafür eintrat, möglichst

zusammenhängende Urkunden in Übersetzung vorzulegen. Wir bedauern es mit dem Verfasser, daß es ihm nicht möglich gewesen ist, den mandschurischen Text zu beschaffen, um so mehr, als sich mit seiner Hilfe mancher Fehler in der Übersetzung hätte vermeiden lassen.

Über den Charakter des Werks ist sich der Verfasser vollständig im klaren. Es ist Hofgeschichtsschreibung aus dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts, beruhend zwar auf zum Teil mit den geschilderten Ereignissen gleichzeitigen Quellen, aber doch von bestimmten Tendenzen durchzogen und von Redaktoren bearbeitet, die weder immer den guten Willen, noch auch die Fähigkeit und Möglichkeit, ja überhaupt nicht die Aufgabe hatten, die „Wahrheit“ zu schildern. Die Darstellung ist chronistisch, nicht pragmatisch. Sie umfaßt die Zeit von 1583, dem Beginn des Streites zwischen Nurhaju und Nikan Wailan, bis 1644, dem Jahr, in dem Peking zur Hauptstadt gemacht wurde. Das Ganze ist ein ungeheurer Siegeslauf, ein geschichtliches Phänomen, das von jeher die Geschichtsfreunde angezogen hat. Freilich, zur Erklärung dieses Phänomens reicht die Lektüre dieses Werkes nicht aus. Dazu geht es zu wenig auf innere Zusammenhänge ein. Wesentliches ist von Unwesentlichem keineswegs gesondert. Glänzende Waffentaten und kluge Feldzugspläne füllen Seite auf Seite, und es ist Sache des Lesers, sich den Kern der Ereignisse herauszuschälen. Wie gefärbt die Darstellung stellenweise ist, dafür nur ein Beispiel: Die Eroberung der Stadt Fuschun im Jahre 1618. Nach dem übersetzten Text handelte es sich um eine große Waffentat. In Wirklichkeit wird folgende Anekdote aus dem Munde eines alten Chinesen, der sie mir 1922 in Fuschun selbst erzählt hat, wohl der Wahrheit näher kommen: „Als Nurhaju einst seinen Geburtstag feierte, brachten die „Beile“ ihm ihre Glückwünsche dar. Aber Nurhaju war gar nicht froh gestimmt: die Feste Fuschun, die den Mandschus bei ihrem Tauschhandel mit den Chinesen eingeräumt war, lag ihm bei seinen ehrgeizigen Plänen im Wege. Man beriet daher, wie man sich ihrer bemächtigen könne. Die Beile erboten sich, als Pferdehändler verkleidet in die Stadt zu schleichen, die Garnison berauscht zu machen und dem mandschurischen Hinterhalt nachts das Tor zu öffnen. Gesagt, getan. So fiel die erste Festung der Ming gegen die Barbaren“. Die Geschichte klingt ein wenig wie eine Nacherzählung aus einem chinesischen Roman, aber gewiß haben List und Verrat eine weit größere Rolle gespielt bei der Eroberung Chinas durch die Mandschu als dieses Werk zugeben will.

So verschweigt es auch geflissentlich bei der Eroberung von Mukden (S. 103—5) den Verrat der Mongolen, die vorher als Hilfeflehende bei den Ming erschienen waren, dann aber, als die Garnison von Mukden ausgerückt war, um gegen die Mandschu zu kämpfen, die Stadttore hinter ihnen schlossen und ihnen so den Rückzug abschnitten.

Sehr wertvoll sind Anhang und Anmerkungen zu dem Werke. In dem Abschnitt über das Haus Aisin Gioro (S. 592) kommt Hauer auch auf die Ableitung des Namens Mandschu zu sprechen. Dieselbe Frage behandelt er in den Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen, Band 29, Berlin 1926 in dem Aufsatz: „Das Mandschurische Kaiserhaus; A: der Name Mandschu“. Er denkt an den von den Koreanern hingerichteten „Mandschu“-häuptling Li Mandschu, auch Man-dschu-schi-li im Chinesischen umschrieben, als den Taufpaten des Stammes: Aber ich möchte doch noch zweifeln, ob der Name Mandschu mit diesem Manne und damit mit dem Bodhisattva Mañjuśrī ursprünglich überhaupt etwas zu tun gehabt hat, sondern nach wie vor die Verbindung beider Bezeichnungen einer Erfindung der Kirchenpolitik zuweisen, so daß der Name selber in die Klasse der Undeutbaren einzureihen wäre. — In der Liste der Eigennamen hätten die rekonstruierten wohl besser als solche bezeichnet werden sollen. Von S. 605 bis zum Schluß reichen die nicht immer fehlerfreien Anmerkungen zum Text. Hier seien mir nur einige Bemerkungen verstattet.

S. 610 (8) duan dso „in würdiger Haltung sitzend“; der paryaṅka-Sitz der Buddhas heißt bekanntlich gia-fu-dso. S. 613 (27) Nurhaci ist eine auf Grund der chinesischen Umschreibung entstandene irrtümliche Form für mandschurisch Nurhaju (spr. Nurchadschu). S. 616 (25) sollte genauer gefaßt sein. Chin. han = mong. chan., chin. ko-han = mong. chagān. Auf S. 616 (28) ist gesagt, daß die Mandschustaaen „von den Kin hinterlassene Staaten mit ummauerten Städten, Ackerbau und Jagd waren, in keiner Weise den nomadisierenden Nationen der Mongolen vergleichbar“. Sehr richtig! Nur darf man sie dann nicht ein Jäger- und Hirtenvolk (S. V) nennen. Daß der chinesische Name der Dynastie Daicing zu lesen und mongolisch als Held (?) zu erklären sei, will mir nicht einleuchten. Er hatte vielleicht ein doppeltes Gesicht, ein chinesisches und ein mongolisches sozusagen. Im übrigen dürfte die Wahl des Zeichens wohl genau so zu erklären sein, wie die von yüan (Ursprung) der mongolischen und von ming (hell, Morgenrot) der chinesischen Vorgängerin, also aus Gründen der Vorbedeutung. Bis zu den Mon-

golen (1280) waren Landschaftsnamen als Dynastiebezeichnungen die Regel gewesen wie bei uns. Die Mandchu hatten sich als Dynastie zuerst Gin genannt wie ihre Vorfahren oder Verwandten, die Dschurdschen (nicht erst seit Kiän-lung!) dann, als sie ihren Blick auf die Gebiete südlich des Passes von Schan-hai-guan wandten, bezeichneten sie sich Da(i)-tsing, die „Großen Reinen“, um die chinesischen Ming (die „Hellen“) zu übertrumpfen. Ob dieses Daitsing (Daicing) im Mongolischen „Held“ heißt, ist mir zweifelhaft. Hier sei ein anderes Beispiel von übertrumpfender und schließlich mißverständener Namengebung angeführt. Das Südtor der Kaiserstadt in Peking heißt heute dschung-hua-men, etwa „Chinesisches Tor“, nach der Revolution umgetauft aus Da-tsing-mën, entweder „Tor der erhabenen Reinheit“, oder „Tor der Da-Tsing Dynastie“ (also etwa einem Hohenzollern-tor entsprechend). So war es 1644 umgenannt worden. Bis dahin hatte es seit der Mongolenzeit (1280—1367) Da-Ming-mën, „Tor der großen Helle“ (d. h. entweder der Morgen- oder der Mittagssonne) geheißen, das man, wenn man wollte, als „Tor der großen Ming“ deuten konnte. Den Mandschuren war der Name ihrer besieigten Widersacher anstößig, und deshalb ersetzten sie ihn durch den ihrer Dynastie. Habent sua fata — nomina!

Durcharbeiten durch das Ganze wird sich wohl nur der Fachforscher. So ist es zu bedauern, daß nicht durch inhaltangeben-de Kopftitel (diese geben nur Jahr und Kapitelzahl an) und Sperr- oder Fettdruck dem suchenden Auge Baken und Bojen geboten werden durch diesen Ozean, aber mehr noch, daß Sach- und Namenregister und Verzeichnis der wichtigsten Fachausdrücke wegb bleiben mußten — um Druckkosten zu sparen. Hoffentlich finden sich noch die Mittel, die Drucklegung dieser wichtigen Ergänzung zu ermöglichen, die der Arbeit erst ihren vollen Wert sichern würde, vorausgesetzt, daß Hauer seine Vorarbeiten hierzu nicht vernichtet hat. Die Übersetzung ist, soweit Stichproben ein Urteil zulassen, leider nicht immer gelungen. Im übrigen darf man bei einer so umfangreichen Arbeit bei dem heutigen Stand unserer Kenntnis des Chinesischen und unserer Hilfsmittel sich nicht wundern, wenn nicht alles geraten ist. Ich würde mich nicht eines so ausgesprochenen Übersetzungsstils bedient haben, was man auch zugunsten einer solchen Methode sagen mag. Oft führt sie geradezu zu Mißverständnissen (S. 66: „werden sie ihnen bloß unerwartet hervorkommen“ statt: „werden sie sie überraschen“ u. ä.).

Piper, Maria: *Die Schaukunst der Japaner*. Dramen, Szenenbilder und Schauspielerporträts des altjapanischen Volkstheaters. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1927. (X, 203 S.) gr. 8°. RM 12 —. Bespr. von Anna Berliner, Leipzig.

Das Buch gibt in fesselnder und klarer Beschreibung den Inhalt der Theaterstücke an, die während zweier Spielwinter im Nakaza-Theater zu Osaka, dem klassischen Sitz japanischer Schauspielerkunst, aufgeführt wurden. In einer kurzen, guten Einleitung wird die Grundlage zum Verständnis der dem Europäer so fremden Welt des japanischen Theaters gegeben. Es gelingt der Verfasserin, in wenigen Worten die wesentlichen Züge des japanischen Theaterstückes zu erklären und ihren Zusammenhang mit der japanischen Ethik aufzuweisen. Gleichzeitig werden auch die spezifischen Momente der japanischen Theaterästhetik herausgearbeitet, die sich besonders im Fehlen einer eigentlichen Kunst des Dramas äußern, so daß das wirklich Künstlerische — und es besteht in hohem Grade — dem Schauspieler und der Bühnentechnik zufällt. Gut ist die Herausarbeitung des Optischen der japanischen Bühne, die Deutung der Musik, Erklärung der Mimik und der Ausdrucksbewegungen gelungen. Es steckt viel Wissen um japanische Dinge in einzelnen Beobachtungen; da wird erklärt, warum an dieser Stelle ein Mantel angezogen wird; warum an einer anderen die Aussprache von der täglichen abweicht; was jener oder dieser Typus bedeutet usw.

Das Buch bedeutet eine außerordentliche Hilfe für den Europäer, der das japanische Theater besucht. Es gibt die wichtigsten Stücke der japanischen Bühne und erklärt sie soweit im einzelnen, daß ein Verfolgen der Bühnenvorgänge durchaus ermöglicht wird. Was das für den europäischen Theaterbesucher bedeutet, kann wohl nur der ermessen, der selbst versucht hat, über die kurze Erklärung des Theaterprogramms hinaus den Sinn zu verstehen. Das Buch ist auch eine gute Einführung in das japanische Theaterleben für diejenigen, die nie ein japanisches Theater betreten haben. Die ganz vorzüglichen zahlreichen Abbildungen ermöglichen es im Zusammenhang mit der anschaulichen Darstellung, auch dem, der sich mit japanischen Dingen nicht beschäftigt hat, dieses anziehende Kapitel japanischer Kunst kennen zu lernen.

Das Buch ist nicht für denjenigen geschrieben, der sich mit der Technik japanischer Bühnenkunst vertraut machen möchte. Es legt den Hauptwert auf die Schilderung der Vorgänge auf der Bühne und ihren Zusammenhang mit der japanischen Geschichte. Es ist auch

nicht für denjenigen geschrieben, der sich wissenschaftlich in dieses Gebiet hineinarbeiten möchte; denn ihm fehlt jeder Hinweis auf die frühere europäische Literatur über das japanische Theater und auf frühere Übersetzungen der hier erklärten Stücke. Zu bedauern ist, daß nicht gesagt wird, woher all die Kenntnisse stammen, die aus dem Theaterbesuch allein nicht erklärt werden können, und woher die schönen Abbildungen kommen. Da nichts darüber angegeben ist und es sich also wohl um Aufnahmen handelt, die die Verfasserin selber gemacht hat, so wäre es interessant zu wissen, wie es ihr gelang, die Erlaubnis und die Gelegenheit zu diesen Aufnahmen zu erhalten.

Nitobé, Inazo: Japanese Traits and foreign Influences, with a coloured Frontispiece. London: Kegan Paul, Trench, Trübner & Co. 1927. (VIII, 216 S.) 8°. 7 sh. 6 d. Angezeigt von F. M. Trautz, Berlin.

In neun Kapiteln auf 216 Seiten behandelt der berühmte Verfasser die Wandlung des Orients, einige Züge orientalischer Mentalität, Chinas kulturellen Einfluß auf Japan mit besonderer Beziehung auf die Sprache, die moralische Basis der japanischen Monarchie, den Teeismus (Philosophie des Tees und der Teezeremonie), die japanische Gedichtform des Haiku (17 Silben), eine orientalische Auffassung der Wohltätigkeit, die Ansicht eines östlichen Christen über das Rassenproblem und schließlich die Frage: Können Ost und West sich jemals berühren und treffen? —

Die Aufsätze zeigen alle die bekannten Vorzüge Nitobéscher Diktion und moralphilosophischer Auffassung, gewählte Sprache und außerordentliche Belesenheit kommen überall zur Geltung.

Der Tätigkeit Professor Nitobés beim Völkerbund in Genf sind über die Hälfte der Kapitel entsprungen, die meisten als Vorträge vor internationaler Zuhörerschaft gehalten. Das interessante Kapitel über Chinas Einfluß geht auf einen Aufsatz zurück, der, vom Völkerbund veröffentlicht, in dessen Report über das geistige Leben verschiedener Länder erschienen ist. Ein Aufsatz (der vierte) wurde als Vortrag in Stockholm bei der bekannten ausgezeichneten Schwedisch-Japanischen Gesellschaft gehalten. Kapitel VII ist einer Anregung der internationalen Liga der Roten-Kreuz-Gesellschaften entsprungen und eine Erweiterung des damals von Professor Nitobé Geschriebenen. Im 9. Kapitel sind ein paar seiner Artikel für das Amsterdamer Blatt *De Telegraaf* verwertet.

Man darf dem vornehm geschriebenen Buche weite Verbreitung wünschen, da es in willkom-

mener Weise über grundlegende japanische Charakterzüge unterrichtet.

Auf S. 44 Abs. 2 scheint ein Schreibfehler vorzuliegen. Nicht das vierte, sondern das siebente, achte, neunte Jahrhundert n. Chr. ist die Zeit der chinesischen T'ang-Kaiser.

1. **Alkema, B., en T. J. Bezemar: Beknopt Handboek der Volkenkunde van Nederlandsch-Indië.** Haarlem: H. D. Tjeenk Willink & Zoon 1927. (XII, 583 S., 131 Afbeeldingen.) 4°. fl. 9.50.

2. **Köhler, H. J.: Habinsaran, het land van den zonnestraal, mijn leven onder de Bataks.** Zutphen: W. J. Thieme & Cie 1926. (III, 438 S.) 8°. Bespr. von Alfred Maab, Berlin.

1. Es war ein guter Gedanke der Verfasser, nach 35 Jahren wieder einmal ein kurzgefaßtes Handbuch der Völkerkunde von Niederländisch-Indien herauszugeben. Mit diesem Werk, das die neuere Literatur in dem verfloßenen Zeitraum eingehend berücksichtigt, besitzen wir ein Material, welches namentlich in erster Linie für Studenten, Lehrer gedacht ist. Das schließt nicht aus, daß auch der Ethnograph und andere, die für Völkerkunde Interesse haben, es gern zu ihren Studien benutzen werden. Der reiche Inhalt des Werkes ist auf 12 Kapitel verteilt, die wiederum nach dem, was sie behandeln, Unterabschnitte zeigen, um die Fülle des Stoffes zu meistern. Auf den Stoff selbst hier näher einzugehen, verbietet mir der gegebene Raum. Kurz will ich nur bemerken, daß mir bei der balinesischen Zeitrechnung S. 348 aufgefallen ist, daß die Verfasser bei Erwähnung der tika den ersten Tag der sieben-tägigen Woche nur von unten rechts beginnen lassen. Mir persönlich sind auch balinesische Kalender bekannt, die anderweitig, z. B. oben links, beginnen. Nieuwenkamp erwähnt bereits diese unangenehme Abweichung bei der Vergleichung mit tenggeresischen Kalendern.

Ein gut gewähltes Abbildungsmaterial bereichert anschaulich den kurzgefaßten, sachlich verarbeiteten Inhalt des Werkes. Ich habe die Überzeugung gewonnen, daß diese Völkerkunde in neuem Gewand für den, der sich eingehend mit ihrem Inhalt vertraut machen will, manchen wertvollen Fingerzeig enthalten wird. Ich bedaure es, daß diesem Lehrbuch, das es doch in erster Linie sein soll, trotz des ausführlichen Inhaltsverzeichnisses kein Index beigegeben wurde, der doch in keinem wissenschaftlichen Werke fehlen sollte, um das Nachschlagen einzelner Artikel zu erleichtern.

2. Bücher holländischer Regierungsbeamten kommen seltener nach Deutschland und wohl deshalb, weil in dem Material sich öfters politische Angelegenheiten mischen, deren Be-

urteilung nur dem bekannt sein kann, der ähnliche Verhältnisse, wie sie der Verfasser als Beamter der holländischen Kolonialregierung schildert, in langen Jahren erlebt hat.

In den Blättern dieser Zeitschrift kann nur von Land und Leuten, die von dem Verfasser geschildert, ein Bericht gegeben werden.

Habinsaran war das letzte Stück Land, welches die bis 1908 noch unabhängigen Batak innehatten. Im gleichen Jahre gelangte dieser Teil Sumatras in der Residentschaft Tapanuli unter die Schutzherrschaft der Holländer auf friedlichem Wege. Der Verfasser wurde mit der Verwaltung dieser Unterabteilung betraut. Für ihn hieß es, Neuland aufschließen. Wer einigermaßen mit den Verhältnissen der damaligen Zeit im Innern Sumatras bekannt ist, kennt das jahrelange entbehrungsreiche, mit Mühe und Arbeit verbundene Leben eines Beamten. Ich erinnere mich jener Zeit, als ich mich in Taluk am Kuantan ein halbes Jahr nach der Einverleibung dieses Landstriches befand. In flottem Plauderton erzählt uns Köhler von einem jungfräulichen Gebiet, das er durch Anlegung guter Verkehrswege aufschließen sollte. Der Leser wird in eine Gebirgslandschaft, in der auf der Hochebene wie in tiefeingeschnittenen Tälern menschliche Siedlungen sich befinden, geführt. Prächtige Wasserfälle beleben mit wildzerklüfteten Felsgebilden das Land, in dem sich das Leben der Batak abspielt. Eine reiche Fülle Eindrücke und Erlebnisse geben dem Inhalt des Buches einen gewissen Reiz. Daß es der Verfasser verstanden hat, mit den Wünschen der Bevölkerung seine Amtspflichten in Einklang zu bringen, zeigt die Widmung seines Werkes, welches den Radja's von Habinsaran zugeeignet ist. Köhler sagt von ihnen: „Prachtkerls, die gewesenen Kannibalen. Es waren Kerls, mit denen ihr arbeiten konntet und dafür bin ich ihnen noch dankbar. Sie waren es, die mich die Zufriedenheitsäußerung der Regierung verdienen ließen. Und die Zufriedenheitsbezeugung war verdient. In jedem Fall, sie hatten eine Zufriedenheitsversicherung verdient.“

Krohn, William O.: In Borneo Jungles. Among the Dyak Headhunters. London: Gay & Hancock 1927. (VI, 327 S. m. zahlr. Bild.) 8°. 21 sh. Bespr. von R. Thurnwald, Berlin.

Ein Arzt aus Chicago, der vom Field-Museum den Auftrag erhält, in Borneo Sammlungen für das Museum anzulegen, reist über Japan, China, Manila nach Java und tritt von Surabaya die Reise nach Borneo an. Dort sieht er sich an verschiedenen Küstenorten um, wohnt einer Gerichtsverhandlung der Eingeborenen bei, hat eine Begegnung mit dem Sultan

von Koetai und widmet sich hauptsächlich dem Studium der sog. Dayaks. Er beschreibt Handwerk und Kunst, Leibesübungen und Spiele, Heiratsitten und Kopfjagd, Musik, Feste und Zeremonien, Aberglaube und Religion, sowie Charakter und Seelenverfassung der Dayaks.

Besonders hebt K. die mystische Verflochtenheit aller Feste und Veranstaltungen hervor. Auch die verschiedenen Spiele und Leibesübungen sind damit verbunden. Beim Fest der Aussaat werden Maskentänze veranstaltet und Wettkämpfe mit Kreisspiel; beim ersten Keimen des neuen Reises gehen die Blasrohrwettkämpfe vor sich; beim Neujahrsfest finden gymnastische Spiele, Schwimm- und Tauchwettbewerbe statt. — Die Kopfjagden hängen mit dem Kult der Ahnengeister zusammen und werden nach bestimmten Riten ausgeführt. — Für die Geistesverfassung ist die Furcht, „schwach, *parid*, zu werden“, ein hervortretender Zug, der vielerlei Meidungen und Vorschriften des Verhaltens im Gefolge hat. Omina, Vorzeichen und Träume kreisen alle um diesen Gedanken. Danach richten sich wieder Handlungen und Unternehmungen, z. B. das Auspflanzen von *padi*. Um drohende Gefahren aus mystischen Zusammenhängen zu beseitigen, werden verschiedene Opferhandlungen vorgenommen. Das ganze Leben der Dayak steht im Banne zahlloser derartiger Vorbedeutungen. — Das Werk schließt mit einigen vereinzelt Beobachtungen, von denen am wichtigsten der Bericht von den *bezoar*-Steinen ist. Dies sind Gallensteine der Affen von grünlich-brauer Farbe, welche von den Chinesen wegen ihrer angeblichen Heilkraft besonders geschätzt werden. Auch in den äußerlichen Wunden der Stachelschweine sollen ähnliche, aber braune Steine vorkommen, die von leichterem Gewicht sind und wie Chinin schmecken. Diese *bezoar*-Steine werden als große Kostbarkeiten behandelt und an die Chinesen verkauft. — Das Werk eines guten Beobachters wird hier vorgelegt, der seine verhältnismäßig kurze Zeit des Aufenthaltes auf Borneo geschickt zu nützen verstand.

Kammerer, A.: Essai sur l'Histoire antique d'Abysinie. Le royaume d'Aksum et ses voisins d'Arabie et de Méroé, avec 45 planches hors texte et 4 cartes. Paris: Paul Geuthner 1926. (197 S.) 4°. 60 Fr. Bespr. von Eugen Mittwoch, Berlin.

Der Versuch einer zusammenhängenden Darstellung der alten Geschichte Äthiopiens und seiner Beziehungen zu den Nachbarreichen ist um so dankenswerter, als die Vorarbeiten und Materialien für eine solche Aufgabe,

philologische, historische und archäologische Einzeluntersuchungen, zu einem erheblichen Teile bereits veraltet sind und zudem in Zeitschriften und Reisewerken zerstreut vorliegen, die in ihrer Gesamtheit kaum den engeren Fachgenossen, geschweige denn einem weiteren Kreise von Interessenten zugänglich sind. Auch die deutschen Arbeiten, von denen ihm nur die von Ed. Glaser entgangen sind, hat Kammerer fleißig benutzt, vor allem die in 5 Bänden (Berlin 1913) vorliegende mustergültige Bearbeitung der Resultate der „Deutschen Aksum-Expedition“, die unter Littmanns Leitung 1906 zum ersten Male in der alten Hauptstadt Abessinien in systematischer Weise archäologische Untersuchungen angestellt hat.

Der Geschichte des alten Abessinien, vom 1. vor- bis zum 7. nachchristlichen Jahrhundert, sind 14 Kapitel gewidmet: I. Les Sources de l'Histoire d'Abyssinie. — II. La Période légendaire. — III. La Chronologie des Rois. — IV. Les Populations primitives. — V. Adoulès et les Inscriptions de Cosmas Indicopleuste. — VI. Le Royaume d'Aksum et les premières Campagnes en Arabie. — VII. Aelius Gallus en Arabie. — VIII. Aphilas et les Inscriptions d'Adoulès. — Campagnes en Afrique et en Arabie. — IX. L'Abyssinie et le Royaume de Méroé. — X. IV^e Siècle. — Ezana, le Constantin de l'Abyssinie. — XI. L'Introduction du Christianisme en Abyssinie. — XII. Ellesbaas-Kaleb en Arabie au VI^e siècle. — XIII. Les Perses, puis l'Islam, délogent les Rois d'Aksum de l'Arabie. — XIV. La Civilisation Aksumite. — Die Darstellung ist sehr gefällig und wird durch zahlreiche Tafeln, Abbildungen von Bauwerken und Inschriften, und Kartenskizzen vorteilhaft illustriert. Die Art und Weise, wie Kammerer eine Fülle von Einzelnachrichten, die er in den verschiedenen Quellen vorfand, gesichtet und zu einem anschaulichen Gesamtbilde zusammengefügt hat, verdient alle Anerkennung. Aber trotzdem darf das Buch nur mit großer Vorsicht benutzt werden. Dem Verfasser mangelt es leider an der für seine Aufgabe unumgänglichen philologischen Schulung. Allenthalben begegnen ungenaue oder geradezu falsche Wiedergaben und Deutungen fremdsprachiger Wörter. Hierfür seien an dieser Stelle nur drei Beispiele angeführt: „Ella“ in äthiopischen Eigennamen hat mit dem Worte El „Gott“ nichts zu tun, sondern ist Plural des Demonstrativ-Relativs *za*, das in solchen Namen sehr häufig ist. — Die Schreibung Adoulès ist durch nichts begründet; es muß Adoulis heißen. — Bei der Besprechung der Inschrift 11 von Aksum ist an zwei verschiedenen Stellen des Buches von einem

„Seigneur Alls (?)“ (bzw. „Seigneur de Alls“) die Rede. Das beruht auf einem seltsamen Mißverständnis der deutschen Vorlage in der *ag'zi'a k'uallu* naturgemäß mit „Herr des Alls“ wiedergegeben ist. — Doch es handelt sich nicht nur um solche sprachlichen Ungenauigkeiten in Einzelheiten. Wie nicht anders möglich, hat der Umstand, daß Kammerer die einheimischen Quellen nicht unmittelbar hat benutzen können, ihre kritische Wertung erheblich erschwert und manch schiefes historisches Urteil verschuldet. So ist das Buch für weitere Kreise, für die es eigentlich bestimmt war, weniger geeignet, während es in der Hand des Fachmannes, der die Fehler sehr bald als solche erkennt, ein bequemes Nachschlagewerk bilden kann.

Der Fachmann ist dem Verfasser besonders auch für zwei umfangreiche Exkurse zu Dank verpflichtet. Im Annexe IV (die Annexes I—III enthalten Auszüge aus Strabo und Plinius) werden die bisher unveröffentlichten im Cabinet de Médailles der Pariser Bibliothèque nationale befindlichen Münzen aus Aksum, die zum Teil griechische, zum Teil äthiopische Legenden tragen, besprochen und auf drei Tafeln wiedergegeben. Eine Fülle neuen Materials bietet uns Kammerer im Annexe V: Monuments mégalithiques et néolithiques d'Abyssinie. — Découvertes archéologiques du R. P. Azaïs. Hier erhalten wir zum ersten Male einen ausführlichen Bericht über die bedeutsamen Entdeckungen des französischen Paters, über die bis dahin nur sehr spärliche Einzelheiten vorlagen, und die uns nunmehr auch auf 25 Tafeln im Bilde vorgeführt werden. Die zeitliche Ansetzung der in der Nähe von Harrar gefundenen arabischen Grabsteine von Friedhöfen der islamischen Periode macht keine besonderen Schwierigkeiten. Anders verhält es sich mit den Steinfunden, die P. Azaïs zum Teil ebenfalls in der Gegend von Harrar, zum Teil im Gebiet der Soddo, Gurague und Sidamo gemacht hat. Kammerer bezeichnet sie nach dem Vorgang des Entdeckers als Dolmen, Menhir und phallische Steine und weist sie zum Teil in ein sehr hohes Altertum, um 2000 v. Chr. Im Gegensatz dazu will C. Conti Rossini (*Oriente Moderno* VI, 1926, S. 345f.) bei manchen dieser Steine Einflüsse der Baudenkmäler von Aksum erkennen, sie also in das Mittelalter versetzen (s. dagegen M. Cohen im *Journal Asiatique*, 1927, S. 173ff.). Hier ist das letzte Wort noch nicht gesprochen. Erst die noch ausstehenden abschließenden Berichte des P. Azaïs und weitere Forschungsreisen in Abessinien werden eine endgültige Entscheidung ermöglichen. Über diese Dinge zum

ersten Male ausführlich behandelt zu haben, wird immerdar ein Verdienst Kammerers bleiben.

Tauxier, L.: La Religion Bambara. Paris: Paul Geuthner 1927. (XX, 472 S.) gr. 8°. = *Études Soudanaises*, 80 Fr. Bespr. von A. Klingenheben, Hamburg.

Die Bambara oder Bamana sind ein Hauptglied der wichtigen Mande-Völkergruppe in Westafrika, die im Mittelalter als Schöpfer des mächtigen Mellireiches politisch eine bedeutende Rolle gespielt haben und heute noch in hohem Maße unsere Aufmerksamkeit in sprachlicher, anthropologischer und ethnologischer Hinsicht verdienen. Bemerkenswert ist, daß die Bambara an ihrer alten, einheimischen Religion festgehalten haben, obwohl sie doch schon seit Jahrhunderten vom Islam umflutet sind, und obwohl gerade das Mellireich eine Hochburg des Islam war und noch heute die Mande vielfach eifrige Muslime sind. Gewiß ist die Nachbarschaft islamischer Völker nicht ganz ohne Einfluß z. B. auf die religiöse Terminologie, aber auch auf die religiöse Vorstellungswelt der Bambara geblieben, wie ja umgekehrt die islamischen Mande vieles aus ihrer alten Religion in die neue hinübergenommen haben. So ist diese Darstellung der Religion eines heidnischen Mandevolkes auch für den Islamforscher in Afrika von Wert.

T. hat in dem vorliegenden Bande Arbeiten anderer französischer Forscher wie des Abbé Henry, Ch. Monteil, Maurice Delafosse sowie H. Labouret verarbeitet und sie durch die Ergebnisse eigener Beobachtungen und Erkundigungen bei kompetenten eingeborenen Gewährsmännern im Bambara-Gebiet ergänzt. So gehört das Werk zu den eingehendsten Schilderungen der Religion eines westafrikanischen Volkes, die wir besitzen. Die zahlreichen Kapitel gliedert der Verf. in 4 Bücher. Im ersten gibt er die „Theorie“ der religiösen Vorstellungen der Bambara, d. h. er erörtert Begriffe wie Seele, Magie — mit interessanten Parallelen aus dem zeitgenössischen Frankreich —, Jenseits usw. Im zweiten Buch bespricht er die Gottheiten der Bambara nach den 7 Gruppen: Geister, Vorfahren, tierische, pflanzliche und mineralische Gottheiten, Naturphänomene und höchster Gott. Das dritte Buch handelt von der religiösen Organisation, dem Kult in Familie, Dorf und Staat, von den Wahrsagern, Zaubern, Medizinmännern usw. und besonders von den verschiedenen religiösen Gesellschaften. Das vierte Buch endlich beschäftigt sich mit den Riten bei Geburt, Beschneidung, Heirat, Tod und in den Altersklassenbünden und

handelt in einem Schlußkapitel von den Festen und Opfern.

Stets geht der Verf. bei seiner Darstellung von den religiösen Termini der Bambara aus und sucht zunächst ihre sprachliche Bedeutung festzustellen. Wird man hier auch nicht jede Einzelheit schon als völlig gesichert ansehen dürfen und manche Etymologie beim Fortschreiten unserer Kenntnis der Sprache nachprüfen müssen, so verrät der Verf. doch überall Vertrautheit mit dem Stoffe und gesundes Urteil. Durchaus kritisch und mit eigenem Urteil behandelt er auch seine literarischen Quellen. Daher, sowie auch wegen der Fülle des gebotenen Materials, ist das Werk als ein zuverlässiger Führer durch die Religion und die Gedankenwelt der Bambara anzusehen.

Delius, Siegfried: Grammatik der Suaheli-Sprache. Mit einem Anhang: Kurzer Sprachführer für den ersten Anfang. 2. Aufl. Berlin: Sachers & Kuschel 1928. (VIII, 141 S.) 8°. Bespr. von Maria Klingenheben-v. Tiling, Hamburg.

Die vorliegende zweite Auflage dieser Suaheli-Grammatik schließt sich in Anordnung und Abfassung des Stoffes bis auf einige Ergänzungen an die 1910 erschienene erste Auflage an. Neu hinzugefügt sind deutsche Übungsstücke zu den einzelnen Lektionen sowie der im Titel erwähnte Anhang. Zu diesen deutschen Übungsstücken hat D. dann auch als Sonderband einen Schlüssel mit Wörterverzeichnis herausgegeben. Dadurch ist diese Grammatik zu einem brauchbaren Lehrbuch auch für den Selbstunterricht im Suaheli geworden.

Die Darstellung der Grammatik ist ausgezeichnet. Die für das Suaheli als Bantusprache so charakteristischen Klassen stehen überall im Mittelpunkt. Ihre zahlreichen Formelemente beim Nomen und Pronomen, den Genitivpartikeln und den Lokativen sind sprachlich richtig und klar abgeleitet; der Stoff ist pädagogisch gut disponiert. In den Übungsstücken bringt D. von der ersten Lektion an vollständige kleine Sätze, nicht zusammenhanglose Wortgruppen; — solche kommen nur gelegentlich einmal vor, z. B. zur Einübung der Zahlwörter. Für einen besonderen Vorteil halte ich es, daß inhaltlich die Übungssätze dem Eingeborenenmilieu Ostafrikas entnommen sind und nicht der europäischen Vorstellungswelt. Mit dem weiteren Ausbau von Grammatik und Wortschatz treten anstelle der Einzelsätze kleine zusammenhängende Stücke, vgl. die Übung Nr. 44 mit den Themen „Pflanzungsarbeit“ und „Ärztliche Behandlung“.

Für die Syntax enthält das Buch manche wichtigen in anderen Suaheli-Grammatiken

meist ganz fehlenden Hinweise. In bezug auf die Kasus betont D., daß es zwar keine Deklination gibt, d. h. keine „äußerlichen Kasusunterschiede“, bringt aber dann eine klare Darstellung, wie nun die verschiedensten Kasusbeziehungen wiederzugeben sind (§ 20 und 25). Erfreulich ist es auch, daß D. soweit wie möglich Suaheli-Wörter braucht, wo die europäischen Lehrbücher vielfach arabische Lehnwörter verwenden, z. B. *inanipasa* „ich muß“ statt Übersetzungen mit *sharti* oder *lázima*.

Bei allen Vorzügen des vorliegenden Buches ist es bedauerlich, daß die in der Einleitung gegebene Lautbeschreibung zum Teil mißverständlich ist. Suah. *v* ist nicht „ein Mittellaut zwischen *v* und *w*“, sondern es ist gleich norddeutschem *w*, also ein dentilabialer stimmhafter Reibelaut. Der Laut *n* ist immer nasal, das Besondere an dem von D. *ng'* (phonetisch *ɲ*) geschriebenen Laut ist die velare Artikulation. Der Unterschied im Anlaut von *ng'ombe* „Rind“ und *ngoma* „Trommel“ liegt darin, daß bei dem ersten Wort nur ein velares *ɲ*, bei dem zweiten ein *ɲ* + *g* gesprochen wird, also phonetisch *ɲombe* aber *ɲgoma*. Ein Nachteil ist auch, daß die Aspiration bei den stimmlosen Explosiven nicht bezeichnet ist.

Zu S. 1 „Bantu“ und „Urbantu“: Die Bantusprachen nehmen zwar einen großen Teil des süd-afrikanischen Dreiecks ein, sind aber nicht „über ganz Afrika“ verbreitet. Das Urbantu ist eine theoretische Konstruktion, und nicht als tatsächlich einmal so gesprochene Sprache zu denken.

Einige sprachliche Einzelheiten, die mir aufgefallen sind: Der Stamm des Zahlwortes 4 lautet *-ne*, nicht *-nne* (S. 11); dieses ist vielmehr die beim Zählen ohne Nomen gebrauchte Form der *ni*-Klasse, entstanden aus *n(ɪ)* + *ne*. Wenn auch diese Form der *ni*-Klasse anfangen sollte, sich als Wortstamm einzubürgern, würde ich doch vorziehen, in einem Lehrbuch das grammatisch korrektere *-ne* anzusetzen. Ebenso scheint es mir richtiger, die Tiernamen im Suaheli beim Pronomen, Zahlwort und Adjektiv nach der Menschenklasse zu konstruieren, denn so kommen sie stets in den vielen Märchen und Erzählungen und auch in der Regel in der Umgangssprache vor.

Abgesehen von solchen kleinen Ausstellungen ist das vorliegende Buch ein vorzügliches Hilfsmittel zur Erlernung des Suaheli.

Kootz-Kretschmer, Elise: Die Safwa. Ein ost-afrikanischer Volksstamm in seinem Leben und Denken. Erster Band: Das Leben der Safwa. Berlin: Dietrich Reimer 1926. (XI, 316 S. mit 8 Bildertafeln.) gr. 8°. RM 12 —. Bespr. von B. Ankermann, Berlin.

Die Safwa oder, wie man sie in der bisherigen Literatur meist geschrieben findet, Wasafua, sind ein kleiner Bantustamm, der im Süden des ehemaligen Deutsch-Ostafrika sesshaft ist und dessen Wohnsitze durch das Livingstone-Gebirge vom Kondeland geschie-

den sind. Bisher war, abgesehen von zerstreuten Notizen in Werken von Reisenden und Forschern, wenig über sie bekannt. Jetzt erhalten wir in dem vorliegenden Buche eine reiche Fülle von Mitteilungen über dieses Völkchen und haben noch mehr zu erwarten, da diesem Bande noch zwei weitere folgen sollen. Das Buch hat einen eigenartigen Charakter: es ist nicht etwa eine systematisch aufgebaute Monographie, obgleich wohl alle Gebiete der Kultur mehr oder weniger eingehend darin besprochen werden; aber was ihm etwa an Vollständigkeit abgeht, das ersetzt es reichlich dadurch, daß es fast ganz aus wörtlich wiedergegebenen Originalmitteilungen von Eingeborenen besteht, die von diesen für Frau Kootz-Kretschmer niedergeschrieben und von ihr ins Deutsche übertragen worden sind. Das Buch ist also nicht planmäßig geschaffen, sondern mehr zufällig entstanden, aus den Erfordernissen der Missionstätigkeit heraus erwachsen — denn die Verfasserin ist die Frau eines Missionars, die ihren Gatten nach Afrika begleitet und an seiner Arbeit tätigen Anteil genommen hat. Wie sie dazu gekommen ist, diese Aufzeichnungen zu beginnen, schildert sie selbst sehr anschaulich in der Einleitung. Man ersieht daraus zugleich, daß es jedem Missionar möglich wäre, ohne große Arbeit, jedenfalls nur durch eine Arbeit, die für ihn und seinen Berufstätigkeit selbst von größtem Nutzen wäre, auch der wissenschaftlichen Völkerkunde einen unschätzbaren Dienst zu leisten.

Dieser Band bildet nur den ersten Teil des Werkes, das die Verfasserin plant; ein zweiter Band soll eine Sammlung von Märchen und Erzählungen bringen, ein dritter die Texte in der Safwasprache, soweit sie nicht während des Krieges verloren gegangen sind.

Auf Einzelheiten einzugehen, ist bei der großen Mannigfaltigkeit des Inhalts nicht möglich; der Wert, den das Buch als Quelle für den Ethnologen hat, ergibt sich aus den obigen Ausführungen zur Genüge. Zu wünschen wäre gewesen, daß die Verfasserin etwas freigeiger mit erläuternden Anmerkungen gewesen wäre, statt nur die Aufzeichnungen ihrer Gewährsmänner im Wortlaut zu geben; es ist doch vieles ohne Erklärung schwer oder gar nicht verständlich. Vielleicht läßt sich diesem Versäumnis im dritten Bande bei den Originaltexten noch abhelfen. Zu erwähnen ist schließlich noch, daß das Buch mit 8 Tafeln nach schönen Photographien ausgestattet ist.

Frässle, Joseph S. C. J.: Negerpsyche im Urwald am Lohall. Beobachtungen und Erfahrungen. Freiburg i. Br.: Herder & Co. 1926. (VII, 189 S. mit

21 Bild.) 8°. RM 4.80. Bespr. von B. Anker-mann, Berlin.

Das Buch ist eine Ergänzung zu der seinerzeit auch an dieser Stelle besprochenen früheren Veröffentlichung des Verfs.: „Meiner Urwald-neger Denken und Handeln“ und bezieht sich wie diese auf die am Unterlauf des Aruwimi oder Lohali wohnenden Stämme der Basoko, Wangelima, Mobango und Turumbu. Wie der Titel ankündigt, beschäftigt es sich vorwiegend mit der geistigen und seelischen Eigenart der Eingeborenen und geht daher nach einleitenden Bemerkungen über Charakter und Denkweise genauer auf die Seelenvorstellungen, die religiösen Ideen, die Rechtsgebräuche und die soziale Verfassung ein. Trotz seines geringen Umfangs ist das Büchlein außerordentlich inhaltreich; besonders die Kapitel über den Seelenbegriff und die Religion sind reich an interessanten und aufschlußreichen Mitteilungen. Auch die Art der Darstellung des Verfs. ist sehr klar und für seinen Zweck — das Buch ist ja nicht für Ethnologen, sondern für ein größeres Publikum bestimmt — ausgezeichnet gewählt; sie zeigt in erzählender Form in höchst anschaulicher Weise, wie und bei welchen Gelegenheiten das Verständnis des Verfs. für die Anschauungen der Eingeborenen allmählich herangewachsen ist. Allerdings tauchen dem Leser manchmal Bedenken auf, ob die Eingeborenen, deren Äußerungen oft in direkter Rede wiedergegeben sind, wirklich so gesprochen haben können, ob nicht der Verf. bisweilen die Ausdrucksweise abstrakter gefärbt hat, als sie bei einem Neger sein kann. So z. B. wenn er den Häuptling Mokamu von seinem „Ich“ sprechen läßt (S. 67). Hier wie an anderen Stellen würde man gern wissen, welches Wort der Sprecher gebraucht hat. Überhaupt sieht man gerade diesem reichhaltigen Material gegenüber ein, wie wichtig es ist, alle solchen Angaben möglichst im Wortlaut der Eingeborenensprache mit genauen Worterklärungen wiederzugeben. Das war natürlich im Rahmen dieses Buches nicht möglich; es wäre aber dringend zu wünschen, daß der Verf. sich entschlosse, sein gesamtes Wissen von den genannten Stämmen in einer systematisch angelegten, für Ethnologen bestimmten wissenschaftlichen Arbeit niederzulegen.

Der Verf. spricht in der Vorrede die Hoffnung aus, daß sein Buch nicht nur bei Missionaren, sondern auch in weiteren Kreisen Interesse finden möge. Ich möchte im Anschluß daran sein Büchlein, das mit 21 hübschen Abbildungen nach Photographien geschmückt ist, jedem empfehlen, der sich für die afrikanischen Eingeborenen und ihr seelisches Verhältnis zu

uns interessiert, nicht nur wegen des reichen Inhalts, sondern auch wegen der warmherzigen und doch objektiven Haltung Frässles gegenüber den Eingeborenen und wegen der lebendigen Darstellung, die die Lektüre zu einem Genuß macht.

Zu OLZ 1928 Sp. 43

Die von Duda vorgeschlagene Verbesserung zu p. 47, 11: „erklang diese Stimme, die gleichsam den *Vorhang* ...“ scheint mir nicht entsprechend. ٢٢ heißt im Türkischen wie Persischen auch „Melodie“. Damit ergibt sich eine bessere Übersetzung: „vorherrschende Traurigkeitsmelodie“.

O. Pretzl.

Zeitschriftenschau.

Aevum I 1927:

3 459—520 C. Conti Rossini, Etiopia (Bolletino bibliografico). E. L.

Africa. Journal of the International Institute of African Languages and Cultures I 1928:

1 (January) 1—12 F. D. Lugard, The International Institute of African Languages and Cultures. — 13—22 Text-Books for African Schools. — 23—9 C. Meinhof, Sprache und Volkstum. — 30—62 E. M. von Hornbostel, African Negro Music („African and modern European music are constructed on entirely different principles“). — 63—72 J. H. Driberg, Primitive Law in Eastern Africa. — 73—97 H. Labouret et M. Travélé, Le Théâtre Mandingue (Soudan Français). — 98—106 R. Sutherland Rattray, Anthropology and Christian Missions, their mutual Bearing on the Problems of Colonial Administration. — 107—11 D. Westermann, A Visit to the Gold Coast (vom Verf. auf Einladung der englischen Regierung unternommene Reise zwecks Vereinheitlichung der Schreibung der Hauptsprachen an der Goldküste). — 112—15 H. Labouret, Maurice Delafosse (Nachruf). — 116—24 P. Schebesta, Recent Literature on Bantu Tribes, Some ethnological and linguistic Publications. — 125—29 A. Lloyd James, The practical Orthography of African Languages (empfiehlt die vom Institut herausgegebenen Richtlinien). — 130—31 La Voix de l'Africain, Proverbes, Maximes, une Fable et Chansons de l'Afrique Occidentale (entnommen M. Delafosse, L'Âme Nègre, Paris, 1922). — 134—41 Résumé Français de Quelques Articles.

A. Klingenberg.

American Historical Review XXXIII 1927:

1 78—9 D. B. Macdonald, Recent Spanish Arabic Studies. — 91—5 *D. Nielsen, F. Hommel, N. Rhodokanakis, Handbuch der arabischen Altertumskunde (D. M. Robinson). — 95—7 *P. Jouguet, L'Imperialisme Macédonien et l'Hellénisation de l'Orient (W. S. Ferguson). — 137—9 *P. Hibbert Clyde, International Rivalries in Manchuria 1689—1922 (C. W. Young). — 139—140 *J. Murdoch, A. History of Japan. Vol. III. The Tokugawa Epoch 1652—1868 (K. Asakawa). E. P. B.

Annales du Service des Antiquités de l'Égypte XXVII 1927:

2 105—11 C. M. Firth, Excavations of the Service des Antiquités at Saqqara (m. 3 Taf. Aufdeckung der

Nordwest- und Nordostecke des Tempelbezirks um die Stufenpyramide, leider ohne Plan. Doppeltrappe westöstlich in den Felsen führend, an sie gelehnt eine in der 19. Dyn. abgetragene Mastaba. Hinter der abschließenden Tür wendet sich der Weg süd-, dann wieder ostwärts. Nördlich anschließend eine Kammer, bei deren Öffnung von Süden her eine Mastaba der VI. Dyn. mit zweifacher Benutzung zutage kam; Reliefs mit guten Farben. — Nördlich der Pyramide in unterirdischen Magazinen Fund von Getreide und Früchten, Abdrücke von Cylindersiegeln mit den Namen des H'-šm.wj und Nhr-b.t, östlich davon ein Sockel von 15 m im Quadrat, Altar oder Obeliskensbasis. — Hinter der oben erwähnten Kammer wurde später ein niedriger gewölbter Gang gefunden, der zu einigen Kammern voller Alabastergefäße, z. T. über 1 m hoch, führte, dazu ein Dioritgefäß mit dem Namen des H'-šm.wj. Hinter diesen Kammern Treppe zu 2 Kammern mit fayencebekleideten Wänden, in der zweiten 3 Scheintüren mit Reliefs des Osiris. Dabei eine Fensterfüllung aus  Zeichen, die

dieses als zusammengebundene Rohrstengel mit in 4 Reihen übereinander sichtbaren Blüten erweisen. Hinter diesen Kammern liegen andre mit und ohne Fayencebekleidung der Wände. Andre Bruchstücke von Fayencebekleidung lassen weitere Räume derart vermuten. — Eine Anzahl Papyri war ganz zerstört. In einem Vorratsraum südlich der obengenannten Treppe außer Hunderten von Stein- und Tongefäßen ein vergoldetes Bettgestell). — 112—33 I.-Ph. Lauer, Étude sur quelques monuments de la IIIe dynastie (m. 7 Taf. Rekonstruktion der Fassaden der beiden Prinzessin-Kapellen, der Eingangshalle mit den Halbsäulen am Ende der Querwände und dem Querraum am Ende, der Südseite der Umfassungsmauer bzw. deren innere und äußere Bekleidung). — 134—53 H. Chevrier, Rapport sur les travaux de Karnak (m. 6 Taf. Der große Alabasterblock Amenophis' II am Ostende des großen Säulensaals wurde entfernt und an der Nordseite des Mittelhofes aufgestellt; die Taharkasäule im 1. Hof abgetragen, der III. Pylon weiter geleert; neue Funde in der Anlage des Echnaton. Untersuchung der Fundamente des Chonstempels, die ausnahmslos älter als Ramses III sind, Aufnahme des Tempels zwecks Publikation. Einzelfunde bei den Arbeiten im gr. Säulensaal). — 154—56 W. Spiegelberg, Altägyptische gefaltete (plissierte) Leinwandstoffe (m. 2 Taf. Ein Totenhemd des MR, Stoffproben des NR (?)). — 157—60 G. Daressy, Tracé d'une voûte datant de la IIIe dynastie (zu Gunn, Ann. du Serv. 26, 197 u. Daressy ibid. 8, 238). — 3 161—81 G. Daressy, Quelques Ostraca de Biban el Molouk (a. d. Ende d. 19.—Anf. d. 20. Dyn. Orakel, Bericht über Vorgänge im Grabe Menephtas, Liste von Arbeitstagen und Ruhetagen, Notiz über eine Prozession der Statue Amenophis' I, über die Herbeiführung des Stiers zur Hathor, der Göttin der Nekropole, Text „um Medizin an die Augen zu geben“). — 183—210 Jaroslav Černý, Quelques Ostraka hiératiques inédits de Thèbes au Musée du Caire (Tagebuch von Nekropolenarbeitern a. d. Ende d. 19. Dyn., Protokoll einer Gerichtsverhandlung wegen Majestätsbeleidigung; Lohnliste). — 211—37 Battiscombe Gunn, The Stela of Apries at Mithrahina (m. Taf. neue Ausgabe der bekannten Schenkungsurkunde an den Pthah von Memphis. — 238—40 Kirsopp Lake, Robert P. Blake u. Arthur W. Johnson, The Serabit Inscriptions (über die Sinaiinschriften, ihren Transport nach Kairo und die Auffindung einiger neuer). — 241 Wilh. Spiegelberg, Zu den altägyptischen gefalteten Leinwandstoffen (zu Ann. XXVII 154).

Annual Report of the Board of Regents of the Smithsonian Institution for the year ending June 30, 1926.

Washington 1927. XII, 551 S. § 1.75.

279—96 George B. Barbour, The loess of China (6 Tf.). — 297—318 Frank D. Adams, A visit to the gem districts of Ceylon and Burma (6 Tf.). — 447—55 C. W. Bishop, The ritual bullfight (bes. in China; 1 Taf.). — 457—68 Ders., The Bronzes of Hsin-chêng Hsien. (9 Taf.). W. P.

L'Anthropologie XXXVII:

5/6 458—72 J.-J. Thomasset, Les Poteries ornées du Camp de Chasse. — 517—25 J. Herber, Origine et Signification des Tatouages Marocains. — *Turville-Petre, Researches in prehistoric Galilee; *A. Keith, A report on the Galilee Skull (M. B.). — *R. Heine-Geldern, Die Steinzeit Südasiens (G. Montandon). — G. Roeder, Die vorgeschichtliche Plastik Ägyptens... (G.-H. L.). — *G. Contenau, La Civilisation phénicienne (M. Boule). — *L.-A. Stella, Echi di civiltà preistoriche nei poem di Omero (R. Vaufrey). — 575—94 M. Boule, L'affaire de Glozel. E. L.

Die Antike. Zeitschrift für Kunst und Kultur des klassischen Altertums, hrsg. von Werner Jaeger. Band II, III, IV, 1. 1926/28:

Wenn eine solche Zeitschrift, die den Kreis gebildeter Freunde des Altertums ernsthaft fördern und die Freude am Altertum wissenschaftlich vertiefen will, bis in den vierten Jahrgang hinein ihre erste Haltung zu wahren vermag, so will das wirklich etwas heißen. Denn es ist nicht leicht, die Mitarbeiter zu finden, die gründliches Wissen mit weitem Blick vereinigen und Ergebnisse langer Arbeit in gebildeter Sprache darstellen können; darum hat man dem Herausgeber nicht weniger zu danken als den Verfassern der Beiträge. Nicht alles steht auf gleicher Höhe; aber das bedarf kaum eines Wortes, und überdies wird jeder Leser auf seine Weise urteilen; genug, wenn jeder etwas Wertvolles mitnimmt, und dessen ist er hier gewiß. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Verfasser fast sämtlich Gelehrte sind; indessen trägt kaum einer etwas Professorenhaftes hinein, eher könnte man sagen, hier und da verliere sich der Fachmann zu sehr ins Allgemeine, am fühlbarsten Helmut Berve mit seinem prosaischen Dithyrambus auf Alexander den Großen (III, 128ff.), zumal da hier die Menge prunkender Worte zur Zahl eigener Gedanken nicht im rechten Verhältnis zu stehen scheint. Um so mehr freut man sich der beiden englischen Staatsmänner, die mit ihrem Bekenntnis zum Altertum zu Worte kommen, und der klaren Sätze des deutschen Bildhauers Geibel zu seinen Skizzen.

Die Leser der OLZ haben besonderen Grund, die „Antike“ aufmerksam zu verfolgen, seitdem der Herausgeber die Grenzen des klassischen Altertums überschritten und Arbeiten über Gegenstände aus der Wissenschaft vom Orient aufgenommen hat. Zwei große und inhaltreiche Aufsätze Heinrich Schäfers über das „Weltgebäude der alten Ägypter“ und über „Ägyptische und heutige Kunst“ (III, 91ff. und III, 187ff.) gehören zum Wertvollsten, was „Die Antike“ bietet. Mit Worringers bekanntem Buche setzt sich Heinrich Bulle, „Wertung der ägyptischen Kunst“ auseinander. In die koptische Welt führt A. L. Schmitz, „Das weiße und das rote Kloster“. Es kann nur ein Gewinn sein, wenn der Orient in solcher Weise herangezogen wird, vor allem auch die Grenzgebiete und nicht nur nach der Seite Ägyptens.

Im übrigen möchte ich einige Beiträge nur eben nennen, die mir besonders viel geboten haben, ohne die andern durch mein Schweigen beurteilen zu

llen. L. Deubner zeichnet ein sehr schlichtes, klares Bild der altrömischen Religion. Dem allzufrüh verstorbenen H. Abert verdanken wir einen größeren Aufsatz über die Stellung der Musik in der antiken Kultur und einen kleineren über das älteste Denkmal der christlichen Kirchenmusik, einen Papyrus aus Kyrhynchos; damit berührt sich H. Kroll, Die Vermendigung des frühen Christentums. Pauli-Länder, Die griechische Tragödie und das Traskische (dritter Teil), Hermann Fränkel, Pindars Religion, Friedrich Klingner, Rom als Idee, Ludwig Artius, Die antike Kunst und der moderne Humanismus, Julius Stenzel, Der Begriff der Erleuchtung bei Platon und Werner Jaeger, Platons Stellung im Aufbau der griechischen Bildung: man weiß nicht, welche dieser Arbeiten man mit dem größten Gewinn in sich aufnimmt. Und jeder wird gern einem ungedruckten Aufsatz Victor Hehns aus dem Jahre 1859 begegnen, der auch seine Auffassung Homers längst überholt in. W. Schubart.

Anzeiger f. deutsches Altertum und deutsche Literatur 46 1927:

*G. Mahlow, Neue Wege durch die griechische Sprache und Dichtung (F. Hartmann). E. L.

Archiv für Geschichte der Medizin XX 1928:

63—79 M. Meyerhof, Eine unbekannte arabische Augenheilkunde des 11. Jahrh. n. Chr. (von einem nicht nachweisbaren 'Alī b. Ibrāhīm b. Bahāsī', in der Bibliothek von Ahmad Taimūr Pascha in Leningrad; theoretisch von Hunain ibn Ishāq abhängig, in den Rezepten mit 'Alī b. Isā und 'Amār verwandt; ohne erheblichen Eigenwert, abgesehen von einer in Übersetzung mitgeteilten Beschreibung der Operation des grauen Stars, deren Quellen noch nicht festzustellen sind.) G. B.

Archiv für Kulturgeschichte 18:

41—56 F. Münzer, Gesichtspunkte zur Beurteilung antiker Geschichtsschreibung. E. L.

Archiv für Religionswissenschaft 25 1927:

2. I. Abt. Archiv f. Religionswiss. I. Abhandlungen. — 4 von Domaszewski, Zur Gemma Augustea. Beschreibung einer Inschrift aus Ephesus, die zum 1. Mal die Stellung des Procurators der auf der G. A. personifizierten Ioricata (sc. classis) in der Ämterfolge erkennen läßt. — 5—34 Schebesta, Religiöse Anschauungen der Semang über die Orang Hido. (Die Unterblichen) (Fortsetzung von Bd. 24, 209ff.). Die Semang verehren ursprünglich Ta Pedn, der aber nicht als Schöpfer schlechthin aufzufassen ist; auch daß als höchstes Wesen anzusprechen sei, scheint nach ihm nur „wohl der Fall zu sein“. — 36—51 Karsten, Die altpetuanische Religion. Sie war eigentlich Ahnenkult, aber doch auch Verehrung von Geistern und Gottheiten, darunter des Sonnengottes, mit dem der Inka verbunden gedacht wurde. — 52—82 J. Schmidt †, Totenbräuche und Gräberkultus im heutigen Griechenland (Fortsetzung von Bd. 24, 81ff.). Parallelen werden auch von anderen europäischen Völkern sowie den Indern angeführt; über das keische Bestattungsgesetz handelt neuestens Margherita Guarducci in den Studi e materiali di storia delle religioni 2, 1926, 89ff. — 83—129 Lüdtke, Die Verehrung Tschingis-Chans bei den Ordo-Mongolen, nach dem Bericht Potanins (Tangutsko-tibetkaja okraina Kitaja i Central'naja Mongolija — das tangutisch-tibetische Grenzgebiet Chinas u. die Mongolei I, 1893, 121ff.) aus dem Russischen übersetzt und erläutert. II. Berichte. 130—93. Rassers, Religionen der Naturvölker Indonesiens. III. Mit-

teilungen u. Hinweise. 194—206 Lewy, Kleine Beiträge zur (jüdischen) Volkskunde u. Religionswissenschaft. [1. Zur Vorstellung vom Neid der Götter, 2. Ein Abwehrbrauch (bei der Passahfeier). 3. Zwei Bräuche byzantinischer Juden. 4. Ein kirchliches Speiseverbot (das aus dem Talmud stammt, u. anderes). 5. Reinigung des Heiligtums. 6. Ehe- (u. andere) Gesetze für Priester. 7. Haarscheren (u. Nägelwachsenlassen) als „rite de passage“. 8. Zu einem pythagoreischen Symbolum (das rechts in das Heiligtum, links aus ihm herauszugehen gebietet). 9. Zum Gedanken der Talion. 10. Wahl der Strafe durch den Strafbaren.] 206—209. Wohleb, Die alt-römische u. die hethitische evocatio. 209—13 Prächer, Zur theoretischen Begründung der Theurgie im Neuplatonismus. 213—16 Laum, Das Amt der Kolakreten. Verteidigung seiner Erklärung des Ausdrucks als Schenkensammler gegen Maaß, Archiv 23, 221f. 216—18. Radermacher, Danse u. der goldene Regen. 218—20 Treitel, Das Judentum als geistige Weltreligion, wie es als solche Eingang in die Kulturwelt Roms gefunden. 220—24 Gabirol, Die zehn Gebote ursprünglich eine Felseninschrift? 224 Weinreich, Ἀνταρπία (ein Kopfweh verursachender Windgeist). 3/4 I. Abt. Arch. f. Religionswiss. I. Abhandlungen. 225—44 Zepf, Der Gott Atōv in der hellenistischen Theologie. (Nach Entfernung der philosophischen Übermalung wird der Aion nicht auf den iranischen Zruvān, sondern mit allem Vorbehalt auf den Gott einer kosmischen Weltperiode zurückgeführt.) 245—64 Capelle, Elysium u. Inseln der Seligen. (Darüber wird über den Bericht von Holtzmann u. den Artikel von Arbmann erst referiert, wenn sie vollständig vorliegen.) 265—82 Jacoby, Der angebliche Eselskult der Juden und Christen. („Im 1. vorchristlichen Jahrhundert entsteht in Alexandria bzw. in dessen Kultursphäre die antijüdische Fabel von der onomorphen Gestalt des jüdischen Gottes Ἰζώ κῆρ u. zwar aus einer satirisch-antijüdischen Etymologie des jüdischen Namens, die κῆρ auf das ägyptische Wort für den Esel zurückführte“ [280f.]). II. Berichte. 283—94 Caland, Vedische Religion (1915—27). 295—331. Holtzmann, Literatur des Judentums. III. Mitteilungen u. Hinweise. 332—37 Eckstein, Brot im Liebeszauber (im Poenitentiale, Arundel u. bei Burchard von Worms). 337f. Scheffelowitz, Beim Schwerte schwören, ein indogermanischer Kriegerbrauch. 338 Laum, Das Amt der Kolakreten (Nachtrag zu S. 213ff.). 338 von Lippmann, Zur Geschichte der Ostereier (schon zur Zeit der Fatimiden-Dynastie in Ägypten allgemein üblich). II. Abt. Beiträge zur Religionswissenschaft der Religionswissenschaftlichen Gesellschaft in Stockholm. 339—87 Arbmann, Tod und Unsterblichkeit im vedischen Glauben. C. Clemen.

The Asiatic Review XXIV 1928:

77 Januar 1—7 A Symposium on the Indian Statutory Commission (Lord Meston; M. Bahadar of Burdwan; Syed Amur Ali; H. Verney Lovett). — 8—12 K. S. Bajwa, Irrigation in the Punjab. — 'Hindu-Muslim Relations'. — 15—32 The Asian Circle. 1. Afghanistan; 2. Iraq and Palestine; 3. Political Developments in Iraq. — S. Sinha, Dyarchy in Indian Provinces in Theory and Practice. — Shyam Shankar, Political Views of Orthodox Hindus. — H. Salomonson, Tourism in Java. — 129—40 J. F. Baddeley, Daghestan. — 141—4 W. E. D. Allen, The Tatar Republic on the Volga. — St. Rice, Materialism and Spirituality. — *Khud Dekhta Age, India Tomorrow (R. Craddock). — *A. Carhill, The Garden of Adonis (V. Lovett). — *K. S. Venkataramani, Marugan the Tiller (J. Ch.

Molony). — *C. S. Ranga Jyer, Father India (P. P. Pillal). — *B. K. Thakore, Indian Administration (P. S. C.). — *J. E. Woolacott, Britain's Record in India (J. J. Nolan). — *N. M. Dumasia, Jamnagar and its Ruler (F. H. Brown). — *E. Thompson, A History of India (P. Fagan). — *R. V. M. Bahadur, Obstruction or Progress? — *N. C. Bandyopadhyaya, Development of Hindu Polity and Political Theories; *ders., Kautilya. — *La Société des Nations et des Puissances devant le Problème Arménien. — *R. W. Swallow, Sidelights on Peking Life; *F. A. Ossendowski, Derrière la Muraille Chinoise; *Kou Houng-ming, L'Esprit du Peuple Chinois; *R. P. Huc, Souvenirs d'un Voyage dans la Chine (C. D. Bruce). E. L.

Biblica VIII 1927:

4 385—417 B. Alfrink, Die Gadd'sche Chronik und die Heilige Schrift. — E. L.
441—444 Ludwig Keimer, Eine Bemerkung zu Amos 7, 14 (בולס שקמים) bedeutet das Einschneiden der Sykomorenfrüchte, um sie zum Reifen zu bringen; vgl. die ägypt. Darstellungen der Sykomorenfeigen mit rundem oder halbmondförmigem Einschnitt). Wr.

Bijdragen tot de taal-, land- en volkenkunde van Nederl.-Indië 83 1927:

4 481—502 H. H. Juynboll, Vertaling van sarga XIV—XVI van het Oudjavaanse Rāmāyaṇa. — 503—513 Th. van Erp, Nog eens de Hindu-Javaanse beelden te Bangkok. (12 Tf.). — 514—551 J. H. Neumann, Karo-Bataksche offerplaatsen. (1 Tf.). — 552—592 J. Mallinckrodt, De stamdeeling van de Maanja-Sioeng-Dajaks, der Zuider- en Ooster-Afdeeling van Borneo. (7 Abb. auf Tfn.) W. P.

Bulletin of the American Schools of Oriental Research.

27 (Oktober 1927). Butin, Christian Archaeology in Palestine. (Das Palästina der byzantinischen Zeit war mit zahlreichen Kirchenbauten ausgestattet, deren Ruinen teilweise in der Kreuzfahrerzeit wieder aufgebaut sind, so daß man an den heutigen Ruinen noch beide Bauten unterscheiden kann. Vielfach stehn diese Bauten an Plätzen eines Ereignisses aus dem Leben Jesu, oder wenigstens an den Plätzen, wo nach der damaligen Tradition das betreffende Ereignis stattgefunden hat. Es werden behandelt: Amwas, the Eleona, Gethsemane, St. Peter in Gallicantu.) — E. A. Speiser, An important Discovery (Feuerstein- und Obsidiangeräte gleichen Charakters lehren eine Verbindung zwischen Anatolien über Ninive bis Susa in vorsumerischer Zeit.) — The Primitive Alphabetic Inscriptions in Sinai berichtet, daß eine amerikanische Expedition noch weitere Inschriften gefunden hat. Soweit möglich sind sie nach Kairo geschafft. — A New series of Publications by the Schools: Publications of the Baghdad School: Joint Expedition with the Iraq Museum at Nuzi, Vol. 1, Inheritance Texts, by Edward Chiera. — The Earthquake in Palestine hat das neue Gebäude des amerikanischen Instituts nicht betroffen.

28 (Dezember 1927). Das Heft enthält ausschließlich geschäftliche Mitteilungen, Berichte über das Jahr 1926/27. Aus dem Bericht des Direktors des Forschungsinstituts von Bagdad sei auf Dr. Speisers Bezeichnung des nördlichen Iraq hingewiesen, wo noch eine Fülle archäologischer Schätze der Ausgräber wartet. Nicht geringer dürfte die philologische Ausbeute durch Aufnahme der dort herrschenden kurdischen Dialekte werden. Das Institut plant gemeinsam mit der Harvard-Universität eine (weitere) Ausgrabung in der Nähe von Kerkuk (Arrapha). Der erste Band der Publications of the Baghdad School, the joint expedi-

tion with the Iraq Museum at Nuzi, enthalten 100 Tafeln „Inheritance Texts“, herausgegeben von Edward Chiera, ist erschienen (Paul Geuthner, Paris) Max Löhr.

Bulletin de l'Institut français d'Archéologie orientale XXVII 1927:

2 113—125 O. Guéraud, Quelques textes du Musée du Caire (I Textes latines sur tablettes de cire. II Inscription en l'honneur d'Aménouthès, m. Taf. [Dank an d. Heilgott Amenophis I]). — 127—157 O. Guéraud, Quelques notes sur le papyrus de Ménandre. — 159—203 Jaroslav Cerný, Le culte d'Aménophis Ter chez les ouvriers de la nécropole thébaine (m. 9 Taf. bes. aus Gräbern v. Der el Medine. Der alten Ansicht Maspero über die šdm š m š t m² als einer Kultgenossenschaft stellt er die Gleichung = rmt is t n p' hr „Arbeitschaft der kgl. Nekropole“ entgegen. Unter ihnen als königlichen Angestellten ist der Kult besonders verbreitet, er dehnt sich über alle Statuen des Königs in Theben aus, daher viele verschiedene Beinamen, Darstellungen, Verbindungen mit anderen Göttern). Wr.

Bulletin & Mémoires de la Société d'Anthropologie de Paris 1927:

1/2/3 62—86 H. C. Sloman, Contribution à la paléopathologie égyptienne. E. L.

Bulletin of the Metropolitan Museum of Art XXII 1928:

2 48—49 Christine Alexander, A Corinthian Krater (m. 2 Abb., frühes 6. Jahrh. Abgesessene Krieger Frauen, Löwen und Gazellen in 2 Friesen). — 54—55 Gisela M. A. Richter, A newly acquired Louthrophoros (m. 3 Abb. 6. Jahrh. m. funerären Darstellungen). II. Section: 3—58 H. E. Winlock, The Egyptian Expedition (m. 55 Abb. Bericht über die Grabungen in Theben. Beendigung der Grabung der 11. Dyn.-Nekropole in Der el bahri. Darunter ein unberührtes Grab mit einem Fries aus Grabkegeln, deren Grundfläche gemustert und glasiert war, als Dachabschluß. Sie scheinen demnach die Enden der Dachbedeckung darzustellen. Fund eines Spielbretts auf Füßen 11. Dyn., wohl das älteste erhaltene, Statuetten tanzender Negermädchen in Bruchstücken, in einem Massengrab 62 Soldatenmumien der 11. Dyn. mit Pfeilwunden, wohl vom Sturm auf eine Befestigung. Etwas ein Dutzend zeigte Zerschmetterungen von Keulen schlägen, es waren vielleicht gefangene und geopferte Feinde. Auf einem Ausflug nach dem Schatt er riga wurden auf den Felsenbildern und Inschriften die Wüdrträger wiedergefunden, deren Gräber in den vorhergehenden Jahren freigelegt worden waren. — Fund einiger schlecht erhaltener Statuen, ein gut gearbeitetes Gesicht Mentuhoteps III. — Große Skarabaeenfunde im Hof des Hatschepsut-Tempels legen die Gründung ins 8. oder 9. Jahr Thutmosis' III zu Lebzeiten ihrer Tochter Nofrure fest und lassen den Grundriß in Form und Maß in direkte Beziehung zu dem de Mentuhotep-Tempels setzen, der sein Vorbild gewesen ist. Erst nachträglich hat Senmut den Plan erweitert und originell umgemodelt. — Das Grab des Senmut wurde geöffnet, ein Raum mit Totenbuchttexten beschrieben und die Decke mit dem Sternenhimmel befestigt gefunden. Das Grab gehört wohl zu der längst bekannten Kapelle in Abd al Gurna. Zahlreiche Fragmente von Statuen der Hatschepsut im Steinbruch rund um das Cookhaus, vielfach noch mit den Farben im Anschluß an die Funde neuer Wiederherstellungsversuch der Geschichte der ersten Thutmosen). — 59—72 N. de Garis Davies, The graphic work of the Expedition (m. 15 Abb. Einzelne Arbeiten in Charg

nd Amarna, Beendigung der Aufnahme des Rechere-Grabes. Skizze des ägypt. Tanzes und der Tänzerinnen. — 73—75 A. M. Lythgoe, List of private Tombs at Thebes recorded by the Museum's Egyptian Expedition during the years 1907—1927. — 78—82 Gisela M. A. Richter, Recent accessions of the classical department (m. 10 Abb.). — 85—90 M. S. Rimand, Samarra the ephemeral (m. 5 Abb. über die Publikationen von Sarre und Herzfeld). Wr.

Bulletin of the School of Oriental Studies, London Institution IV 1927:

433—39 E. Denison Ross, 'Omar Khayyām (Zur Echtheitsfrage der dem 'Omar zugeschriebenen Strophen, unter besonderer Berücksichtigung des von v. Rosen entdeckten Manuskriptes). — 441—72 Pers., Burzoe's autobiography from „Kalila and Dimna“. — 473—92 W. Parceval Yetts, A Chinese treatise on architecture (Über das Werk Ying tsao fa hih, dessen Abfassung von dem Kaiser der Nördlichen Dynastie um 1070 n. Chr. angeordnet worden war). — 493—503 Jarl Charpentier, Remarks on the identification of some Jataka pictures (Bemerkungen und Ergänzungen zu Grünwedels Altbuddhistischen Kunststätten). — 505—31 D. L. R. Lorimer, A Buru-naski text from Hunza. — 533—41 R. L. Turner, Notes on Dardic. — 543—73 W. Doderet, The Grammar of the Jñanesvari (Jñānadevas Marathi-Kommen-tar zur Bhagavadgītā, beendet 1290 n. Chr.; Aufschlüsse daraus über die Grammatik des damaligen (Marathi). — 575—77 E. H. Tuttle, Kodagu peda, ulu pudar (Etymologisches aus dravidischen Sprachen). — 579—85 J. Kats, The Ramayana in Indonesia. — 587—610 W. G. Ivens, A study of the Oroha language, Mala, Solomon Islands. — 611—13 S. K. Dé, Some readings of Janakiharana XVI. — 615—23 Caland, The Śatapatha Brāhmaṇa (A. B. Keith). — 23—24 *W. Caland, Over het Vaikhānasasūtra (A. B. Keith). — 624—26 *R. D. Ranade, A constructive survey of Upanishadic philosophy (A. B. Keith). — 27—28 *Th. Stcherbatsky, La théorie de la connaissance et la logique chez les bouddhistes tardifs (A. B. Keith). — 628—30 *J. M. Macphail, Aśoka; *R. Moor-erji, Harsha (L. D. Barnett). — 630—31 *E. Hultzscher, Lāgha's Śiṣupālavadha (L. D. Barnett). — 631 *S. Kuppaswami Sastri, Āścaryacūḍāmaṇi (L. D. Barnett). — 632—33 *Gaekwad's Oriental Series (L. D. Barnett). — 633—37 *Lord Chalmers, Further dialogues of the Buddha (Mrs. Rhys Davids). — 637 *Munda Gaṇesh Mirajkar, Samasloki Gītā (S. G. Kanere). — 637—38 *Jagannāth Dās Ratnākār, Bihārī Ratnākār (T. G. Bailey). — 638—39 *Giridhar Dās, Arasādh Vadh Mahākāvya (T. G. Bailey). — 639—40 Pierre Du Jarric, Akbar and the Jesuits (A. Werner). — 640—43 *G. Margouliès, Le Kou-wen chinois; Ders., „Fou“ dans les Wen-siuan (L. Giles). — 643—47 H. Hose, Natural Man (C. O. Blagden). — 647—48 L. A. Mills, British Malaya, 1824—67 (C. O. Blagden). — 648—52 *E. G. Browne, A year amongst the Persians (W. Haig). — 654—55 *Yahyā Ibn Sibak, Dastūr-i-ushshāq. Ed. by R. S. Green Shields (W. Haig). — 655—58 *A. Bertram and J. W. A. Young, The orthodox patriarchate of Jerusalem (A. J. Toynbee). — 658—59 *F. R. Rodd, People of the veil (P. P. H. Masluck). — 659 *H. Moret and G. Davy, From tribe to empire (H. Dodwell). — 659—60 *J. G. Frazer, The worship of nature (H. Dodwell). — 660—61 *D. A. Mackenzie, The migration of symbols (H. Dodwell). — 61 *W. Crooke, Religion and folk-lore of Northern India (H. Dodwell). — 661—63 *F. Lexa, La magie dans l'Égypte antique (A. Werner). — 663—64 *N. Ch. Tehta, Studies in Indian painting (T. W. Arnold). — 64—70 *W. Schmidt, Die Sprachfamilien und

Sprachenkreise der Erde (C. O. Blagden). — 670—71 *C. M. Doke, The phonetics of the Zulu language (L. E. Armstrong). Joh. Nobel.

Byzantion III 1926/7:

1 M. Meyerhof, Les versions syriaques et arabes des écrits Galéniques (19 S.) (historischer Überblick; Charakteristik der Übersetzungstätigkeit des Hunain b. Ishāq, hauptsächlich im Anschluß an seine Schrift über die syrischen und arabischen Galen-Übersetzungen). G. B.

The Journal of Egyptian Archaeology XIII 1927: 1/2 1—6 H. R. Hall, Edouard Naville (Nekrolog m. Bild). — 7—13 Madeleine Frédéricq, The Ointment Spoons in the Egyptian Section of the Brit. Mus. (m. 7 Taf.). — 14—18 Harold Mattingly, Notes on the Chronology of the Roman Emperors from Valerian to Diocletian. — 19—26 W. E. Crum, Some further Meletian Documents (m. 1 Taf. Brit. Mus. P. 2724). — 27—29 H. R. Hall, The Head of an old Man (No. 37883) in the Brit. Mus. (m. 2 Taf. 25. Dyn., doch läßt Hall die Möglichkeit der Datierung in die 12. Dyn. offen). — 30—39 J. Černý u. T. Eric Peet, A Marriage Settlement of the twentieth Dyn. (m. 3 Taf. Turin 2021 vom Ende d. 20. Dyn. Ergänzt durch ein Ostrakon der Slg. Gardiner). — 40—49 Warren R. Dawson, Making a Mummy (m. 3 Taf. mit sehr wichtigen technischen Einzelheiten). — 50—56 S. R. K. Glanville, Note on the Nature and Date of the „Papyri“ of Nakht, B. M. 10471 and 10473 (m. 3 Taf. 10473 aus pergamentähnlichem Ziegenleder, mit ungewöhnlich feinen Bildern, Ende der 18. Dyn.). — 57—58 H. R. Hall, Three Hippopotamus-Figures of the Middle Kingdom (m. 2 Taf.). — 59—74 J. G. Winter, The Family Letters of Panikos (m. 3 Taf., 3/4 nachher. Jahrh. aus Gerze-Philadelphia, jetzt in Chicago). — 75—78 Alan G. Gardiner, An administrative Letter of Protest (zu Gunn, A Sixth Dyn. Letter from Saqqara Ann. du Serv. XXV 242, mit neuer Auffassung). — 79—83 Notes and News. — 84—121 H. I. Bell, A. D. Nock, H. J. M. Milne, Bibliography: Graeco-Roman Egypt. A Papyri (1924—1926). — 122—124 *Ch. Boreux, Études de nautique ég. (S. R. K. Glanville). — 124—125 *H. I. Bell, Juden und Griechen im römischen Alexandria (J. G. Milne). — 125 *Walter Otto, Kulturgeschichte des Altertums (H. I. Bell). — 125—127 *Winlock-Crum-White, The Monastery of Epiphanius at Thebes (H. Leclercq). — 127 *Thomas G. Allen, Handbook of the Eg. Coll.: Art Institute of Chicago (H. R. Hall). — 128—129 *H. G. Evelyn White, The Monasteries of the Wadi'n-Natrūn I (De Lacy O'Leary). — 129—130 *Fr. Heichelheim, Die auswärtige Bevölkerung im Ptolemaeerreich (H. I. Bell). — 130—131 *Th. Hopfner, Fontes historiae religionis aegyptiacae und *G. Steindorff, Die Blütezeit des Pharaonenreiches (H. R. Hall). — 131—132 *Otto Crusius — R. Herzog, Die Mimiamben des Herondas (A. de Knox).

Journal of the Gypsy Lore Society. Third Series. Vol. III.

8 D. MacRitchie, Charles Godfrey Leland (Erinnerungen an den bekannten amerikanischen Begründer und Vertreter der Zigeunerkunde zur Hundertjahrfeier seines Geburtstages, 15. Aug. 1924). — J. Sampson, Welsh Gypsy Folk-Tales. Nr. 22: Goggle-Eyes (Das Märchen vom Ashypelt oder „männlichem Aschenbrödel“; vgl. die Bemerkungen von W. R. Halliday). — Anglo-Romani Gleanings (II) from London-Side Gypsies (Alphabetische Liste von Zigeunerwörtern aus der Gegend von London mit etymologischen Erklärungen sowie sachlicher und grammatischer Einleitung). — T. W. Thompson, Witherite (Über das Mittel, mit dem die Zigeuner Schweine töten; es wird als Witherit, d. i. kohlensaurer Barit, bestimmt). —

Notes and Queries: 9. Coppersmiths in Paris (Erlebnis von L. Cons mit zigeuner. Kupferschmieden im Jahre 1920). 10. Roumanian Gypsies (Zitat aus Sir Robert Ker Porter's Travels etc. über Anzahl und Leben der Zigeuner in Rumänien um 1820). 11. The Knowledge of Gypsy among the Gentiles of Spain (Notiz von I. Brown, aus der hervorgeht, daß im spanischen *Argot* ein Drittel der Wörter zigeunerisch ist). 12. Scottish Gypsy Lees (von R. A. Scott Macfie, über die Herkunft der Zigeuner des Namens Fraser-Lee). — 13. The Drindari Word 'Šaingu' (Etymologische Bemerkung v. B. Gilliat-Smith).

4. J. Sampson, Welsh Gypsy Folk-Tales. Nr. 23: Jack and his Cudgel (d. i. unser Knüttel-aus-dem-Sack; ausführliche volkscundliche Bemerkungen über die magischen Talismane von W. R. Halliday, ferner über „Perseus and the Kibisis“ vom Hrsg.). — T. W. Thompson: Samuel Fox and the Derbyshire Boswells (Eingehende historisch-genealogische Studie über die Zigeunerfamilie Boswell und ihr Verhältnis zu Rev. S. Fox, geb. 1801, dessen handschriftlich hinterlassenes englisch-zigeunerisches Vokabular vor kurzem wiederentdeckt wurde). — A. C. Woolner, Studies in Romani Philology. III. The Verb Substantive. — V. Lebzelter, Contribution to the Anthropology of Serbian Gypsies (Messungen an christlichen Zigeunern in Serbien mit kurzer Schlußfolgerung). — Notes and Queries: 14. Rumanian Gypsies (Zitate aus P. Labbé's La vivante Roumanie, 1913, über die rumänischen Zigeuner, mitgeteilt von A. Russell). 15. Bulgarian Gypsies (Zitat, mit statistischer Tabelle, über die bulgarischen Zigeuner, aus dem Buche La Bulgarie dans le passé et le présent, 1892, von L. Lamouche, mitget. v. R. A. Scott Macfie). 16. Carons (Notiz über die französische „Zigeunerfamilie“ Caron und ihre Sprache, die aber z. gr. T. ein *Argot* ist). 17. A Gypsy-like Tribe in Turkestan. (Notizen über die Yagnaub, mitgeteilt von H. Ehrenborg. — Die Yagnob sind aber in Wirklichkeit Iranier; vgl. Geiger im Grundr. d. Iran. Philol. I, 2, S. 334—44, Junker, Drei Erzählungen auf Yagnabi, Heidelberg 1914). Vol. IV.

1. J. Sampson, Welsh Gypsy Folk-Tales. Nr. 24: The Pregnant Lady (Das Märchen von „Hans Dumm“; ausführliche Anmerkungen von W. R. Halliday). — T. W. Thompson, Samuel Fox and the Derbyshire Boswells (Forts. des Art. in Vol. III, Part. 4). — E. Wittich, German Gypsy Songs (6 Lieder deutscher Zigeuner, mit englischer Übersetzung; das 5. Lied, überschrieben „Eine Göttin“, ist ein hübsches Liebeslied. Eine deutsche metrische Übersetzung würde lauten:

„1. Ich schaute dich im Traume, schöne Maid,
und glaubte, du wärest hier an meiner Seit!
Jetzt kann es doch kein Traum mehr sein;
denn du bist jetzt die Liebste mein.
2. Wie Sonnen hast du helle Äugelein,
und hast so schöne rote Wänglein,
und Lippen hast du seidengleich,
und Haar so schwarz, an Schönheit reich,
3. und einen Mund wie eine Göttin gar.
So schön ist keine in der Frauen Schar.
Mein Lieb, ich fleh dich an allhier,
du schöne Maid, entflieh mit mir.)

A. Simons, A Dissertation on the Wandering Tribe (Beschreibung der Zigeuner in Les Saintes-Maries-de-la-Mer nebst allgemeineren Bemerkungen über das Zigeunertum). — Review: H. W. Shoemaker, Gypsies and Gipsy Lore in the Pennsylvania Mountains. — Notes and Queries: 1. Ringing the Changes (Trick einer jungen Zigeunerin, die einen Buchhändler beim Geldherausgeben um drei Schillings beschwin-

delte). 2. Italian Gipsies (Zitat aus Lady Maria Graham's Three Months passed in the Mountains east of Rome, during the year 1819, über italien. Zigeuner).

2. A. McCormick, David MacRitchie (Nachruf auf den verdienten Volkskundler und Tsiganologen). — J. Sampson, Welsh Gypsy Folk-Tales. Nr. 25: The Soothsayer (Ein Schwank, der, wie W. R. Halliday nachweist, in die Reihe der Geschichten vom „Großen Klaus und Kleinen Klaus“ und vom „Bürle“ gehört). — E. M. Leather, Collecting Folk-Melodies from Gypsies in Herefordshire. With a Note by T. W. Thompson (Bericht über eine Sammlung von englischen Volksliedern aus dem Munde von Zigeunern, die hier genannten Personen werden von dem besten Kenner der Zigeunergenealogie einzeln besprochen und eingeordnet). — F. G. Ackerley and E. O. Winstedt, Specimens of Finnish Romani (Textproben mit Übersetzung und kurzer philol. Einleitung). — H. Friess und V. Lebzelter, The Gypsies of the Banat in the Eighteenth Century (Nach Urkunden aus dem Hofkammerarchiv in Wien). — Review: *L. Wiener, Africa and the Discovery of America. (R. A. S. Macalister) (Muster einer höflich ablehnenden Kritik). — Notes and Queries: 3. English Gypsy Song und 4. Romani Ghili (Zwei von Irving Brown in America aufgezeichnete Zigeunerlieder). 5. A Warning (W. R. Halliday warnt mit Recht gegen die von Thorndike begangene Verwechselung von Gypsies und Egyptians). 6. Grose on Gypsies (Zitat aus Grose's Classical Dictionary of the Vulgar Tongue, 1823, über den Zigeuner, mitget. v. A. Symons). 7. The Three Spanish Gypsies (Frage von H. T. Crofton nach dem Ursprunge des Namens „Three Spanish Gypsies“ für ein früheres Haus in London). 8. Trades of the Travellers of the New Forest (Namen und Berufe von Zigeunern, mitget. v. A. E. Gillington). 9. The Lord Prayer in Romani (Frage von E. G. Duff nach der ältesten Übersetzung des Vaterunsers ins Zigeunerische, die von W. Bogdani im Jahre 1723 dem Bibliothekar Humphrey Wanley gezeigt wurde). 10. Corrigenda and Addenda (Bemerkungen des Hrsg. über den Namen *Chirn* und die Formen *prala*, *skrutala*, *jinés*).

3. The Frontispiece (eine Zigeunerszene auf einem Wandteppich des 18. Jahrh.). — J. Sampson, Welsh Gypsy Folk-Tales. Nr. 26: The Horse that Dropped Gold (Das Märchen von dem Tiere, das Goldstücke hinten herausfallen läßt, hier als Schwank, wie in vielen anderen Literaturen; vgl. die Bemerkungen von W. R. Halliday). — J. Gilliat-Smith, The Song of the Bridge. With a Note by W. R. Halliday (Text und Übersetzung einer Zigeunerballade aus Rustschuk über die weit verbreitete Sage von der Einmauerung oder Opferung eines lebenden Menschen beim Errichten eines Bauwerks.). — Anglo-Roman Gleanings (III) Chiefly from Hampshire (Vgl. Vol. III, Part 3). — T. W. Thompson, A Masterful Beggar (Eine köstliche Bettelgeschichte einer Zigeunerin von ihrer Nichte in vulgärem Englisch erzählt). — Notes and Queries: 11. The Death of Loverin Wood (Bericht über ein Zigeunerschicksal, mitget. v. M. Lyster). 12. Russian Gypsies (Zwei Zitate aus älteren Reisewerken über russische Zigeuner). 13. The Bulgarian Story of St. Gregory and the Gypsies (Nachweise der Quelle für die Sage von der Austreibung der Zigeuner aus Ägypten, in der die Zigeuner die Rolle der Israeliten übernommen haben; von W. R. Halliday). 4. J. Sampson, Welsh Gypsy Folk-Tales. Nr. 27: The Dragon (Der Drachenkampf, der in verschiedenen Grimmschen Märchen eine Rolle spielt; vgl. die Bemerkungen von W. R. Halliday). — T. W. Thompson, English Gypsy Folk-Medicine. Some Unedited Notes

(Allerlei interessante Mitteilungen über Heilmittel und Krankheiten). — Irvine's Vocabulary (Wiederabdruck einer Sammlung von Zigeunerwörtern aus dem Jahre 1819, mit kritischen Bemerkungen). — Review: *C. Ph. Cape, Prisoners Released: the Redemption of a Criminal Tribe. (T. W. Thompson) (Über die Döm in Indien, die mit den Romani dem Namen nach verwandt sind). — Notes and Queries: 14. Gypsy Prophecies (Drei Mitteilungen über Zigeunerwahrungen, die in Erfüllung gingen). 15. Joshua Scamp and Edward Buckland (Berichte über die Prozesse und Hinrichtungen zweier Zigeuner 1801 und 1821). 16. Bovedantuna (s. Bovo d'Antona, d. i. Bevis of Hampton). 17. Persian Gypsies (Zitate aus F. Hale, From Persian Uplands, 1920, und Sykes, The Glory of the Shia World, 1910, mitget. v. W. R. Halliday).

Vol. V.

1. J. Sampson, Welsh Gypsy Folk-Tales. Nr. 28: The Man and Woman with too Many Children (Ein Märchen aus dem Kreise der Hänsel-und-Gretel-Geschichten; s. die Bemerkungen von W. R. Halliday). — T. W. Thompson, Gypsy Marriage in England, I u. II (Auf Grund eingehender Untersuchungen wird u. a. festgestellt, daß Ehen zwischen Vetter und Base sehr beliebt sind, wie bei den Arabern). — Gypsy Melodies (Fünf Zigeunerlieder, drei aus Serbien, zwei aus Kärnten, in Text, Übersetzung und Melodie, dazu eine Melodie von russ. Zigeunern). — E. Wittich, Notes on the Gypsies (1), Birds and Beasts in Gypsy Superstitions; (2) Tame Birds among the Gypsies (Von deutschen Zigeunern; die abergläubischen Vorstellungen und Gebräuche stimmen mehrfach mit denen der Deutschen überein). — Notes and Queries: 1. Gypsies of Persia (Zitate aus den „Travels“ etc. von Sir Robert Ker Porter, 1817—1820, mitget. v. W. R. Halliday).

2. J. Sampson, Welsh Gypsy Folk-Tales. Nr. 29: The Bottle of Black Water; dazu Appendix: Nr. 30: The Golden Bird (Vgl. die Grimmschen Märchen „Der goldene Vogel“ und „Das Wasser des Lebens“; Ausführungen darüber von W. R. Halliday). — J. Sampson, The Dialect of the Derbyshire Gypsies (Gründliche Bearbeitung des Vokabulars von Rev. S. Fox aus den Jahren 1832—33. Vgl. Vol. III, Part 4). — Review: *I. Brown, Gypsy Fires in America (A. Symons) (Erlebnisse an den Lagerfeuern der Zigeuner). — Notes and Queries: 2. Gypsies in Persia (Kurze Notiz aus dem anonymen Werke A Narrative of Italian Travels in Persia in the Fifteenth and Sixteenth Centuries, mitget. v. W. R. Halliday). 3. French Gypsies in 1607 (Erwähnung tanzender Zigeuner am französ. Königshofe).

3. J. Sampson, Welsh Gypsy Folk-Tales. Nr. 31: The Jew (Die Geschichte gehört, wie W. R. Halliday nachweist, zu den Erzählungen über die „Listen der Frauen“). — B. J. Gilliat-Smith, Some Letters from Paspati to Smart and Crofton (Vier Briefe von Paspati mit ausführlichen Mitteilungen über die „Balkan-Zigeuner“). — T. W. Thompson, Some New Appy Boswell Stories. I. Appy's Account of his Early Life. II. Appy and the Conger Eel (Zwei humorvolle Lügengeschichten in englischer Vulgärsprache. Die erste erinnert an Sindbad den Seefahrer; u. a. erzählt Appy, wie er bei einem Schiffbruch auf den Boden des Ozeans fiel: „Das war ein schönes *tem* — d. i. Land —, keine Frage; bloß Futter gab's da unten nicht grade viel; und das dauerte eine Ewigkeit, bis man nur ein büscheln Feuer in Gang kriegte“. Die zweite Geschichte handelt von einem Bier trinkenden Meeraal, den Appy in der Tasche trug). — Reviews: *J. Sampson, The Dialect of the Gypsies of Wales. (Andreas und Bloch) (Ein-

gehende Würdigung dieses monumentalen Werkes). — Notes and Queries: 4. A Syrian Nuri (über den Damaszener Zigeuner Abū Gāmūs nach einer Erzählung aus dem Jahre 1924). 5. The Birth of a Legend (lehrreiches Beispiel des Ursprungs einer Legende aus einer literarischen Quelle, mitget. v. M. E. Lyster). 6. The Cuckoo and the Hawk (Parallelen zu dem Zigeunerglauben, daß der Kuckuck sich im Herbst in einen Habicht verwandelt, mitget. v. J. Sampson). 7. Corey Dyne (Anfrage über einen Zigeuner, der sich so nannte, 1826; kurze Vermutung dazu v. Sampson). 8. Zemherija, Spirits of Cold Weather (F. B. Bernadzikowska teilt mit: „The Gypsies at Sorica, near Serejevo, call a severe winter a *Zemherija*. It consists of three *Gjemre* . . . All three *Gjemre* are evil spirits, dangerous to mankind (*insan*), and bring illness and death“. *Zemherija* ist natürlich das arab.-türk. Wort *zemherir* „sehr kalt, große Winterkälte“. *Gjemre* ist das arab.-türk. *gembre*; die drei *gembre* sind die drei Arten der Wärme im Frühjahr, Luft, Erde, Wasser; vgl. die Wörterbücher von Lane, Dozy, Kélékian. Hier ist das Wort von den Wärmeperioden auf Kälteperioden übertragen; ob man sie wirklich zu Dämonen gemacht hat, wäre noch genauer zu untersuchen).

4. R. L. Turner, The Position of Romani in Indo-Aryan (Gründliche sprachvergleichende Untersuchung, für die Sampson's Werk — vgl. Vol. V, Part 3 — viele Bausteine liefern konnte; Verf. kommt zu dem Schlusse, daß Romani ursprünglich mit den zentralindischen Dialekten zusammengehöre, aber auf der Wanderung nach Nordwesten durch die Nordwest-Gruppe beeinflusst sei). — Notes and Queries: 9. A Centenarian's Tale (Aus den Erinnerungen von John Pratt, der 1755 oder 1756 geboren sein soll und 1862 in Oxford starb; persönliche Erlebnisse mit Zigeunern). 10. Gypsy Huts (Kurze Notiz über Laubhütten der Zigeuner aus dem Jahre 1826). 11. Fortunetelling in Rumania (Zigeunerinnen als Wahrsagerinnen nach D. Kirke, Domestic Life in Rumania, 1916). 12. Gypsy Tribute to Kogălniceanu's Memory (Kog. war der Befreier der rumänischen Zigeuner; nach der Enthüllung seines Denkmals legten Zigeuner einen Kranz aus Eichenlaub und Feldblumen dort nieder und führten einen Nationaltanz auf).

Vol. VI.

1. J. Sampson, Welsh Gypsy Folk-Tales. Nr. 32: The Master Thief (mit kurzer Anmerkung von W. R. Halliday über den „Meisterdieb“). — T. W. Thompson, Tales in a Cottage (Anschauliche Schilderungen aus dem Zigeunerleben in England aus neuerer Zeit). — B. Gilliat-Smith, Notes on Dr. Sampson's 'The Dialect of the Gypsies of Wales'. (Phonetische, grammatische u. lexikalische Bemerkungen; S. 27 der endgültige Nachweis, daß *rom* mit sanskr. *roma* zusammenhängt; dieser ist zu S. 39/40 meines „Zigeuner-Arabisch“ nunmehr nachzutragen). — J. Sampson, Early Records of the Gypsies in England (Aus den Jahren 1540—43). — Review: *A. Machen, The Canning Wonder. (Bespr. v. Hrsrg.) (Hier wird der berühmte Canning-Prozeß aus dem Jahre 1753 von der zigeunerischen Seite näher beleuchtet). — Notes and Queries: 1. Hokkano Baro at Witney (Drei Fälle, in denen sich leichtgläubige Leute in Witney durch falsche Versprechungen ihr Geld von Zigeunern abschwindeln ließen, aus den Jahren 1762, 1771 u. 1859). 2. Rutland and Leicestershire Gypsy Tombs (Mitteilungen über „A Gipsy Princess“, † 1794, und „Absalom Smith, King of the Gypsies“, † 1826, und ihre Gräber).

2. J. Sampson, Welsh Gypsy Folk-Tales. Nr. 33: The Fairies (Dies Märchen geht, wie auch W. R. Halliday in seinen Bemerkungen angibt, auf die „Geschich-

te von Prinz Ahmed und der Fee Perī Bānū“ in 1001 Nacht zurück; vgl. meine Übersetzung, Band III, S. 3—85. Leider fehlt uns noch der morgenländische Urtext). — J. Sampson, Notes on Professor R. L. Turner's „The Position of Romani in Indo-Aryan“. (Z. gr. T. etymologische Einzelfragen, in denen der Tsiganologie vom Indologen abweicht). — Gypsies as Highwaymen and Footpads (Authentische Berichte über Wegelagererei und Straßenraub, begangen von Zigeunern, die vielleicht neu sind für „those whose interest in Gypsies is sufficiently sentimental for them to prefer living in a land of illusion to facing facts“). — A. Wirth, A Persian Gypsy Vocabulary (Die Sprache ist nicht rein zigeunerisch, sondern stark gaunersprachlich verändert; vgl. über dergleichen die Einleitung zu meinem „Zigeuner-Arabisch“). Der verdiente Hrsg. des Journals hat manche lehrreiche Bemerkungen zu diesem Artikel beigesteuert; manches bleibt noch zweifelhaft, einiges würde ich anders erklären, so z. B. halte ich *rabūt* „Pulver“ für eine Verdrehung vom türk.-pers. *barūt* „Pulver“, nicht für arab. *turāb*, und *adem chāb* „Wolf“ scheint mir eher *ādām-hor* „Menschenfresser“ zu sein als „*ādam*, man, and *khab*, silent“). — Notes and Queries: 3. Letty Cooper (Längeres Zitat aus F. W. Robinson's Female Life in Prison über die junge Zigeunerin L. C. und ihr sonderbares Betragen im Gefängnis, mitget. v. T. W. Thompson).

3. J. Sampson, Welsh Gypsy Folk-Tales. Nr. 34: Falling Snow. (Variante von Schneewittchen; vgl. die Anm. von W. R. Halliday). — T. W. Thompson, Gypsy Marriage in England III, IV (Forts. des Artikels in Vol. V, Part. 1; Hochzeitsgebräuche, erläutert durch eine große Anzahl von Beispielen aus dem Leben englischer Zigeuner). — R. L. Turner, The Position of Romani in Indo-Aryan. A Reply to Dr. J. Sampson. (Vgl. Vol. VI, Part 2; Prof. T. hält seine Schlußfolgerung — vgl. Vol. V, Part 4 — für nicht erschüttert durch die hier besprochenen Einzelfragen). — B. J. Gilliat-Smith, A Discovery (Colocci's Lessico Italiano-Tochingianè stellt sich als das bisher vermißte Vokabular von Dr. Caramanos heraus, das Paspatis in Händen hatte). — Review: *W. Aichele, Zigeunermärchen (W. R. H[alliday]) (Kurze, anerkennende Anzeige). — Notes and Queries: 4. Gypsies and Turkeys (Das englische Zigeunerwort für „Truthahn“, *gawdra*, stammt aus Tirol). 5. Bread and Water (Mitteilung von Andreas über ein Lied in englisch-zigeunerischer Mischsprache). 6. Foreign Gypsy Coppersmiths in England in 1868 (Mitteil. v. T. W. Thompson). E. Littmann.

Oriente Moderno VII 1927:

2 (Febbraio) Sez. politico-storica: 61f. Accordo del 4 dicembre 1926 tra la Santa Sede e la Francia riguardo agli onori liturgici nei paesi in cui si esercita il protettorato religioso francese. — 62f. Accordo del 4 dicembre 1926 tra la Santa Sede e la Francia riguardo agli onori liturgici nei paesi in cui le Capitolaziani sono abrogate o non applicate. — 63—67 Decreto Reale 1926 sulle elezioni municipali palestinesi. — Sez. culturale: 104—107 *E. Rossi, Storia della marina dell'Ordine di S. Giovanni di Gerusalemme, di Rodi e di Malta, Roma 1926 (C. Manfroni). — 107f. *O. M. Harden, An introduction to Ethiopia christian literature, London 1926 (C. Conti Rossini).

3 (Marzo) Ausschließlich Riassunto della situaz. und Notizie varie.

4 (Aprile) Sez. culturale: 197—204 N. K. Dmitrijev, Proverbi dei Bāshqird. — 204—206 *J. A. G. Elliot, A visit to the Bajun Islands, London 1926 (E. Cerulli). — 206 *Vigor di vita in Tripolitania, Tripoli 1927 (E.

Rossi). — 207 *Annuario delle Colonie Italiane 1927, Roma 1927 (E. Rossi).

5 (Maggio) Sez. culturale: 254 *M. A. Vitale, I Meharisti ed i Mehara, Bengasi 1927 (E. Rossi). — 254f. *A. Sanhoury, Le Califat, Lyon 1926 (E. Rossi). — Als Supplemento zu diesem Heft ist der Index zu Bd. IV 1924 erschienen.

6 (Giugno) Sez. culturale: 295—310 E. Rossi, La questione dell'alfabeto per le lingue turche (über das Problem der Annahme der lateinischen Schrift).

7 (Luglio) Sez. culturale: 346—353 M. Guidi, Le onoranze al poeta egiziano Shawqī ed il loro significato politico.

8 (Agosto) Sez. culturale: 391—400 Mahmūd Bey Taymūr, 'Ammi Mitwalli, novella araba trad. da C. A. Nallino. — 401f. *H. E. Winlock, W. E. Crum, H. G. E. White, The Monastery of Epiphanius at Thebes, New York 1926 (I. Guidi). — 402 *G. Menassa, Les mandats A et leurs application en Orient, Paris 1924 (A. Giannini). — 402f. *V. Alhadeff, L'ordinamento giuridico di Rodi, Milano 1927 (A. Giannini). — 403 *G. M. de Francesco, La natura giuridica dei mandati internazionali, Pavia 1926 (A. Giannini). — 403 *Tūbiyyā al-'Anaysī, Silsilah ta'rīkhiyyah li 'l-baṭārikah al-anṭākiyyin al-mawārinah, Roma 1927 (C. A. Nallino). — 403—406 *Historia de la conquista de España de Abenalcotia el Cordobés, trad. de Julián Ribera, Madrid 1926 (C. A. Nallino). — 406f. *A. T. Sheringham, Modern Arabic Sentences on practical subjects, London 1927 (E. Rossi). — 407 *Gillier, La pénétration en Mauritanie, Paris 1926 (E. Rossi). — 407f. *Türkiyah Gumhūriyyeti Dewlet Sālnāme-si I, II, Stambul 1926 f. (E. Rossi).

R. Hartmann.

Palestine Exploration Fund 1927:

July: J. W. Crowfoot, First report of the new excavations on Ophel. Tyropoeon valley: excavations in field 10. Die zwei ersten Wochen der in jeder Hinsicht glatt verlaufenen Grabung brachten eine gepflasterte 20 m lange, über 5 m breite Straße zum Vorschein mit mehreren Häusern zu beiden Seiten, in deren gut erhaltenen Räumen eine beträchtliche Zahl bronzener und eiserner Geräte gefunden wurde; daneben auch ein irdener Napf, auf dessen Deckel ein „Anastasion“ roh eingekratzt war. Vermutlich sind die Resultate der bisherigen Grabung aus der Zeit der Kaiserin Eudisia, die in der Mitte des 5. Jhs. in Jerusalem ein Dezennium gelebt hat. (Sehr anschauliche Abbildungen.) — Alan Rowe, The discoveries at Beth-Shan — additional remarks, bringt Literaturangaben zu den in Besan gefundenen „throne-model“, „cylindrical cult objects“ und „kernoi“ und fragt, ob diese drei und ihre Pendants aus Phönizien und Anatolien einen gemeinsamen mediterranen Ursprung haben. — G. M. Fitz Gerald, two inscriptions from Beisān. Bei diesen beiden Inschriften ist jedenfalls beidemal das Wort *ἀγορᾶς* gesichert. Es erinnert an Jer 17, 27. 49, 27, wo LXX *ἀγορᾶς* mit diesem Worte wiedergibt, und an Mc 11, 4. Vielleicht ist es als „Bazar“, arab. *sūq* zu verstehen. (Abbildungen.) — H. I. Orr-Ewing, The lion and the cavern of bones at Petra, gibt die Photographie eines Löwen, 15 Fuß lang, 8 Fuß hoch, wieder, der sich in der Nähe von Zibb 'Aṭif in den roten Sandstein Petras eingemeißelt findet, und berichtet zugleich von einer Höhle voll menschlicher Gebeine, und zwar — das ist das Merkwürdige, worüber der Verf. eine Erklärung erbittet — es sind all with three exceptions leg bones, teils ausgegraben daliegend, teils in der Erde steckend. — W. F. Albright, The Danish excavations at Seilun — a correction. Der Verf. wendet sich gegen Richardsons Artikel im Aprilheft dieser

mitschrift und stellt fest, daß die ausschließlich dänische Grabung von Hirbet Sélun drei Schichten konstatiert habe: 1. Übergang von Spätbronze- zu Altenezeit, 13.—11. Jh., 2. Seleucidisch-römische und Arabische Zeit. In der Zeit der getrennten Reiche war der Platz nicht besiedelt. Demgegenüber haben sich bei Bêt Silâ keine Spuren alter Besiedlung aufgefunden lassen. — Elihu Grant, Tell en-Nasbeh expedition of the Pacific school of religion. Der Glanzpunkt der Grabung ist die in Länge von 200 Fuß freigelegte Außenmauer aus der Bronzezeit (1800 v. Chr.) mit Lehmputz. Hinter dieser Mauer und einer Innenmauer eine Reihe von Läden, Speichern, Behältern und ein achtröhriiger Backofen (eight-flue oven) sowie die Grundmauern eines Tempels + 700 v. Chr. Im Felsboden Höhlen, Silos, Tunnels, Einschnitte, einige Gräber mit geringen Beigaben. Unter den Kleinfunden sind einige ungewöhnliche, vielleicht einzigartige Bronzescherben. Das Ganze muß als bedeutendes Denkmal des vorisraelitischen Kanaan betrachtet werden, seine Geschichte mag bis 3000 v. Chr. zurückgehen. Ganz neuerdings ist ein wohlgehaltenes israelitisches Haus, 7. Jh., mit verschiedenem Inventar gefunden. Die Frage der Identifizierung ist immer noch offen. — S. Daiches, Exegetical notes. In Jud XX, 16 sind die Schleuderer eine Hilfstruppe, בָּחֹרִים heißt hier nicht „ausgerufen“. Jer XXII, 23 soll בָּחֹרֶת von חָנָה sich beugen, krümmen בָּחֹרֶת oder von חָנָה = חנה mit MT בָּחֹרֶת gelesen werden: „wie krümmst Du dich, wenn die Wehen kommen.“

M. Löhr.

Petermanns Geographische Mitteilungen 1927:

11/12 328—31 P. Borchardt, Die Messingstadt in 1001 Nacht — eine Erinnerung an Atlantis? („Meine Aufgabe war . . . nachzuweisen, daß . . . eine geographische Untersuchung der ‚Geschichte der Messingstadt‘ zeigt, daß man dieselbe an die Meeresküste der kleinen Syrte verlegte, wo ich an anderer Stelle die Messingstadt und Burg des Poseidon Platos sowie die Stadt Scheria der Phäaken Homers und A. Hermann Tharsisch zu lokalisieren versuchten.“) G. B.

Poznański-Gedenkschrift (Livre d'hommage à la mémoire du Dr. S. Poznański) 1927:

164—74 M. Schorr, Les composés dans les langues sémitiques. („Le *hendiadys* est à côté du status constructus une forme syntactique très importante de la liaison logique des notions et . . . supplée entièrement à la composition indo-européenne“; große Zahl von Beispielen aus dem Hebräischen — einige auch aus anderen semitischen Sprachen — von durch und verbundenen Wort- [meist Substantiv-] Paaren, die eine einheitliche Vorstellung ausdrücken.) G. B.

Quarterly Journal of the Andhra Historical Research Society 1 1926—27:

3 106—124 G. V. Seetapati, The Korni copper plate grants of Anantavarma Chodaganga. — 125—129 S. K. Ramanatha Sastriar, Bhavabhuti and his identity (über Identif. mit Umbêka, Surêsvara und Viśvarûpa). — 130—131 H. Heras, S. J., Who were the Sûlikas. (= Cōla). — 132—136 R. Srinivasa Raghava Iyengar, Ancient South Indian gold coinage. — 137—143, ders., Coins of Kavalivadavalli treasure trove case. — 144—148 Vemparala Subrahmanyam, Date of Tenkanaditya (Telugu-Dichter, Ende 9. Jh. n. Chr.). — 149—154 R. Subba Rao, Scope of anthropological research in the Agency division. Part II: Chenchus. — 155—166 M. Ramakrishnakavi, Tapasavatsaraja. 4 172—189 V. Apparao, Rajahmundry Museum plates of Anna Deva Chola (14. Jh.). — 190—194 R. Sreenivasa

Raghava Iyengar, Old Chola coins; Old Maratha coins. — 195—202 K. B. Subrahmanyam, Kalingam and Tamilakam. — 203—219 C. Veerabhadra Rao Pantulu, Kulottunga and his times. — 220—227 C. Atmaram, The affinity between Telugu and Tamil. — 228—231 G. Ramadas, Vyaghradeva of the Vākātaka inscr. of Ganj. 2, 1927—28:

1 1—11 S. Krishnaswami Aiyangar, Kalingadesa. — 12—33 Nilakantha Das, A short review of the hist. of Kalinga. — 34—49 B. V. Krishnarao, Kōta chiefs. — 50—57 A. Sankara Rao, Hindu India from Talikota (1565) to Sivaji's rise (1660). — 58—60 K. Raghavacharyulu, Date of Krishnadeva Raya's death (1530 n. Chr. ?) — 61—66 R. Subba Rao, Hāla and Śālivāhana era. W. P.

Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Philol.-Hist. Klasse 1924/1925:

5 H. Ranke, Alter und Herkunft der ägyptischen „Löwenjagdplakette“. 6 Ch. Bartholomae, Zur Kenntnis der mittelindischen Mundarten. 1926/1927: 4 J. Schacht, Das Kitab adkār al-huqūq war-ruhūn aus dem al-ġāmi' al-kabir fiš-šurūṭ des abū Ġa'far Aḥmad ibn Muḥammad at-Taḥāwī. E. P. B.

Syria 1926:

234—248 Raymond Koechlin, A propos de la céramique de Samarra (m. 6 Taf. über Sarre, Kleinfunde von Samarra und ihre Einordnung in die Geschichte der persischen Töpferei). — Wr.

353—419 A. Gabriel, Les mosquées de Constantinople. (Beschreibung und Klassifikation von 42 Moscheen nach 6 Typen: A. quadratischer oder oblonger Saal mit einer oder mehreren Kuppeln, im Süden und Norden von Nebensälen flankiert; B. quadratischer Saal mit Kuppel; C. desgl. flankiert von zwei Halbkuppeln in der Hauptaxe; D. desgl. von vier Halbkuppeln in den beiden Axen; E. oblonger Saal mit sechs gleichen Kuppeln; F. oblonger Saal mit Zentralkuppel und niedrigeren Flügeln; — Entwicklungsgeschichte: Le plan et le système des voutes, les formes structurales, les ordonnances, le décor, l'effet monumental. „On voit, . . . que l'école turque de Constantinople ne saurait être considérée comme un simple prolongement de l'école byzantine. . . D'un amalgame d'éléments d'origines diverses, il est résulté des compositions homogènes qui constituent un groupe à part dans l'histoire de l'art musulman.“ 38 Textabbildungen, meist Pläne; 7 Tafeln mit je 4 Photographien.) G. B.

Teologisk Tidsskrift 4 Række VIII. 1926:

1 50 A. Bentzen, Formodninger angaaende Dateringen af Ps. 110 og 2. [von König David gedichtet]. — *Hertzberg, Prophet und Gott (A. Bentzen). — *J. Lindblom, Die literarische Gattung der prophetischen Literatur (ders.). — *G. Hylmø, De sk. vallfartssångerna; psaltaren (ders.). — *E. Sachsse, Die Bedeutung des Namens Israel (J. C. Jacobsen). — *E. Preuschen, Griechisch-Deutsches Wörterbuch zum N. T. bearb. von W. Bauer (Torm). O. K. P.

Theologische Blätter 6 (37) 1927:

5 147—148 *A. Allwohn, Die Ehe des Propheten Hosea in psychoanalytischer Beleuchtung (J. Bergrich). 8 213—224 M. Dibelius, Urchristliche Geschichte und Weltgeschichte. 12 293—302 K. L. Schmidt, Das Kirchenproblem im Urchristentum. — 307—310 O. Eißfeldt, Inter-

nationale Alttestamentlertagung in Oxford. — 311—312 *L. Rost, Die Überlieferung von der Thronfolge Davids (J. Begrich). E. P. B.

Theologische Literaturzeitung 52 1927:

19 433—439 *R. Bultmann, Jesus (E. Lohmeyer). — 445 *C. Meinhof, Die Religionen der Afrikaner in ihrem Zusammenhang mit dem Wirtschaftsleben (Ch. Schomerus). — 20 462—463 *G. Dalman, Aramäische Dialektproben (W. Baumgartner). — 463 *I. Löw, Die Flora der Juden (G. Dalman). — 21 486 *A. Jeremias, Buddhistische und theosophische Frömmigkeit (R. O. Franke). — 489—491 *A. Rahlfs, Septuaginta (J. Herrmann). — 491 *Hebrew Union College Annual (G. Dalman). — 493—495 Peterson, Εὐς θεός als Zirkusakklamation in Byzanz. — 497—498 *G. Mehlis, Die Mystik in der Fülle ihrer Erscheinungsformen in allen Zeiten und Kulturen (G. Heinzelmann). — 22 513—514 *G. C. B. Chalmers, Further Dialogues of the Buddha (R. O. Franke). — 514—515 *P. E. Guigues, Pointe de flèche en bronze à inscription phénicienne. S. Ronzevalle, Note sur le texte phénicien de la flèche publiée par M. P. E. Guigues (A. Gustavs). — 515 *F. Singermann, Der Midrasch Tanchuma (G. Kittel). — 515—517 *J. Hempel, Gott und Mensch im Alten Testament (J. Meinhold). — 517—518 *M. I. Margolis and A. Mark, A History of the Jewish People (G. Beer). — 526 *C. Ihmels, Um unsere Aufgabe in Indien (H. W. Schomerus). — 528 *F. Niebergall, Praktische Auslegung des Alten Testaments (E. W. Bußmann). — 23 533—534 *A. Merk, Der armenische Irenaeus Haereses (G. Ficker). E. P. B.

Türkische Post 1927:

16/6; 17/6 Reschad Nuri, Die Tugendprämie (aus *Sönmiş jıldızlar* 1339), übertr. v. H. W. Duda. — 16/9; 17/9; 18/9 H. W. Duda, Ein Gespräch mit Jakub Kadri (mit Mitteilungen über seinen neuen Roman *Hüküm geçesi*, über seine eigenen Eindrücke als Bektaschi-Derwisch, über seine Stellung zur Alphabetfrage u. a.). — 23/11 Ders., Ein Gespräch mit Ertuğrul Muchsini (der vorigen Jahr den Hamlet übersetzt, inszeniert und die Hauptrolle gespielt hat). — 4/12; 5/12 Köprülüade Mehmed Fuad, Der heutige Stand der turkologischen Forschungen (übersetzt aus der Zeitschrift *Hajet*; Aufzählung der wichtigsten Turkologen außerhalb der Türkei und Bericht über die Publikationstätigkeit des Turkologischen Instituts der Universität Stambul). G. B.

Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft und die Kunde des nachbiblischen Judentums N. F. 4 1927:

1/2 I—XXIV Hugo Großmann, Gedächtnisworte von A. Titius, Th. H. Robinson, E. Sellin, J. Hempel (mit Bild). (Hempel ruft zur Errichtung einer Großmann-Gedächtnisspende auf, die den Ankauf seiner Bibliothek für das Institutum Judaicum der Universität Berlin ermöglichen soll). — „Dem Alttestamentlertage 1927 in Oxford gewidmet“; 3—9 Th. H. Robinson, Die prophetischen Bücher im Lichte neuer Entdeckungen (Vortrag auf dem deutschen Alttestamentlertag in Hamburg 1926). (Die israelitische prophetische Literatur hat von der ägyptischen die Vorliebe für glücklichen Ausgang, Abschluß durch eine Verheißung, übernommen, jedoch erst auf der zweiten Stufe der Entwicklung der Prophetenbücher, bei der Herstellung kleinerer Sammlungen, noch stärker auf der dritten Stufe, der redaktionellen Vereinigungen solcher Sammlungen zum Buch.) — 9—24 W. O. E. Oesterley, The „Teaching of Amen-em-ope“ and the

Old Testament. (Die Lehre des Amen-em-ope ist durch ihren religiösen Gehalt in der ägyptischen Literatur isoliert, dagegen mit dem Alten Testament verwandt, und zwar nicht nur den Proverben. „Our conclusion, then, so far as the relationship between the Teaching of Amen-em-ope and the Book of Proverbs is concerned is, that the writers of each were partially indebted to the common stock of „Wisdom“ material which existed . . in the East. But, regarding the collection in Prov. 22, 17—23, 14, both A. and the compilers of Proverbs made use of an older Hebrew collection.“) — 24—9 A. C. Welch, On the method of celebrating passover. (Ex. 12, 1—13 stellt, im Gegensatz zu V. 21—28, das jüdische Gesetz des Passah als eines Familienfestes dar. Erst Josia verlegt nach israelitischem Muster die Feier ins Heiligtum, und zwar Jerusalem, um stärkeren Einfluß auf Israel zu gewinnen.) — 30—58 S. Mowinckel, „Die letzten Worte Davids“ 2. Sam. 23, 1—7. (Das Gedicht besteht, wie die hebräischen Gedichte insgesamt, aus regelmäßigen Strophen und ist, was im Alten Testament häufig ist, durch Lücken entstellt. Es ist „seiner Absicht nach eine . . Weissagung über die strahlende Zukunft des Davidshauses, nach Inhalt und Stil eine künstliche Mischung von Prophetenwort und Maschal“ in traditionellem Königsorakelstil mit der Pointe, daß ein ganz bestimmter wirklicher König gemeint ist, am ehesten wohl Hiskia oder Josia.) — 59—81 A. Alt, Eine galiläische Ortsliste in Jos. 19. (Das Kapitel ist zusammengesetzt aus einer Liste unerobter Kananiterstädte — vgl. Ri. 1 —, aus Grenzbeschreibungen der Stämme und einer Ortsliste, wobei der Redaktor, auf Kürze bedacht, jede Angabe nur einmal bringt. Die Ortsliste deckt in ihrer Gesamtheit die assyrische Provinz Megiddo; sie ist daher wohl in der kurzen Zeit, während derer Josia sich dieser Provinz bemächtigte, in jüdische Hände gekommen.) — 81—133 W. Baumgartner, Das Aramäische im Buche Daniel. (Wenn man das Aramäische des Dan. sprachgeschichtlich einordnet, indem man seine Stellung in bezug auf einige Spracherscheinungen untersucht, die eine deutliche Entwicklung zeigen, — und zwar 1. Schreibung des auslautenden —ā, 2. Verhältnis von d und z für altes ḏ, 3. von ʿ und q für altes ḡ und 4. von ḡ und p für altes š, 5. Form des Wortes „Herr“ [mārē usw.], 6. m oder n in den Pron. usw. der 2.3. Pers. Plur., 7. Bildung des Kausativs, 8. Gestalt des Reflexivpräfices, 9. Vorhandensein der inneren Passiva und 10. des Jussivs, 11. Verhältnis der Verba גָּזַל und גָּזַל —, so kennzeichnet es sich als „mittleres Aramäisch“ des 2/3. vorchristlichen Jahrhunderts, nur einige Jahrzehnte jünger als das Aramäische des Ezra-Buchs — dessen Urkunden also nicht echt sein können. Der Ursprungsort von Dan. — im Osten oder in Palästina — läßt sich aus dem Sprachcharakter nicht bestimmen.) — 134—40 A. Gustavs, Kultische Symbolik bei den Hethitern (symbolisch gemeinte kultische und Zauberhandlungen, die Parallelen zum AT. bilden). — 141—50 F. Stummer, Die neue römische Ausgabe der Vulgata zur Genesis. — 151—5 B. Heller, Die letzten Kapitel des Buches Sacharja im Lichte des späteren Judentums (Berührungen mit Halacha und Aggada, die für eine möglichst späte Ansetzung des Buches sprechen). — 155 Ders., Nachtrag zu ZAW 1926, 317—20. — 156—9 P. Leander, Verbesserungen am aramäischen Teil von Gesenius' Handwörterbuch. — 160 J. Hempel, Bemerkungen. G. B.

Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft XXI 1927:

60—66 Wilh. Weber, Kunst und Geschichte (ausf. Inhaltsang. eines Vortrags von prinzipieller Bedeutung). W. r.

Zeitschrift für Indologie und Iranistik V 1927:
 1—92 H. Lommel, Untersuchungen über die Metrik des jüngeren Avesta. II. Zehnsilbige Verse. Entdeckung von zehnsilbigen Versen durch Geldner, Metrik S. 117, ist nicht weiter verfolgt worden und ist unwirksam geblieben. Hier versucht der Verf. hauptsächlich an den Materialien der Yaṣts — das Vorkommen solcher Verse durch zahlreiche textkritische, sprachliche und sachliche Erörterungen nachzuweisen. Der Nachtrag behandelt vom awestischen Standpunkt aus Tedesco's ostiranische Nominalisation (Z II. IV). Der Stellen-Index berücksichtigt auch seine früheren Arbeiten auf diesem Gebiet.) — 97 W. Printz, Indische Anzeigen. 1. Ved. *mārā-dēṣa* „gebend wie ein Knabe“. Er nimmt *ṣa* als Adj. (normale Form *dēṣnu*). 2. *ai kṛtvāṣa*, *khathum* usw. 3. Zum Daśakumāracarita. In der Uebersetzung von Hertels Übersetzung II. S. 157, Anm. 1. Ich P. die Beschreibung einer *Dikṣā*. 4. Zu Sītā's Einführung. Es wird die Stelle von J. P. Connor, der Ramayana in Burma, zitiert, wo Lakṣmaṇa, bevor er Sītā verläßt, drei Kreise um die Hütte zieht. Außer sieben und drei Kreisen ist mir das Ziehen auch in einem Kreis bekannt, Gujarati-Bearbeitung von Radhar, Aranya 14, 35 und in der volkstümlichen Aufführung von Rāma-līlā. — 98—123 *W. Caland, Die Satapatha Brāhmaṇa in der Kāṇvīya Recension (Oertel). — 124—128 *J. Nobel, The Foundations of Indian Poetry and their Historical Development, General Outlines. (H. Weller).
 129—135 Folgende Beiträge zur Festschrift für E. Hultsch, mit einem Bildnis. St. Konow, The Skārāhari Image Inscription. K. bespricht die früheren Interpretationen und gibt die seinige: „L. 1. *vaṣe* / *u* / *pacadusatimae aṣāḍama masasa divase* 20 1 1. 2. *ṣa* / *a* / *r* / *gapade daśama bharadū sarman artha* / *ṣa* / *e* / *s* / *u* / . In the four-hundredth less-one (309th) day, on the 22. day of the month Aṣāḍha. May I carry the tenth to heaven. I ask for protection among children.“ — 136—152 J. Nobel, Die Avantisundarikathā. (N. bespricht ausführlich und kritisch das von M. Ramakrishna Kavi veröffentlichte 3. Bändchen der Dakṣinabharatī Series, das zwei eng zusammenhängende fragmentarische Erzählungen, die Avantisundarikathā und *sāra enthält. N. zeigt, daß die literarische Vorrede, die hier gedruckt ist, und die Genealogie des Erzählers (anḍin) Licht in eine dunkle Epoche der indischen Literaturgeschichte wirft). — 153—163 B. Liebhaf, Floher Wanze? (L. weist nach, daß die 7. Erzählung des ersten Buches des Pañchatantra „Laus und Wanze“ heißen müßte, da die Bedeutung Floh für *matkūṣa* nicht zu beweisen ist (guj. *mākan* oder **kaḍ* heißt auch „Wanze“). Wenn nun in der mittelpersischen Bearbeitung „Floh“ gestanden hat, so liegt der Grund darin, daß im damaligen Persien Wanzen unbekannt waren). — 164—177 W. Wüst, Vier Etymologien. 1. *kālā*, 2. *kūṣa*, nom. pr. und seine Sippe. 3. *ṣghuṣ* und Ableitungen, 4. eine außerindische Beziehung der *mā*. — 178—184 H. Weller, Zu einigen Metaphern des Rigveda. — 185—189 R. Schmidt, Die Beres-Ausgabe des Ratirahasyam. (Textkritische Bemerkungen zu diesem Buch über Erotik von Kokka, herausgegeben von Devīdattaśarman, dessen neue Ausgabe Sch. vorbereitet hat). — 190—192 F. Geldner, Das wunderbare Feuerzeug der Aśvin. Die Honigpeitsche, mit der die Aśvin das Opfer und die Priester selbst versüssen. Zwei goldene Reibhölzer, die den Aśvin, als Geburtshelfer wirkend, die Gebärende herausreiben. — 193—202 M. Walleiser, Die Aussprache von skr. *a*. W. meint, daß die

von Pāṇini 8. 4. 68 gegebene Ausspracheregeln über *a* auch für das Altindische gelten müsse. (Über diese Sūtra s. H. Sköld, Papers on Pāṇini, wo er das Sūtra ganz anders auffaßt und für unecht erklärt). — 203—215 E. Sieg, Rgveda I. 161. (Neue Interpretation des „interessantesten und aber schwierigsten unter den Rbhu-Liedern.“). — 216—221 J. Jolly, Kautilya oder Kautalya? Das erstere ursprünglich. — 222—227 A. Hillebrandt, Das Maskulinum *brāhmaṇin* im Rgveda. — 228—240 Th. Zachariae, Einen Scheidenden bis an ein Wasser begleiten. Z. bespricht einige Redensarten usw., die unter die Rubrik Reiseaberglauben und Reisezauber fallen und bringt nebenbei eine Erörterung über das Wort *protha*. (Ich möchte zu dem Aberglauben, daß man bei einem Reiseantritt sich nicht umsehen solle, bemerken, daß, wenigstens in Gujarat, der umgekehrte Aberglaube herrscht, man soll über die rechte Schulter zurücksehen, und daß der Aberglaube, mit dem rechten Fuße anzutreten, noch heute herrscht.) J. C. T.

Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft 42 1927:

10 305—324 J. Scheffelowitz, Studien zur iranischen Religionsgeschichte (Schluß). — 324—327 R. O. Franke, Zwei griechisch-buddhistische Entsprechungen. — 327—328 Witte, Die neueste Entwicklung in China. — 328—329 Devaranne, „Uposatha“ in Berlin-Frohnau. — 330—331 Ders., Die Mission des japanischen Neo-Buddhismus. — 331 Ders., Frauenemanzipation in China. — 332 *MacLagan, Chinese religious ideas (Devaranne). — 336 *K. Fritz, Christentum und nationale Strömung in China (Devaranne).
 E. P. B.

Zeitschrift der Savigny-Stiftung f. Rechtsgeschichte 1927:

446—455 *Evaristo Carusi, Dritto e Filologia (gegen Mellino gerichtete Polemik) (E. Pritsch).
 W. R.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 37 1927:

1 10. S. Blach, Nachträge zu: Scheffelowitz, Alt-palästinensischer Bauernglaube. E. P. B.

Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung 55 1927:

1/2 33—35 H. Jacobsohn, Nachträge zu dem Aufsatz Συναδικά. — 75—103 P. Kretschmer, Weiteres zur Urgeschichte der Inder. — 104—112 J. Wackernagel, Indoiranica (1. *pānthāh* „Weg“. — 2. Mittellind. *ekacca*). — 156—159 E. Lewy, Arisch-Ugrisches.
 E. P. B.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Bei Einforderung von Rezensionsexemplaren genügt Angabe der Nummer mit Autornamen. Erfolgt auf die Einforderung innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordern den Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

- 342 'Ali ibn abi Tālib: Nahg al-balāga.
 343 Allan, J.: Catalogue of the Coins in the Indian Museum Calcutta Vol. IV.
 344 Anwander, A.: Die Religionen der Menschheit. Einführung in Wesen und Geschichte der außerchristl. Gottesvorstellungen.
 345 Banerji, B.: Dawn of new India.
 *346 Barthold, W.: Turkestan down to the Mongol Invasion. Second Edition, transl. from the Original Russian.
 347 Bell, W. Y.: The Mutawakkili of As-Suyuti. A Translation of the Arabic Text with Introduction, Notes and Indices. Dissertation.

- *348 Bissing, F. W. von: Das Re-Heiligtum des Königs Ne-Woser-Re (Rathures) hrsg. Bd. III: Die große Festvorstellung. Von H. Kees.
- 349 Borchardt, L.: Die Entstehung der Pyramide. An der Baugeschichte der Pyramide bei Mejdum nachgewiesen. Mit einem Beitrage über Lastentransport und Bauzeit von Louis Croon.
- 350 Bryk, F.: Neger-Eros. Ethnologische Studien über das Sexualleben bei Negern.
- 351 Colebrooke: Translation of the Lílávati. With Notes by H. Ch. Banerji. Sec. Ed.
- *352 Dalland, O.: Kina under Forvandling.
- 353 Doke, C. M.: The Phonetics of the Zulu Language.
- 354 — Text of Zulu Grammar.
- *355 Dubs, H. H.: The Works of Hsüntze, transl. from the Chinese with Notes.
- 356 Eisler, R.: ΙΗΘΕΥΕ ΒΑΣΙΛΕΥΕ ΟΥ ΒΑΣΙΛΕΥΣΑΣ. Die messianische Unabhängigkeitsbewegung vom Auftreten Johannes des Täufers bis zum Untergang Jacob des Gerechten nach der neuerschlossenen Eroberung von Jerusalem des Flavius Josephus und den christl. Quellen dargestellt.
- 357 Eminent Mussalmans. Biographical and critical Sketches. Statesmen, Poets, Reformers, Jurists and Politicians.
- 358 Eminent Orientalists. Indian, European, American. First Edition.
- 359 d'Esme, J.: A travers l'Empire de Ménélík.
- 360 Ibn Faḍl Allah al-'Omārī: Masālik el Abṣār fi Mamālik el Amṣār. I. L'Afrique, moins l'Égypte. Traduit et annoté par Gaudefroy-Demombynes.
- 361 Gadd, C. J., and L. Legrain: Ur Excavations Texts. I. Royal Inscriptions.
- *362 Galling, K.: Die Erwählungstraditionen Israels.
- 363 Glasenapp, H. von: Religiöse Reformbewegungen im heutigen Indien.
- 364 Götzke, A.: Das Hethiter-Reich. Seine Stellung zwischen Ost und West.
- *365 del Grande, C.: Liturgiae preces Hymni Christianorum e Papyris Collecti.
- 366 Ibn Hammād: Histoire des Rois 'Obaïdides (les Califes Fatimides), éditée et traduite par M. Vonderheyden.
- 367 Heepe, M.: Lautzeichen und ihre Anwendung in verschiedenen Sprachgebieten.
- *368 Hürlimann, M.: Indien. Baukunst, Landschaft und Volksleben.
- 369 Jacottet, E.: A Grammar of the Sesuto Language.
- 370 Jensen, P.: Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur. II. Bd.: Die israelitischen Gilgamesch-Sagen in den Sagen der Weltliteratur.
- 371 Ipsen, G., u. F. Karg: Schallanalytische Versuche. Eine Einführung in die Schallanalyse.
- 372 Kemal Pascha, G. M.: Der Weg zur Freiheit 1919—1920. Die neue Türkei 1919—1927. Rede.
- 373 Krishnamurti, J.: The Kingdom of Happiness. Sec. Ed.
- *374 Le Coq, A. von, u. E. Waldschmidt: Die buddhistische Spätantike in Mittelasien. VI. Teil: Neue Bildwerke II. Mit einem Beitrag über die Darstellungen und den Stil der Wandgemälde aus Qyzil bei Kutscha.
- 375 Lutz, H. F.: Neo-Babylonian Administrative Documents from Erech. Parts I u. II.
- 376 Makhan Lal Sen, B. L.: The Ramayan, transl. from the Original of Valmiki. A modernised Version in English Prose.
- 377 Mensching, G.: Das Christentum im Kreise der Weltreligionen. Grundsätzliches über das Verhältnis der Fremdreigionen zum Christentum.
- 378 Monet, P.: Entre deux Feux.
- 379 Nielsen, D.: Der geschichtliche Jesus.
- 380 Nyanatiloka: Pali-Anthologie und Wörterbuch. Eine Sammlung progressiv angeordneter Palitexte mit einem nach wissenschaftl. Grundsätzen verfaßten u. mit etymologischen Anmerk. versehenen Wörterbuch.
- 381 Petrie, Sir Flinders: Gerar.
- 382 [Poznański:] Livre d'Hommage à la Mémoire du Dr. Samuel Poznański (1864—1921).
- 383 Ramanujan, S.: Collected Papers, ed. by G. H. Hardy, P. V. Seshu Aiyar and B. M. Wilson.
- 384 Rhodokanakis, N.: Altsabäische Texte I.
- 385 Rivière, P.-L.: Études Marocaines.
- 386 Salik, S. A.: The early Heroes of Islam.
- 387 Sankara, Ramanuja, Madhwa. Three great Acharyas. Critical Sketches of their Life and Times. An Exposition of their Philosophical Systems.
- 388 Scholem, G.: Bibliographie der Schriften des R. Nahman aus Breslau, seiner Schüler und Enkelschüler. (hebr.)
- 389 Schrader, K., u. F. J. Furtwängler: Das werktätige Indien. Sein Werden und sein Kampf.
- 390 Schröder, F. R.: Die Parzivalfrage.
- 391 Sergi, G.: Le prime e le più antiche Civiltà. I Creatori.
- 392 Spencer, B., and F. J. Gillen: The Arunta. A study of a stone age people. Vol. I u. II.
- *393 Stein, E.: Geschichte des spätromischen Reiches. I. Bd.: Vom Römischen zum Byzantinischen Staate (284—476 n. Chr.).
- 394 Studia Orientalia II.
- *395 Taube, C.: Från Liao Ho till Gula Floden. Tre År med den Mandshuriska Armen i Fält.
- 396 Torczyner, H.: Der Numerus im Problem der Sprachentstehung.
- 397 Tschirikow, V.: Die hellenistischen Städtegründungen von Alexander dem Großen bis auf die Römerzeit.
- 398 The Visitors' Guide to Calcutta. Including a brief History with up to date Map illustrated.
- 399 Wanninger, J.: Das Heilige in der Religion der Australier. Eine Untersuchung über den Begriff „Tjuringa“ bei den Aranda.
- *400 Weig, J.: Deutsch-chinesischer Sprachführer mit Wörterbuch. Ein Hilfsbüchlein für den täglichen Gebrauch.
- 401 Willoughby-Meade, G.: Chinese Ghouls and Goblins.
- 402 Witte, J.: Mè Ti. Der Philosoph der allgemeinen Menschenliebe und sozialen Gleichheit im alten China. Ein Quellenbuch.
- 403 — Die evangelische Weltmission. Ihre Ziele, Wege und Erfolge.
- 404 Wuilleumier, P.: Musées et Collections archéologiques de l'Algérie et de la Tunisie.